Figuren.

Figuren.

Geschichte, Leben und Scenerie

aus

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

An

Friedrich Althaus

in London.

Deus nobis haec otia fecit.
Virgil.

Es sind nun fast zwei Jahre vergangen, seit wir uns auf dem schönen Eiland Capri trennten, nach den herrlichsten Tagen, die wir an jenen Golfen von Salerno, von Amalfi und von Bajä zusammen genossen hatten. Damals besprachen wir Vieles von gemeinsamen Interessen der vaterländischen Literatur, welcher dein Bruder Theodor allzu früh entrissen worden ist, in denselben Unglückstagen, da mein Freund und Landsmann Ludwig Bornträger der Kunst entrissen wurde.

Nun sende ich dir dies Zeichen der Erinnerung. Von den Abhandluugen, welche dieses Buch enthält, brachte einzelne die augsburger «Allgemeine Zeitung», wie du dich dessen erinnern wirst, doch sind sie hier bedeutend vermehrt, namentlich habe ich die Geschichte

des Ghetto und der Juden in Rom durch spätere Studien um die Hälfte erweitern können. Nur um eines Gegenbildes willen und um dem Wunsche meiner Freunde in der Heimat zu entsprechen, habe ich die „Idyllen vom Baltischen Ufer", welche im Jahre 1851 das «Deutsche Museum» abdruckte, in diese Sammlung aufgenommen.

Betrachte dieses Buch denn als einen freundlichen Gruß aus dem Süden und lies es so anspruchslos, als es sich selbst bietet. Denn was es gibt, sind Versuche eines Solchen, der wenig weiß, aber gern lernt und gern betrachtet. Es sind Blätter aus ernsten Wanderjahren.

Dem Menschen aber, sagt ein weiser Römer, ist ein beweglicher Wandersinn gegeben, weil er vom himmlischen Geiste bewegt wird.

Lebe wohl, bis wir uns in bessern Zeiten im besten Vaterlande wiederfinden.

Geschrieben in Rom am ersten Pfingsttage 1855.

Inhalt.

Inhalt.

Ein Besuch auf Elba.

Ein mal in der Woche macht zur Sommerszeit das toscanische Staatsdampfschiff „Giglio" die Fahrt nach Elba, Regierungsdepeschen und Passagiere hinüberzubringen. Sie dauert, von Livorno aus, gegen fünf Stunden, weil sie über Piombino geht, wo das Schiff eine Weile anlegt.

Immer längs der tuscischen Küste, an den Maremmen hinsegelnd, erfreut man sich der grünen und weitausgedehnten Niederung, die sich zum Meere senkt und nach dem Lande zu durch das Gebirge geschlossen wird, welches die Gegend von Volterra durchstreicht. Thürme an solchen Stellen, wo ein Landungsplatz sich befindet, wenige kleine Hafenorte, einige Fabrikgebäude und zerstreut liegende Campagnahäuser unterbrechen den einförmigen Strich der Maremmen, welche von Arbutusbuschwäldern und Myrten grünen und in ihrem Dickicht die reichste Jagd von Wildschweinen hegen.

Zur Zeit der Etrusker standen auf dieser Küste reiche, große und durch ihre Cultur weithin mächtige Städte von Volaterrä ab bis nach Cäre und bis Veji

in die Campagna von Rom hinunter. Man kommt an dem alten Cecina vorbei, einem noch heute mit demselben Namen bestehenden Orte, hart an der Küste. Weiter südlich lag das alte berühmte Vetulonia, dann Populonium, eine der mächtigsten Städte der Etrusker, welche ihre Herrschaft auf alle umliegenden Inseln des tuscischen Kanals erstreckt hatte. Sie wurde im Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla zerstört, sodaß schon zur Zeit des Strabo von ihrer Größe nichts mehr übrig geblieben war als ein alter Thurm, einige Tempel und Mauerreste. Ihre Trümmer sieht man auf dem Vorgebirge der kleinen Halbinsel, die das Ufer hier ausstreckt, überwildert von Gestrüpp und Haidekraut; eine kleine befestigte Ortschaft liegt auf ihrer Stelle. Das Ufer ist todt und öde. Um diese Halbinsel von Populonium segelnd, kommt man gleich in den Hafen von Piombino.

Die kleine Stadt von kaum 1200 Einwohnern war einst die Herrschaft des Hauses Appiani und im Jahre 1805 des Corsen Felix Bacciochi, Herzogs von Lucca und Piombino und Gemahls der Prinzessin Elisa Bonaparte. Nach dem Aussterben der Appiani im Jahre 1631 war das Fürstenthum an Spanien und im Jahre 1681 an Hugo Buoncompagni-Ludovisi gekommen, dessen Nachkommen es seit 1815 wieder besitzen unter toscanischer Oberhoheit. Die kleinen Gassen der Stadt mit ihren gelben Häusern, das fürstliche Schloß auf der Höhe, schwarze Mauern und ein höchst pittoresker verwitterter Thurm auf einer zerrissenen Klippe am Hafen schauen in das Meer einsam und weltverloren.

Die Aussicht von der Stadt ist allein eines Herrschersitzes werth; ein ganzer Archipel liegt vor den Blicken, schöne malerische Eilande in der blauen Meeresfläche, die Inseln Giglio, Cervoli, Palmarola, Elba, Corsica. Gerade gegenüber und eine halbe Stunde entfernt liegt Elba, mächtige Bergmassen emporstreckend und lachend grüne Thallandschaften zeigend, die kleinen Inseln Cervoli und Palmarola vor sich, welche mit Thürmen gekrönt sind.

Je näher man an Elba herankommt, desto rauher erscheinen seine Felsen; von Ortschaften ist kaum eine Spur zu sehen, außer einem kleinen Hafenort, den man linker Hand liegen läßt. Die Ufer sind sehr schroff und von einer finstern Majestät. Hoch oben, auf der höchsten Spitze eines Bergs, steht kühn ein einzelner grauer Thurm, in alten grauen Zeiten gebaut, vom Volke Torre di Giove, der Thurm des Jupiter, genannt, ein ehrwürdiges Wahrzeichen für den Schiffer, der auf diese Napoleonsinsel zusteuert.

Nun fliegt das Schiff um ein braunes Vorgebirge, und nicht gering ist die plötzliche Ueberraschung. Denn mit einem mal zeigt sich der große schöne Golf von Porto-Ferrajo, ein herrliches Halbrund, amphitheatralisch von hohen Bergen eingefaßt, deren Abhänge bis zum Meere bedeckt sind mit Gartenhainen, mit Villen, Landgütern, kleinen Kapellen, in der reizendsten Landschaft, unter Cypressen, hochaufgeschossenen Aloeblumen und grünschattigen Maulbeerbäumen. Zur Rechten wird der Golf von einer Halbinsel umzogen, deren Isthmus sehr schmal ist, und auf dieser liegt in einer imposanten

Haltung Stadt und Hafen Porto-Ferrajo, das alte Argous und das spätere Cosmopolis, ein schönes Denkmal des glücklichen Cosmus I. aus dem Hause der Medici und das ehrwürdige Gefängniß des Kaisers Napoleon.

Ich betrat die Stadt mit dem Gefühl, in eine historische Idylle einzutreten. Die großen und ernsten Linien des schönen Golfs haben etwas Feierliches von majestätischer Ruhe, die Stadt auf der Halbinsel, so graziös toscanisch, so lieblich und so klein, hat Alles von ländlicher Einsamkeit und weltabgeschiedenem Wohlbehagen.

Die Straßen sind zusammengedrängt, doch wohl überschaulich; die kleinen Plätze und grünen Orangengärten, die sich frei und luftig den Berg hinaufziehen, haben etwas ungemein Lockendes. Die ganze Stadt schimmert in einer hellen gelben Grundfarbe, welche zu dem frischen Grün der Bäume und dem tiefen Blau des Meers heiter stimmt. Ein herrlicher Aufenthalt für entthronte Könige, ihre Memoiren zu schreiben!

Auch die Thürme und Basteien dreier Forts, des Forts Stella, des Falcone und des Castells Inglese, sehen nicht düster und melancholisch aus, sondern sauber und malerisch. Zu ihren Füßen liegt der Hafen, ein sicherer und schöner Cirkel, mit guten Quais eingefaßt, ein Werk des Cosmus von Medici. Durch die Tromba, das prächtige Thor in der Mitte des Cirkels, tritt man in die Stadt, nachdem man mit Befriedigung die vielverheißende Inschrift gelesen hat:

Templa Moenia Domos
Arces Portum Cosmus Med. Florentinorum Dux II
A Fundamentis Erexit A. D. MDXLVIII.

Alles hat demnach jener glückliche Cosmus hier erbaut, Tempel, Mauern, Häuser, Burgen und Hafen — und einem Napoleon zu bauen nichts übrig gelassen als die Luftschlösser seines erneuten Kaiserreichs.

Das Schiff landet an der Treppe, von welcher einst Napoleon mit seinen Garden sich nach Frankreich einschiffte; eine Scene, die sich die Einbildungskraft sofort wiederherstellt, und wie oft, und wo nicht in aller Welt, haben wir jenes Gemälde betrachtet: Napoleon's Einschiffung auf der Insel Elba. Aber das Auge blickt immer zu der zierlichen Stadt empor und sucht ihre einzige Merkwürdigkeit, die Wohnung des verbannten Kaisers.

„Seht ihr's nicht droben liegen, das gelbe freundliche Haus unter dem Stella-Fort? Es schaut gerade her zum Hafen; seht dorthin, wo die Schildwache an dem Schilderhaus davorsteht."

„Jenes mit den kleinen Fenstern? Welches Tuilerienschloß für einen Pygmäenkönig! Es ist ja klein wie ein Gartenpavillon."

„Das ist der Palazzo des Kaisers und heute das Haus des Gouverneurs von Porto-Ferrajo."

Eine Barke bringt uns an den Quai, auf dem friedliche Bewohner der Stadt neugierig sich versammelt haben. Da gibt es keine Zudringlichkeit wie in Livorno, wo man vor Barcarolen und Facchini seines

Lebens nicht sicher ist; Alles ist still, bescheiden, zufrieden. Aus dem Thor tritt man durch eine Gasse, welche Fisch- und Gemüsemarkt ist, auf den Hauptplatz von Porto-Ferrajo, die Piazza d'arme, einen langen und schmalen Platz, an dessen einem Ende die kleine Hauptkirche der Stadt liegt. Die lautloseste Sonntagsstille herrscht hier, eine wahrhaft idyllische Stimmung und Lebensbehaglichkeit. Die reinlichen Häuser sind mit Blumen geschmückt, und von der Bedürfnißlosigkeit der Bewohner zeugen die kleinen Verkaufsläden, das kleine Kaffeehaus und der anspruchslose Gasthof L'ape d'oro, die goldene Biene, in welchem ich mit meinem Reisegefährten einkehrte. Ein einfaches Speisezimmer, ein paar schlichte, ganz schweigsame Tischgäste, ein mittelmäßiger Inselwein, ein dürftig Mittagsbrot und ein billiger, freundlicher Wirth.

Ich will von dem Innern des Städtchens selbst, welches über 3000 Einwohner zählt, nichts sagen; denn es ist eben nichts zu sagen, als daß es klein, zierlich und freundlich ist, und daß seine Gassen lustig bergauf und bergab laufen. Eine der Straßen heißt gar del Paradiso, eine andere heißt Via degli Ebrei; die Mediceer, welche die Juden in Livorno so sehr begünstigten, gaben ihnen auch in Porto-Ferrajo Wohnplätze.

Wir finden keine Ruhe, ehe wir nicht zur Wohnung Napoleon's hinaufgestiegen sind. Sie liegt zwischen dem Fort Stella und dem Falcone hoch auf dem Ufer und ist so gelegen, daß sie mit der Vorderseite auf den Golf, mit der Hinterseite auf das Meer nach Piombino blickt und eine Aussicht gewährt, welche kaum

entzückender gedacht werden kann. Aber diese Aussicht in das sonnige weite Meer und auf die zauberisch lockenden Küsten Italiens ist für einen verbannten Kaiser zu aufregend. Das Haus ist sehr klein. Es besteht aus einem platten Mittelgebäude von zwei Stockwerken mit vier Fenstern in der Fronte und zwei kleinern Seitenflügeln, welche beträchtlich niedriger sind. Durch diese geht man in das Innere, denn das Mittelgebäude hat keine Thür. Eine Gartenmauer lehnt sich zu beiden Seiten an und umschließt den kleinen Garten, in welchem Napoleon seine Morgen- und Abendspaziergänge zu machen pflegte. Citronenbäume umgrünen die Mauern, ein paar Blumenstöcke, hier und da eine Blumenvase und ein paar Marmorbilder im Grün, das ist der ganze Reichthum des kaiserlichen Gartens von Elba. Napoleon selbst hat ihn angelegt und mit Akazien geschmückt. Mir erschien es sehr charakteristisch, daß ich in ihm Kanonen aufgepflanzt fand. Da der Garten zum Bereich des Stella-Forts gehört, dient er zugleich als Schanze, und ohne Zweifel standen dort die Kanonen schon zur Zeit Napoleon's unter den Blumen aufgepflanzt; waren sie doch die Lieblingspflanzen des Kaisers, ihm schöner duftend als Rosen und Orangenblüten, und so mag man ihn hier in seinem kleinen Kanonengarten umherwandelnd denken, stillstehend an einer Haubitze, brütend, Entschlüsse abwägend, auf das Meer spähend, wo die Küste Italiens dem Blicke greifbar ist, und hinüberforschend nach dem Continent, dem Schauplatz seines Ruhms, welcher ihm die Thaten seines Riesengeistes zuruft, seine

Thatlosigkeit anklagt und seine Seele beständig anstachelt: Cäsar, du schläfst!

Aber gestehen wir es, das Bild Napoleon's auf Elba erhebt uns nicht allzu sehr. Die Heldenkraft des einzelnen Menschen, welcher gegen die Welt kämpft und trotzig das Schicksal herausfodert, ist immer bewundernswerth; aber sie läßt kalt, wenn sie nicht mehr den sittlichen Ideen und Zwecken der Geschichte, sondern nur dem Egoismus des Einzelnen dient. Die Geschichte hatte Napoleon beseitigt; wie er sich von Elba erhob, erschien er als ein Mann, der in der Welt nichts mehr zu thun hatte und von ihren Interessen abgelöst war; sein Kampf war titanisch, wie der des Einzelnen gegen die Weltordnung sein mußte; sie zerbrach ihn, der einst die Welt zerbrochen hatte, wie ein Rohr, das ein rollendes Rad zerknickt. Dies ist der tragische Sinn von Elba und von den Hundert Tagen.

Napoleon auf Sanct-Helena ist wieder eine ganz andere Erscheinung. Da erregt er die tragische Wehmuth, gleich dem Helden eines großen Trauerspiels, den wir sterben sehen mit einer von Leidenschaften gereinigten und versöhnten Seele.

Wie sonderbar! Es gibt in eben diesem Tyrrhenischen Meere Italiens noch ein zweites Felseneiland, welches als Verbannungsort eines Kaisers fort und fort in der Geschichte einen unsterblichen Namen tragen wird. Dies ist die Insel Capri, die Einsiedelei des Kaisers Tiberius. Elba und Capri, Napoleon und Tiberius sind zwei widerspruchsvolle Kehrseiten der

Despotie; dort ein Kaiser, gewaltsam auf die kleine Insel verbannt, der aus der unerträglichen Enge wieder in die Weltgeschichte sich zurücksehnt, nimmer satt durch Herrschaft oder Heldenthaten; hier ein Kaiser, der die ganze unbestrittene Welt besitzt und ihre Geschichte gleichsam mit einem Wink seiner Augenbrauen lenkt, und der sich mit einem halb ironischen, halb furchtsamen Lächeln aus der Weltgeschichte freiwillig auf die kleinste Felsenscholle seines Reichs verbannt, als ein Eremit zu leben.

Wahrlich, es war eine kindliche Naivetät der Mächte von 1814, Napoleon auf die Insel Elba zu verbannen. Man möchte versucht sein, diesen unschuldigsten Gedanken der größten Politiker Europas aus einer romantisch-poetischen Anwandelung zu erklären. Wenigstens überkam mich der einzige Sinn, der in Napoleon's Verbannung nach Elba liegt, plötzlich, als ich auf den Eisengruben von Rio stand, und ich sagte mir, daß die hohe Diplomatie von 1814 sehr poetisch gedacht habe, den Schlachtengott Napoleon, dies Eisenschwert der Weltgeschichte, auf die Eiseninsel zu verbannen. Aus ihren unerschöpflichen Erzlagern haben sich die Völker seit mehr als 20 Jahrhunderten Waffen geschmiedet, und Rom, welchem Porsenna, König jener Etrusker, die zuerst die Erze Elbas verschmiedeten, die Bedingung gestellt hatte, das Eisen fortan nur zum Ackergeräth zu verwenden, hat mit dem Eisen Elbas die Welt bezwungen. Also wurde Napoleon passend nach Elba verbannt und zum Mann mit der eisernen Maske gemacht. Vortrefflich trug er diese Maske von Elba.

Doch durfte man wirklich glauben, daß der Beherrscher der halben Welt, der sich gewöhnt hatte, die Geschicke der Völker in seiner Hand zu halten und mit Königskronen zu spielen, urplötzlich in einen pensionirten Offizier sich würde verwandeln können, der auf einer idyllischen Insel Kohl pflanzt, Vögel abrichtet, ein paar Grenadiere als erinnerungsvolles Spielzeug gebraucht und Sonntags mit seinen Nachbarn auf die Jagd geht? Dachte man an Diocletian, an Tiberius, an Karl V.? Müde Herrscher legen die Krone ab, weil sie drückend ist und nachdem sie selbst gesättigt wurden; aber auch die wuchtvollste Krone hat noch nie dem Haupte eines Mannes zu schwer geschienen, welcher ein Emporkömmling war und sie dem Glück oder dem Schicksal abgerungen hatte. Solche Menschen können zu herrschen nicht aufhören, ehe sie nicht demselben Schicksal im Kampf erlagen. Wunderlicher, romantischer Einfall also, den corsischen Löwen auf dieses Eiland, ins offene Meer zwischen Frankreich und Italien hinzusetzen, gerade in den Brennpunkt seiner Herrscherleidenschaften.

Aber es liegt ein großer fatalistischer Sinn in diesem Ort von Napoleon's Verbannung. Denn das Fatum, welches große Menschen stürzt, ist in der Regel ironisch und sein Hohn hat viel Tragisches und Ergreifendes. Es pflegt seine Opfer allzu gern in ihren eigenen Anfang zurückzustürzen und dann zu erschlagen, wenn sie die Götter des Glücks zum zweiten mal versuchen. Wenn Napoleon einen jener wilden und gewaltigen Berge von Marciana erstieg, wie er es oft

that, so konnte er von ihrem Gipfel, ich sage nicht das herrlichste Theater schrankenloser Fernen, sondern Corsica sehen, nahe vor sich mit seinen Städten, Wäldern und Bergen, mit tausend Stellen, die ihm seine Jugend ins Gedächtniß riefen. Der Anblick mußte ihm schmerzlich sein. So fand er sich vom Schicksal gegen das Land zurückgeworfen, aus welchem er als ein junger Mensch ausgegangen war, ungekannt, bürgerlich, noch nicht einmal Emporkömmling zu nennen, weil ohne Ahnung einer großen Zukunft, nur ein Sohn der Fortuna mit ungewisser Sehnsucht nach großen Thaten. Das Fatum legte sich hier um ihn wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Es war unerträglich. Er mußte den fatalistischen Ring zerbrechen; aber die Ironie des Schicksals ward er doch nicht los, denn es ersparte ihm diesen Spott nicht, daß er von Elba nach Frankreich wiederum in der Gestalt des Abenteurers auszog, in welcher er einst von Corsica in die Welt gegangen war.

Als die Marschälle Macdonald und Ney Napoleon in Fontainebleau anzeigten, daß er als Souverän Elba oder einen andern Ort, etwa Corsica, zu wählen habe, rief er heftig: „Nein! nein! Ich will nichts gemein mit Corsica haben!“ Es gehört wenig Psychologie dazu, hier in seiner Seele zu lesen. „Die Insel Elba! Wer kennt die Insel Elba? Man suche mir einen Offizier, welcher Elba kennt! Man zeige mir Karten, welche mir die Lage Elbas nennen!“ Elba — doch — Elba! Und ein schneller Gedanke ging durch seine Seele. Die Günstlinge seiner Schwester Elise von

Toscana waren es, die Elba vorgeschlagen hatten, da es Toscana so nahe lag; und so ging er, den Titel eines Kaisers mit sich führend, als Souverän nach Elba, als Resultat so vieler welterschütternden Kämpfe seines Riesengeistes endlich die lächerliche Herrschaft einer kleinen Insel davonzutragen.

Am 20. April 1814 nahm Napoleon von seiner Garde Abschied. Man mag es verzeihen, an Altes und Bekanntes zu erinnern. Ruft man sich doch gern das Bild eines außergewöhnlichen Menschen zurück, zumal in seinem Sturze. Denn an solchem Schauspiel erhebt sich die Seele zur weisern Betrachtung des Lebens und seiner ewigen Ordnung. Wenn kleine Menschen von der Höhe der Großen, worauf sie nicht ureigene Kraft, sondern nur die Schwachheit der Zeit stellte, stürzen, dann gibt es ein Ende mit Schrecken, doch kein tragisches. Vielleicht ist Napoleon's Ende die größte Tragödie der Weltgeschichte.

Was sagte dieser Mann, als er von seinen Garden, das ist von seinem Kriegshandwerk, Abschied nahm? Seine Worte sind merkwürdig gemischt aus Unwahrheit und Wahrheit, aus Politik und Sentimentalität. Die ganze Abschiedsscene ist höchst charakteristisch, weil sie ganz theatralisch ist. Um die Figur Napoleon's hängt überhaupt viel mehr Theaterpomp und Bühnengoldbrocat, als um die des Alexander und die des Pompejus. „Seid treu dem neuen Könige, welchen Frankreich sich gewählt hat", sagte er zu den weinenden Garden; „verlaßt nicht unser theures, zu lange Zeit unglückliches Vaterland. Weint nicht um mein Loos;

ich werde immer glücklich sein, wenn ich weiß, daß ihr es seid. Ich hätte sterben können — nichts war leichter für mich; aber ich will ohne Aufhören dem Pfad der Ehre folgen. Noch habe ich zu schreiben, was wir gethan haben. Ich kann euch nicht Alle umarmen. Doch ich will euern General umarmen. Kommt, General ... (er schließt den General Petit in die Arme). Man bringe mir den Adler ... (er küßt den Adler). Theurer Adler! Möchten diese Küsse alle Braven im Herzen fühlen ... Lebt wohl! meine Kinder ... meine Wünsche werden euch immer begleiten ... Bewahrt mein Andenken."

Am 27. April langte Napoleon, in elender Verkleidung den Mordanschlägen der Provence entronnen, in Fréjus an, zurücklaufend seines Glückes eigene Straße. Die er einst von Aegypten her als Triumphator durchflogen, hatte er jetzt durcheilt als Postillon, als Lakai gekleidet.

Ein französisches und ein englisches Schiff lagen im Hafen bereit. Er wählte das englische. Am 5. Mai landete er in Porto-Ferrajo auf Elba; sieben Jahre später sollte er an demselben Tage in Sanct-Helena, auf einer fernen Insel im Ocean, deren Namen er kaum gehört hatte, sterben.

Es war 6 Uhr des Abends; ein südlich schöner Tag. Das Volk von Elba, seine Unterthanen, stand auf dem Quai. Arme Menschen in schafwollenen Jacken, die phrygische Mütze in der Hand, erwarteten sie verdutzt, scheu und neugierig den großen Mann, welcher die Welt bezwungen und Länder und Kronen verschenkt

hatte, wie andere Könige goldene Ringe und Ordenskreuze verschenken, als ihren eigenen Herrscher, als Fürsten von Elba. Eine Musikbande spielte auf, wie zu einem Schäferspiel. Napoleon blieb die Nacht auf dem Schiff im kleinen Hafen. Wie muß er sich nicht beengt gefühlt haben in diesem umzirkelten Golf, welchen die Felsenberge gefangen halten!

Als er das Ufer betrat, empfing ihn der bisherige französische Commandant Dalesme. Ihm hatte Napoleon seine Ankunft gemeldet und ihm geschrieben: „General, ich habe meine Rechte den Interessen des Vaterlandes geopfert und mir die Besitzung und die Souveränetät der Insel Elba vorbehalten; macht den Einwohnern bekannt, daß ich ihre Insel zu meinem Aufenthalt wählte, sagt ihnen, daß sie immer der Gegenstand meines lebhaftesten Interesses sein werden.“

Dieses Schreiben klingt wie das eigene Todesurtheil, das Napoleon unterschrieb — Elba fortan der Gegenstand seines lebhaftesten Interesses! Eine Felsscholle für die Welt!

Der Bürgermeister und die Aeltesten von Porto-Ferrajo stellten sich dar mit den Schlüsseln der Stadt. Der Kaiser empfing sie. Es war dieselbe Scene, die er so oft erlebt hatte, vor Berlin, vor Wien, vor Dresden, vor Mailand, vor Madrid, vor Moskau — nur die Schauspieler waren andere geworden . . . ein armer stammelnder Bürgermeister von Porto-Ferrajo und ein paar Aelteste des Städtchens.

Napoleon zog in das Haus des Gouverneurs ein, und dies eben ist jener kaiserliche Palast mit dem kleinen

Kanonengarten und den kleinen Blumenstöcken. Er fing ohne Säumen den Ausbau an. Ich sah in ihm einen schönen Speisesaal und etwa 10—12 wohnliche kleinere und größere Gemächer, welche gegenwärtig der Governatore der Stadt und Festung bewohnt. In dem kleinen Schlafzimmer Napoleon's hängen an den Wänden Kupferstiche, welche Scenen aus Aegypten darstellen, und im Arbeitszimmer steht noch sein Schreibepult. Das war nun des Kaisers Tuilerienschloß, das Miniaturbild seiner Herrschaft, wie Elba selbst, und im Verhältniß zu dieser Verkleinerung stand auch sein Hof. Großmarschall des Palastes war der Graf Bertrand; der Graf Cambronne, der Artilleriegeneral Drouot und Andere bildeten den Hof, der im ganzen Haushalt 35 wohltitulirte kaiserliche Chargen zählte.

Wahrlich, der Aufenthalt in Elba war wie die idyllische Villegiatur eines römischen Kaisers, der sich dem zwingenden Ceremoniel des großen Hoflebens in der Hauptstadt entzieht und mit wenigen Vertrauten und Dienern Luft und Ruhe schöpfen geht nach Antium oder nach Bajä. Aber nein, diese Landluft von Elba war vielleicht für das Gefühl Napoleon's eine drückendere Gefangenschaft, als es nicht jene auf der Scholle von Sanct-Helena war, die er mit völliger Resignation betrat.

Man hatte ihm 700 Mann Garde zu Fuß und einige 80 Mann zu Pferde gleichsam als Spielzeug überlassen. Nun denke man sich dieses Häuflein von Veteranen beisammen, wie Schiffbrüchige auf eine Insel

verschlagen und dort am Strand gelagert. Wer zuhörte, was diese rauhen Männer, Franzosen, Corsen, Italiener, Polen, miteinander redeten, konnte die wunderbarsten Dinge hören und Bilder der halben Erde an sich vorübergehen sehen, die Pyramiden, die fürchterlichen Eisfelder von Rußland, die Alpen, Leipzig, Marengo, die Sonne von Austerlitz, Eylau und was nicht Alles — Namen wie Ney — o, auch Ney, das schmerzt — Marmont — Bernadotte, das grimmt das alte Kriegerherz — — der falsche prächtige Murat! Was ward aus Murat? O, der ist drüben in Italien noch ein König! Wenn ein Schiff zwei, drei Tage läuft, so kann man ihm die Hand reichen. „Pazienza", sagt der Italiener — „Vive l'Empereur!" ruft der Franzose — „Noch ist Nichts verloren", sagt der Pole. Manchesmal wird exercirt, der Kaiser hat das Handwerk nicht verlernt. Brav wird mit den Kanonen gefeuert. Aber die Kanonen brummen doch nur in den Wind; ärgerlich! Das ist eine schlechte Musik.

Man muß eine Unternehmung ausführen. Der Kaiser von Elba wollte sein neues Reich gleich in der ersten Zeit kennen lernen, und in Begleitung des englischen Botschafters Niel Campbell durchritt er die Insel. Man will wissen, daß er aus Furcht vor einem Meuchelmord Campbell und Bewaffnete mit sich nahm. Denn er fürchtete besonders den Commandanten des nahen Corsica, Brulart, welcher ehemals Hauptmann der Chouans und Freund des George Cadoudal gewesen war und jetzt wie zu Napoleon's Hohn Corsica befehligte. In ein paar Tagen hatte der Kaiser sich

überzeugt, daß sein Reich nicht groß sei; aber er hatte den Plan gefaßt zu bauen, Wege, Wasserleitungen, Verbesserungen anzubahnen. Er wollte dies kleine Elba kaiserlich verschönern, wie Tiberius einst das Eiland Capri verschönt hatte. Der unruhige Geist schmachtete nach Beschäftigung und Wirksamkeit und die Zeit mußte vertrieben werden.

Napoleon auf dem kleinen Elba bauend und Wege in das Gestein bahnend ist ein tief gedankenvoller Mann, welcher Figuren und Linien in den Sand zeichnet; es ist der alte Fritz, nach der verlorenen Schlacht auf der Brunnenröhre sitzend und mit dem Stock so vor sich hin grabend.

Napoleon's Blick fiel auf die kleine Inselklippe Palmarola. Vierzig Garden schickte er aus, diese Insel zu nehmen, was ihnen Niemand wehrte, da Niemand darauf wohnte. Die alten Garden nahmen die Insel ohne Säumen, setzten einen Thurm darauf und hatten also Elba vergrößert.

Auch jene kleine öde Insel Pianosa, wohin einst Augustus seinen Enkel Agrippa Posthumus verbannte, welchen Tiberius bald darauf durch abgesandte Mörder erwürgen ließ, besetzte Napoleon und bewehrte sie mit einer Schanze, vielleicht angelockt durch jene alten Kaisernamen Roms, oder durch das tragische Loos Agrippa's, mit dem er sein eigenes vergleichen mochte.

Er baute Magazine, Quais, ein paar Pferdeställe, eine Wasserleitung, ein Lazareth, ja selbst das kleine Theater in Porto-Ferrajo, wo er seine kaiserliche Loge hatte, so gut wie in Paris. Für sich selbst baute er

in der Campagna eine Villa. Rechts vom Golf führt die von Napoleon angelegte Straße zu diesem Versailles von Elba. Dahin ging oder ritt der Kaiser gern und unterhielt sich oft mit den Landleuten, die des Weges kamen, ihre kleinen fruchtbeladenen Esel vor sich hertreibend. Das Thal, in welchem diese Villa di San-Martino steht und wo einst Scipio Nasica einen Palast gehabt haben soll, ist überaus reizend. Es liegt den grandiosen Bergen im Schoos, die sich nach der corsischen Seite zu erheben. Ein Bach schlängelt sich durch die grüne Tiefe; zu beiden Seiten üppige Fülle von Baumwuchs, viele Campagnahäuser im Grün zerstreut, und wohin nur das Auge blickt, ein reicher Weinsegen von blauen schwellenden Trauben, als stände man hier auf der Campagna Felice von Neapel. Wer ein zufriedenes Herz hat, mag dort glücklich wohnen. Es gibt das ganze Jahr hindurch Rosen, den Becher zu bekränzen, und Epheuwinden um das Haupt zu tragen. Die Lüfte sind mild und würzig, und wo sich das Thal gegen Porto-Ferrajo öffnet, strahlt der Golf und die toscanische Meeresferne dem Blick entgegen.

Aber wer einst die goldene Krone getragen, den wird in San-Martino Rose und Rebe und selbst die Liebe nicht glücklich machen. Wem das Schwert an die Hand gewachsen ist, der wird thun wie Rinaldo in den Gärten der Armida.

Napoleon's Villa gehört heute dem Fürsten Demidoff. Dieser russische Krösus baut sie zu einem Napoleonsmuseum um. Es soll prächtig werden, mit Hallen

von Marmor und Feensälen, worin man sämmtliche Thaten des Kaisers an den Wänden al fresco sehen wird. Napoleon selbst, der die Orangenbäume um die Terrasse des Landhauses pflanzte, begnügte sich, den Speisesaal in ägyptischem Stil ausmalen zu lassen; überhaupt war ihm die Erinnerung an Aegypten, wie es scheint, die liebste seines Lebens, denn sie war die außerordentlichste, das romantische Heldengedicht seiner Heldenjugend. Heute hat der Fürst Demidoff alle erdenklichen Reliquien, die sich auf Napoleon's Geschichte beziehen, gesammelt, und er wird sie in den Zimmern von San-Martino aufstellen. Eine lebendige Reliquie Napoleon's, in deren Besitz der Principe gewesen ist, wird er aber in dieser Villa nicht aufstellen, weil er sie, wie man sagt, nicht wohl gehalten hat, ich meine seine frühere Gemahlin Mathilde Bonaparte, Tochter des Exkönigs Jérôme, Reliquie von Westfalen.

Wenn die Reliquien alle aufgestellt sein werden, sagten mir die Arbeiter an der Villa, so wird der Fürst Demidoff auf seine Kosten jeden Freitag ein Dampfschiff von Livorno nach Porto-Ferrajo abgehen lassen, und dann wird die ganze Welt mitfahren, die schönen Sachen zu sehen. Jetzt aber darf Niemand hinein, und steht das auf der Warnungstafel aufgeschrieben. Und so konnte ich das Innere der kleinen bescheidenen Villa Napoleon's nicht betreten.

Wie ich nach Porto-Ferrajo heimkehrte, tröstete mich dafür der schöne Mondschein, welcher viele Dinge zu erzählen weiß. Ruinen, gleichwie Erinnerungen jeder Art, lassen sich am besten beim Mondschein betrachten

und bedenken; der Zauber eines zweifelnden Lichts stimmt so wohl mit Allem, was vergänglich ist.

Kann man Napoleon lieben? Wird nach tausend Jahren eine Menschenseele auf irgend einem Schauplatz seines Lebens durch die Erinnerung an ihn zu Thränen der Wehmuth gerührt werden? Ich weiß es nicht.

Es gibt einen großen Namen in der Geschichte, welcher zur Hälfte wie Napoleon klingt, er heißt Timoleon. Ich gestehe es, die Erinnerung an diesen Menschen preßte mir Thränen der Liebe aus, als ich auf dem Theater von Syrakus an ihn zurückdachte. Wie würde sich Napoleon vor diesem Griechen gefürchtet haben, der ihn nach Korinth geschickt hätte, voll strenger Verachtung, wie den Tyrannen Dionys. Andere Zeiten, andere Größen. Napoleon schwärmte in der Jugend für den Helden des Plutarch; als er selbst Kaiser geworden war, schalt er den Tacitus grämlich und hielt er dem Tiberius eine Lobrede.

Man hat Napoleon so oft mit dem gefesselten Prometheus verglichen, daß dieses Bild schon eine abgebrauchte Phrase geworden ist; aber es paßt doch ganz vortrefflich auf diesen verbannten Heros, der die Ketten von Elba zu zerreißen im Stande war, bis ihn Kraft und Gewalt mit unauflöslichen diamantenen Fesseln an die Klippe von Sanct-Helena schmiedeten. Nach welchen Riesenkämpfen! Blücher und Wellington mußten dies Genie bezwingen, als Kraft und Gewalt gegen diesen Halbgott losgelassen. Der Husarengeneral Blücher, in der Hand des Schicksals als Mittel gebraucht, einen

Napoleon zu stürzen, oder sagen wir in niederer Redeweise zu „schlagen", denn was konnte ein so wackerer Mann wie Blücher anders, als tüchtig zuschlagen . . . das ist ein bitterer Hohn. Aber die Natur braucht die größten Kräfte, will sie etwas bilden und entwickeln, die geringsten, will sie vollenden und vernichten.

Wahrlich, Napoleon mußten die Wochen, die ihm in Elba hinschlichen, wie Jahrwochen erscheinen. Er klagte oft bitterlich zu Campbell, und zumeist weil ihm Weib und Kind entrissen seien, ihm eine Gunst versagt sei, welche doch den elendesten unter den Verbannten aus Menschlichkeit gewährt werde.

Seine Mutter Lätitia kam im Sommer. Wie fand Lätitia Ramolino ihren Sohn wieder! Von der Höhe des Glücks war auch das Mutterherz herabgestürzt, aber es war stark und brach nicht — das Herz Josephinens war gebrochen; 30 Tage nach Napoleon's erstem Falle war sie in Malmaison gestorben. Auch Pauline Borghese, seine Schwester, kam, einst die neue Helena der Welt, die schöne Heroine, zu deren Füßen gekrönte Herrscher lagen, jetzt auf der Campagna von Elba verschollen.

Viel geheimnißvolle Personen kamen und gingen. Die sieben kleinen Häfen der Insel waren noch niemals so belebt gewesen. Während der neun Monate waren 1200 Schiffe eingelaufen und 800 Italiener und 600 Engländer waren angekommen, den Mann von Elba zu sehen, darunter viele Offiziere in italienischen, englischen, französischen Uniformen, bald von Marseille,

von Corsica, bald von Genua und Livorno, oder von Neapel, von Civita-Vecchia und Piombino her. Mit Allen unterhielt sich Napoleon geistreich und witzig und ließ sich von Jedem über die Zustände seines Landes oder den Continent Bericht erstatten.

Eines Tages kam eine fremde Dame mit einem kleinen Knaben nach Porto-Ferrajo. Der Kaiser empfing sie wohl, doch mysteriös. In der Campagna ward sie einlogirt, und nach wenig Tagen war sie mit dem Knaben nach Italien hinweg, so geheimnißvoll wie sie gekommen war. Man sprach Allerlei, nur Wenige wußten, wer die Erscheinung gewesen, aber sie hatte sich den Blicken nicht entziehen können; denn man wird sich leicht vorstellen, daß Napoleon auf Elba in der Lage eines interessanten Mannes war, der sich in einer kleinen Provinzialstadt aufhält und von allen Augen verfolgt und von allen Zungen beredet wird. Jene fremde Dame war eine polnische Gräfin,× der Knabe Napoleon's Kind, die Frucht einer zarten Schäferstunde in dem rauhen Polen. Ich weiß nicht, wie es dem Knaben weiter erging, aber ich glaube, im Monat December 1852 erschien dieser Knabe als officieller Botschafter Frankreichs vor der Königin Victoria von England und zeigte ihr an, wie die Weltgeschichte trotz Elba und Sanct-Helena wieder bonapartisch geworden und ein zweites eisernes Zeitalter angebrochen sei, denn acht Millionen Franzosen hatten Ludwig Bonaparte, den Sohn des Exkönigs von Holland, zum Kaiser Frankreichs ausgerufen.

Es ist ein Traum. Die Weltgeschichte träumt, wie

×Gräfin Walewska, seine Geliebte.

der Einzelne, bisweilen von alten Liebschaften und von alten Schicksalen. Im Jahre 1852 träumte ihr von Napoleon.

Der Kaiser indeß wurde auf Elba von Tanten und Basen, wie man sagt, beschändet. In ganz Italien sprach man davon, daß ein gewisses Fräulein Vantini sein Herz erobert habe, daß er sie in romantischen Stunden empfange, auf der Villa wie in seinem Palast, ja daß sie bereits einen zweiten jungen Napoleon unter dem Herzen trage und sich dessen schließlich selbst berühme. Dieses Fräulein war die Tochter eines Gutsbesitzers auf Elba, eines Mannes, der ehemals Bürgermeister in Porto-Ferrajo gewesen war; er war wiederum Schwager eines Herrn Cornelio Filippi von Livorno; dieses gewissen Cornelio Schwester aber war eine wahre Messaline, erklärte Buhlschaft des Engländers Grant, eines Kaufmanns in Livorno, und dieser Grant war wiederum ein wüthender Feind Napoleon's und Helfershelfer des Spions Giunti u. s. w. Da haben wir eine Schandgeschichte aus Elba.

Das Geld fing übrigens in Elba zu mangeln an. Napoleon's Einkommen belief sich auf kaum 400,000 Francs. Denn was ihm im Vertrage zu Fontainebleau ausbedungen und verbrieft worden war — eine jährliche Rente oder Pension von 2,500,000 Fr. — zahlte Frankreich, dem Vertrag zuwider, nicht. Der Kaiser beschwerte sich, und Lord Castlereagh remonstrirte für ihn; aber die französische Regierung zögerte, und sie zahlte nichts. Sie ahnte wahrscheinlich, daß der Verbannte ihre Gelder zu irgend einem Staatsstreiche

verwenden könnte, mindestens fürchtete man einen Einfall in Italien; denn daß der Kaiser eine Landung in Frankreich versuchen würde, fiel wol Niemand ein.

Hier auf Elba, in der unmittelbaren Nähe Frankreichs und Italiens, mußten sich dem Geiste des gestürzten Kaisers wie von selbst beide Länder als Schauplätze einer möglichen Restauration darbieten. Wie mag er in diesem Garten hier, in diesem Cabinet und in jener Villa auf- und abgegangen sein, die Hände auf dem Rücken, und in der Wagschale abgewogen haben hier Frankreich und dort Italien, hier die Erneuerung einer alten Laufbahn oder eines Reichs, das er besaß, dort eine ganz neue Laufbahn, eine ganz neue, erst zu stiftende Monarchie.

Verweilen wir hier einen Augenblick; denn hier ist eine geheimnißvolle Stelle in der Geschichte Napoleon's, die etwas ungemein Anlockendes für die Vorstellung hat, wie jede Möglichkeit von großem Charakter. Eine Minute lang, so kann man sagen, schwebte der Geist einer unberechenbaren Zukunft über Italien, während Napoleon auf Elba saß.

Denn was wären die Folgen gewesen, wenn dieser Mann seine Richtung auf Frankreich plötzlich aufgab und er, ein Italiener, in Italien auftrat, in einer neuen Gestalt, als Ordner und Vereiniger dieser schönen Länder, als ein römisch-italienischer Kaiser in der Weltstadt Rom, auf dem Capitol?

Es ist unzweifelhaft, daß ein solcher Plan gefaßt wurde; aber wie weit Napoleon selbst mit den Agenten einer italienischen Union, welche in Turin ihren Mittel-

punkt hatten, in Verbindung stand, ist trotz aller Enthüllungen schwer zu ermitteln. Jener Entwurf eines constitutionellen Kaiserreichs in Rom, an dessen Spitze Napoleon zu berufen sei, wie er in den Köpfen der italienischen Unitarier entstand, klingt heute chimärischer, als er es einst im Jahre 1814 erscheinen mußte, in einer Zeit, wo Ländergebiete und Reiche wie mit der Scheere zugeschnitten wurden. Es sollte also Napoleon römischer Kaiser sein, die Könige von Sardinien und Neapel mit Geld entschädigt werden, die Hauptstädte Italiens, Mailand, Venedig, Florenz, Neapel, um ihren localen Patriotismus zu befriedigen, zu Vicekönigthümern gemacht werden, die Nationalversammlung sollte ihren Sitz wechseln. Der Papst ward zu einem Phantom erklärt, dessen man sich zu entledigen habe. Dies war das italienische Project; zu seiner Ausführung sollte ein Krieg dienen. Denn Joachim Murat, damals noch König von Neapel, sollte in Krieg mit Frankreich verwickelt werden und Napoleon selbst erst im Augenblick des Zusammenstoßes beider Heere erscheinen, wo er dann unfehlbar sich beider Armeen würde bemächtigt, Italien vereinigt und die Bourbons von Frankreich zu seiner Anerkennung würde gezwungen haben.

Doch genug dieser Chimären. Napoleon hielt, wenn er ihnen das Ohr lieh, Italien in Spannung; und in der That, eine Landung des Kaisers auf der Halbinsel hätte Alles in Taumel und Waffenlärm versetzt. Ohne Zweifel würde er sich nach Italien geworfen haben, wenn ihm Frankreich keine Aussicht

bot. Aber was ihm seine Agenten von dort berichteten, zeigte ihm klar, daß es nur seiner Landung bedürfe, um die bourbonische Restauration wie einen Nebel zerrinnen zu machen.

Unterdeß lebte man im Palast von Elba harmlos; Pauline, die Seele der Gesellschaft, gab bisweilen ein Fest. Aber um Geld zu sparen, ward der Haushalt beschränkt und mancher Bauplan eingestellt, selbst ein Artillerietrain wurde verkauft. Der Kaiser war in Papieren, in Zeitungen, in Journalen und Berichten vergraben. In seinem kleinen Cabinet von Elba sah es aus wie ehedem in jenem der Tuilerien; war der Mann doch derselbe Napoleon, welcher riesige Entwürfe, Schlachtplane, welterschütternde Gedanken in der Seele umherwälzte.

So saß er in dem kleinen Zimmer von Porto-Ferrajos Gouvernementshaus, von welchem nur das bescheidene Banner von Elba flatterte, weiß und amaranth und mit den kaiserlichen Bienen, indeß zu gleicher Zeit die hohe Diplomatie in Wien beim Congreß saß, alle Mächte Europas hinter den grünen Tischen, tausend Federn rührend und tausend Zungen, die ganze Welt ein Protokoll und ein diplomatischer Discours, und alles Dies um den einen kleinen Mann in Elba. Dieser still, verschollen, einsam, wie ein Zauberer in der Felsenhöhle, welcher unsichtbare Geister beschwört, aussendet, empfängt; jene voll Geräusch der Siegesfeste und der Debatten — ein wunderliches Gegenüber! Der kleine eiserne Mann von Elba steht plötzlich von seinem Tisch auf — der Congreß ist nicht

mehr, die Fürsten und die Diplomaten fahren auseinander und die Welt ist wieder ein tobendes Kriegslager.

Napoleon war von Allem wohl unterrichtet, was in Frankreich und was in Wien geschah — am Anfange des Jahres 1815 drohte Uneinigkeit die Alliirten gegeneinander in Krieg zu bringen. Oesterreich, Frankreich und England verbanden sich zu einem geheimen Vertrage gegen Rußland und Preußen. Auch verlangte Frankreich von Oesterreich die Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den Thron Neapels. Murat's Thron wankte; er bot sich also als natürlicher Verbündeter Napoleon dar, Italien zu jener Union aufzurufen, an deren Spitze Napoleon hatte treten sollen, und die Oesterreicher zu beschäftigen.

Das schreckliche Wort Sanct-Helena war schon zu Napoleon's Ohr gedrungen. Der Entschluß wurde fest in seiner Seele. Der Kaiser ward immer einsamer; er vermied es, Campbell zu sprechen. Er ließ ihn selten vor und nur dann, wenn der Engländer von Livorno zurückkehrte, wohin er bisweilen hinüberging. Es kreuzte auch ein französisches Kriegsschiff um die Insel, Napoleon zu beobachten, von dem ein Gerücht zu reden begann, er bereite eine Landung in Italien vor; die englische Corvette aber, zu Campbell's Disposition gestellt, segelte beständig zwischen Elba, Genua, Civita-Vecchia und Livorno.

Napoleon selbst war als Souverän der Insel im Besitz von Kriegsfahrzeugen, von vier Schiffen; sie durchsegelten häufig, manövrirend, das Meer unter dem neuen Banner von Elba, das selbst die Barbaresken

respectirten; denn oft brachten sie den Capitänen elbanischer Schiffe Geschenke, sagend, daß sie die Schuld von Moskau quittirten. Der Kaiser ließ diese Schiffe häufiger in See gehen, seine Absicht zu verbergen; und er verbarg sie so tief, daß nur Bertrand und Drouot um das Geheimniß wußten, und auch diese nur 24 Stunden vor der Abfahrt. Den Frauen ward es nicht mitgetheilt; auf dem nahen Corsica wußte es allein Colonna, der Freund Paoli's und der Vertraute Napoleon's.

Der Entschluß, an Bord zu steigen, endlich aus dieser öden Einsamkeit Elbas der Welt und neuen Riesenkämpfen einer unberechenbaren Zukunft entgegenzugehen, mußte ein fürchterlicher Ruck in Napoleon's Seele sein, gleich jenem Cäsar's, als er den Rubico überschritt. Es war einer von den verzweifelten Würfen in der Geschichte, welche der Erfolg, je nachdem die Würfel fallen, entweder heldenkühn und groß oder wahnsinnig und abenteuerlich benennt. Solche Augenblicke, wo ein entschlossener Mensch todesmuthig gerade auf das Schicksal losgeht, nehmen all unsere Theilnahme in Beschlag, und wenn das Unternehmen gelingt, scheint die Tollkühnheit selbst die Größe des Helden verdoppelt zu haben. Gleich jenem Fernando Cortez, da er die Schiffe hinter sich verbrennen ließ, erscheint nun Napoleon, und in Wahrheit ging er an die Eroberung Frankreichs und in den Kampf mit den Kriegsheeren der europäischen Mächte mit kaum mehr Truppen, als der abenteuernde große Spanier hatte, als es galt, wilde Indianer zu bezwingen. Freilich standen

schon zwei seiner größten Heere und Avantgarden in Frankreich: der Zauber seines Namens und der Haß gegen die Restauration.

Es war an einem Sonnabend, den 26. Februar — Pauline Borghese gab einen Ball im kaiserlichen Palast — die Garden und die übrigen Truppen, 800 Mann, stehen marschfertig auf der Piazza d'arme — sieben Fahrzeuge liegen reisefertig im Hafen — der Kaiser ist voll Unruhe — der kleine Mann geht auf und ab, tritt ans Fenster, blickt in den Abendhimmel, auf den Golf, welcher bewegt ist und voll rauschenden Wellenschlags. Die Garden sollen sich einschiffen! Alea jacta est!

Es war Abends 8 Uhr, als Napoleon vom Quai in die Barke stieg.

Hier nun, da der gewaltige Mann in See geht, die Götter zum zweiten mal zu versuchen, ist es mir, als riefe eine Stimme hinter ihm drein: „Des Fatums boshaftes und ewiges Gesetz ist es in allen Dingen, daß, wenn sie den Gipfelpunkt erreicht haben, sie schneller, als sie aufstiegen, wieder in die Tiefe stürzen.“ Die Stimme ist Seneca's Stimme, jenes alten Unglücksvogels, der ein besonderes Recht hat, diesen Spruch Napoleon nachzurufen, weil er die Großen der Erde schrecklich enden sah, den Imperator Tiberius, den Kaiser Caligula, den Kaiser Claudius, den Cäsar Germanicus, und weil er acht lange Jahre als Verbannter auf Corsica saß und Weisheit lernte und die Natur wie das Ende der Napoleon'schen Dinge also aus gründlichster Erfahrung kannte.

Aber Napoleon segelt von dannen, ungesehen von der englischen Corvette, welche in Livorno war. Das Meer ging hohl. Man hoffte vor Tagesanbruch über Capraja hinaus zu sein, doch fiel der Wind und am Tage war man noch im Angesicht der Insel. Erst um 4 Uhr Abends war man auf der Höhe von Livorno, und bald zeigten sich zwei Fregatten, dann ein französisches Kriegsschiff, der Zephyr, welches heransegelte. Die Mannschaft wollte es entern. Aber Napoleon gebot ihr, sich unter Deck zu legen. Der Zephyr fragte unterdeß das Schiff an, wie es in Elba aussehe, und Napoleon selbst rief durch das Sprachrohr: „Der Kaiser befindet sich sehr wohl.“ Glücklich entrann er der Gefahr.

Der Kaiser hatte schon vor seiner Einschiffung zwei Proclamationen an die französische Armee und an das französische Volk abgefaßt; aber weil man sie nicht entziffern konnte, warf er sie ins Meer und dictirte zwei andere. Alles, was schreiben konnte, schrieb sie ab — man saß am Bord umher und man schrieb auf Trommeln, Grenadiermützen, Bänken — eine seltsame Scene auf dem schwanken Element und auf dem Schiffe l'Inconstant (der Unbeständige). Denn dies war der Name von Napoleon's Schiff und von seinem Glück.

Die Proclamationen folgen hier beide:

Im Golf Juan, am 1. März 1815.

Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Constitutionen des Kaiserreichs Kaiser der Franzosen.

1. An die Armee.

Soldaten! Wir sind nicht geschlagen. Menschen, die aus unsern Reihen hervorgingen, haben unsere Lorbern, ihr Land, ihren Fürsten, ihren Wohlthäter verrathen. Dürfen Diejenigen, welche wir während 25 Jahren ganz Europa durcheilen sahen, um uns Feinde zu erwecken, welche ihr Leben zugebracht haben, gegen uns in den Reihen der fremden Heere zu kämpfen, indem sie unser schönes Frankreich verfluchten, dürfen sie den Ruhm haben, unsere Adler in Ketten zu schlagen und zu meistern, sie, die ihren Anblick nie auszuhalten vermochten? Sollten wir dulden, daß sie die Frucht unserer glorreichen Mühen ernten? daß sie sich unserer Ehre, unserer Habe bemächtigen? daß sie unsern Ruhm verleumden? Wenn ihr Reich dauerte, Alles wäre verloren, selbst das Andenken unserer denkwürdigen Schlachten. Mit welchem Eifer entstellen sie dieselben, suchen sie Das zu vergiften, was die Welt bewundert! Und blieben noch Vertheidiger unsers Ruhms übrig, so sind sie unter den Feinden selbst, welche wir auf den Schlachtfeldern geschlagen haben. Soldaten! in meinem Exil hörte ich eure Stimme; ich bin da, über alle Hindernisse und alle Gefahren hinweggegangen.

Euer General, durch die Wahl des Volks zum

Throne berufen und auf euern Schilden erhoben, ist euch wiedergegeben. Kommt, vereinigt euch mit ihm. Reißt diese Farben herunter, welche die Nation geächtet hat und um welche sich seit 25 Jahren alle Feinde Frankreichs gesammelt haben. Pflanzt diese dreifarbige Cocarde auf; ihr trugt sie an unsern großen Tagen. Wir dürfen vergessen, daß wir die Herren der Völker waren, aber wir dürfen nicht leiden, daß irgend eines sich in unsere Angelegenheiten mische. Wer wollte sich anmaßen, Herr bei uns zu sein? Wer hätte die Gewalt dazu? Ergreift diese Adler wieder, die ihr trugt bei Ulm, bei Austerlitz, bei Jena, bei Eylau, bei Wagram, bei Friedland, bei Tudela, bei Eckmühl, bei Eßling, bei Smolensk, bei der Moskwa, bei Lützen, bei Wurschen, bei Montmirail. Glaubt ihr, daß dieses Häuflein Franzosen, das heute so stolz thut, ihren Anblick ertragen könne? Sie werden zurückgehen, woher sie kamen, und dort werden sie, wenn sie es wollen, herrschen, wie sie seit 19 Jahren geherrscht zu haben vorgeben.

Euer Vermögen, euer Rang, euer Ruhm, das Vermögen, der Rang und der Ruhm eurer Kinder haben keine größern Feinde als diese Prinzen, welche die Fremden uns eingesetzt haben. Sie sind die Feinde eures Ruhms, weil die Erzählung von so vielen heroischen Thaten, die das französische Volk verherrlicht haben, als es gegen sie kämpfte, um ihrem Joche sich zu entziehen, ihr Verdammungsurtheil ist.

Die Veteranen der Armeen der Sambre und der Maas, des Rheins, Italiens, Aegyptens, des Ostens,

der großen Armee sind erniedrigt; ihre ehrenvollen Narben sind beschimpft; ihre Erfolge würden Verbrechen sein, Rebellen würden die Tapfern sein, wenn, wie die Feinde des Volks vorgeben, mitten unter feindlichen Armeen die legitimen Herrscher waren. Die Ehre, die Belohnung, die Liebe kommen Denen zu gut, welche ihnen gegen das Vaterland und gegen uns gedient haben.

Soldaten! kommt, reiht euch unter die Fahnen eures Chefs; seine Existenz ist die eurige; seine Rechte sind die des Volks und die eurigen; sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm sind euer Interesse, eure Ehre und euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmschritt voraneilen; der Adler mit den Nationalfarben wird von Thurm zu Thurm bis zu den Thürmen von Notre-Dame fliegen. Dann werdet ihr mit Ehren eure Wunden zeigen können; dann werdet ihr euch rühmen können Dessen, was ihr gethan; ihr werdet die Befreier des Vaterlandes sein.

In eurem Alter werden euch eure Mitbürger umringen und betrachten und mit Achtung horchen, wenn ihr von euren hohen Thaten erzählt; ihr werdet mit Stolz sagen können: Und auch ich, ich gehörte zu dieser großen Armee, welche zwei mal einzog in die Mauern von Wien, in die von Rom, Berlin, Madrid und Moskau; welche Paris von dem Flecken befreit hat, den der Verrath und die Gegenwart des Feindes ihm aufgedrückt haben. Ehre diesen tapfern Soldaten, dem Ruhm des Vaterlandes! und ewige Schande den verbrecherischen Franzosen, in welchem Stand immer das

Glück sie geboren werden ließ, welche 25 Jahre neben dem Fremden kämpften, um den Busen des Vaterlandes zu zerreißen.

Gezeichnet Napoleon.

2. An das französische Volk.

Franzosen! Der Abfall des Herzogs von Castiglione lieferte Lyon ohne Vertheidigung an unsere Feinde; die Armee, deren Befehl ich ihm vertraut hatte, war durch die Zahl ihrer Bataillone, durch die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe der Truppen, welche sie bildeten, im Stande, das ihr entgegengestellte östreichische Armeecorps zu schlagen und hinter die linke Flanke der feindlichen Armee zu kommen, welche Paris bedrohte.

Die Siege von Champ-Aubert, von Montmirail, von Château-Thierry, von Vauchamps, von Monterau, von Craonne, von Rheims, von Arcis-sur-Aube und von Saint-Dizier; der Aufstand der tapfern Landleute von Lothringen, von der Champagne, vom Elsaß, von der Franche-Comté und von Burgund, und die Stellung, welche ich hinter der feindlichen Armee eingenommen hatte, indem ich sie von ihren Magazinen, von ihren Reserveparks, ihren Convois und all ihrer Equipage abschnitt, hatten sie in eine verzweifelte Lage gebracht. Die Franzosen waren nie auf dem Punkt mächtiger zu sein, und die Elite der feindlichen Armee war ohne Hülfe verloren; sie hätte ihr Grab gefunden in diesen wüsten Gegenden, welche

sie so unbarmherzig geplündert hatte, als der Verrath des Herzogs von Ragusa die Hauptstadt auslieferte und die Armee desorganisirte. Die unerwartete Handlungsweise dieser beiden Generale, die mit einem male ihr Vaterland, ihren Fürsten und ihren Wohlthäter verriethen, veränderte das Loos des Kriegs; die Lage des Feindes war der Art, daß er am Ende des Gefechts, welches vor Paris statthatte, ohne Munition war wegen der Trennung von seinen Reserveparks.

In diesen plötzlichen und großen Umständen ward mein Herz zerfleischt, aber meine Seele blieb unerschüttert; ich zog nur das Wohl des Vaterlandes zu Rathe; ich verbannte mich auf meine Felsen mitten im Meere; mein Leben war und sollte auch noch nützlich sein. Ich gestattete nicht, daß die große Zahl von Bürgern, die mich begleiten wollte, mein Loos theilte; ich glaubte, daß ihre Gegenwart Frankreich nützlich sei; ich führte mit mir nur ein kleines Häuflein von Tapfern, nöthig zu meinem Schutze.

Durch eure Wahl zum Thron erhoben, ist Alles, was ohne euch geschah, illegitim. Seit 25 Jahren hat Frankreich neue Interessen, neue Institutionen, einen neuen Ruhm, welche nur durch ein nationales Regiment und durch eine in diesen neuen Umständen geborene Dynastie garantirt sein können. Ein Prinz, welcher über euch herrschte, welcher durch die Gewalt derselben Waffen, die unser Land verheert haben, auf meinen Thron gesetzt wäre, würde sich auf die Principien des Feudalrechts vergebens zu stützen suchen; er würde nur die Rechte einer kleinen Zahl von dem Volke feindlichen

Individuen sichern können, welches seit 25 Jahren sie in allen unsern Nationalversammlungen verdammt hat. Eure innere Ruhe und euer äußeres Ansehn würden für immer verloren sein.

Franzosen! In meinem Exil habe ich eure Klagen und eure Wünsche gehört; ihr reclamirtet dieses Gouvernement eurer Wahl, welches allein legitim ist; ihr beschuldigtet meinen langen Schlaf; ihr warft mir vor, meiner Ruhe das Wohl des Vaterlandes zu opfern.

Ich habe die Meere mitten in Gefahren jeder Art durchschnitten. Ich bin da, unter euch meine Rechte wieder zu ergreifen, welche die eurigen sind. Alles, was Einzelne gethan, geschrieben oder gesagt haben seit der Einnahme von Paris, ich werde es immer ignoriren; es wird keinen Einfluß auf die Erinnerung an die wichtigen Dienste üben, die sie geleistet haben; denn es gehört zu den Ereignissen solcher Natur, daß sie unter der menschlichen Organisation sind.

Franzosen! Es gibt keine Nation, so klein sie sei, welche nicht das Recht gehabt hätte, sich der Schmach zu entziehen, einem Fürsten zu gehorchen, welcher durch einen momentan siegreichen Feind eingesetzt ist, und welche sich ihr nicht entzogen hätte. Als Karl VII. nach Paris zurückkehrte und den ephemeren Thron Heinrich's VI. umstürzte, erkannte er, daß er den Thron besitze durch die Gewalt seiner Tapfern und nicht durch den Prinz-Regenten von England.

So gebe und werde ich auch euch allein und den Tapfern der Armee immer die schuldige Ehre geben.

Gezeichnet Napoleon.

Dies sind die merkwürdigen Proclamationen vom Meer von Elba. Der Geist des Soldatenthums jener Napoleon'schen Zeit, wo das Volk zur „Armee" wurde, der Herrscher zum General, weht uns daraus zum letzten male in seinem Barbarismus entgegen. Wer kann heute diese Phrasen von Soldatenruhm und Schlachten, von den Tapfern der Armee und ewig der Armee ohne Misbehagen lesen?

Am 1. März um 3 Uhr kam die Flotille von sieben Fahrzeugen in den Golf Juan, um 5 Uhr betrat Napoleon den Boden Frankreichs. — Die Schar barg sich in einem Olivenhain, bivouakirend.

Wie so ganz glich hier Napoleon den romantischen Helden seines corsischen Vaterlandes. Denn erscheint er nun auch in der Gestalt des Abenteurers im Allgemeinen, so war diese doch wesentlich corsisch. Die namhaftesten Helden seines Vaterlandes hatten in derselben Weise versucht, aus dem Exil ihrer Heimat sich zu bemächtigen.

Im Jahre 1408 landete Vincentello d'Istria mit ein paar Spaniern und Corsen auf jener Insel, sie den Genuesen zu entreißen. Nach glorreichem Kampf ward er von den Genuesen gefangen und enthauptet.

Giampolo machte im Jahre 1490 einen Einfall auf Corsica mit vier Corsen und sechs Spaniern, seinem alleinigen Heere. Nach glorreichem Kampfe starb er in der Verbannung.

Drei mal fiel der tapfere Renuccio della Rocca aus seinem Exil in Corsica ein; das erste mal mit 18 Mann, das zweite mal mit 20 Mann, das dritte mal mit acht

Freunden. Jedesmal zog er, das Banner vorauf und Proclamationen auswerfend, kühn ins Land hinein, auf den Zulauf seiner Anhänger rechnend. Nach glorreichen Kämpfen gegen Genua ward er im Jahre 1511 in den Bergen erschlagen.

Im Jahre 1564 machte Sampiero, aller Corsen tapferster, eine Landung in seinem Vaterlande mit 37 Corsen und Franzosen. Nach glorreichen Kämpfen mit den Heeren Genuas ward er im Jahre 1567 in den Bergen erschlagen.

Mit 500 Franzosen, Garden, mit 200 Corsen, Jägern, und mit 100 Polen, Lanzenreitern, welche, da sie keine Pferde hatten, die Sättel selbst trugen, zog der Corse Napoleon Bonaparte gegen Frankreich und gegen die königlichen Heere aus. Nach glorreichen Kämpfen ward er auf die Insel Sanct-Helena verbannt.

Mit einem kleinen Häuflein Menschen, Corsen, landete im October 1815 Joachim Murat von Corsica aus in Neapel, ein Königreich zu erobern. Nach seiner tollkühnen Landung ward er erschossen.

Mit ein paar Menschen landete der Corse Ludwig Bonaparte zu unser aller Lebzeiten in Strasburg, ein Reich von 35 Millionen Einwohnern zu erobern. Da der Versuch misglückt war, überfiel er Frankreich mit ein paar Menschen von neuem in Boulogne. Die Geschichte hat nunmehr die Pflicht, diese ohne Zweifel abenteuerlichen Einfälle als geschichtliche Voraussetzungen eines Mannes anzuerkennen, der nicht lange darauf wirklich Kaiser der Franzosen wurde. Doch darf man Niemand vor seinem Ende glücklich preisen.

Schnell, sagt der alte Seneca, der corsische Verbannte, stürzen die stürzenden Dinge. Schnell war Napoleon's Flug vom Hafen Juan über Waterloo nach Sanct-Helena. Am 2. März war er in Cérénon, am 3. in Barême, am 4. in Digne, am 5. in Gap — am 7. März in Lyon — am 14. in Châlons — am 20. März um 9 Uhr Abends zog er in Paris ein. Am 1. Juni war er auf dem Maifeld ein politisch schon geschlagener Mann. Am 18. Juni stürzte er bei Waterloo. Am 21. Juni kam er flüchtig nach Paris zurück — am 22. Juni dictirte er: „Ma vie politique est terminée, et je proclame mon fils, sous le titre de Napoleon II, empereur des Francais."

Am 15. Juli stand er auf dem Bellerophon; am 7. August auf dem Northumberland. Am 16. October landete der unglückliche Held auf Sanct-Helena.

Dann — es ist das letzte Bild aus der Geschichte dieses wunderbaren Menschen — dann liegt er auf dem fernen afrikanischen Eiland, auf seinem Todtenlager, bleich und still, die Riesenseele ausgerungen, bedeckt mit dem blauen Mantel von Marengo, zu Füßen ihm das bleiche Marmorbild seines Sohnes, des Königs von Rom, auf den Knien vor seinem Lager schluchzend Bertrand, Antommarchi, seine treuen Freunde und seine Diener. Die Sonne sinkt gerade ins Meer. Der Priester, welcher dem Kaiser die letzte Oelung gereicht, hebt die Arme empor und ruft: „Sic transit gloria mundi!"

Napoleon überblickte in Sanct-Helena seine Thaten und sein Wesen und setzte seiner Laufbahn gleichsam eine monumentale Inschrift in diesen gewichtigen Worten:

„Ich habe den Abgrund der Anarchie geschlossen und das Chaos geordnet; ich habe die Revolution gestillt, die Völker veredelt, die Könige gezügelt. Jeglichen Wetteifer habe ich wachgerufen, jedes Verdienst belohnt und die Schranken des Ruhms entfernt. All Das war wol Etwas. Nun denn, an welchem Punkt könnte man mich so angreifen, daß ein Geschichtschreiber mich nicht vertheidigen könnte? Etwa bei meinen Absichten? Da kann er mich wol von der Anklage lossprechen. Mein Despotismus? Aber er wird darthun, daß die Dictatur durchaus nothwendig war. Wird man sagen, daß ich ein Hinderniß der Freiheit war? Er wird darthun, daß die Willkür, die Anarchie, die große Verwirrung noch vor dem Thore standen. Wird man mich beschuldigen, zu sehr den Krieg geliebt zu haben? Er wird zeigen, daß ich beständig angegriffen war. Daß ich die Universalmonarchie anstrebte? Er wird zeigen, daß es nur das zufällige Zusammentreffen der Umstände, daß es nur unsere Feinde selbst waren, welche mich Schritt für Schritt dahin drängten. Endlich, wird man meinen Ehrgeiz beschuldigen? Ach! Ohne Zweifel, davon wird man viel in mir finden, aber von dem größten und höchsten, der vielleicht jemals einen Menschen beherrscht hat, ich meine den, endlich einzurichten, einzuweihen das Kaiserreich der Vernunft und die volle Ausübung, den vollen Genuß aller menschlichen Fähigkeiten. Und hier wird der Geschichtschreiber sich vielleicht zum Bedauern genöthigt sehen, daß ein solcher Ehrgeiz nicht befriedigt, nicht erfüllt worden sei.“

Also dachte Napoleon auf Sanct-Helena von seiner

eigenen Mission. Und wohl war er ein Messias wie jeder andere große Mensch vor ihm, welchem die Geschichte auferlegt, eine Zeit lang als Atlas die Welt zu tragen und zum Wohl der Cultur die Herculesarbeiten zu verrichten. Und wenn wir auch die menschliche Natur beklagen, weil sie eher durch die soldatische Despotie eines Napoleon als durch die bürgerlichen Gesetze eines Solon und Timoleon umgewandelt wird; wenn wir endlich jenen großen Menschen selbst anklagen, daß er seine Mission vergaß und in Egoismus und Herrschsucht unterging, so stehen wir doch voll staunender Ehrfurcht vor seiner Gestalt und rühmen die großen Impulse, die von ihm in das Leben der Völker und in die allgemeine Weltcultur geleitet sind.

Ich habe nun dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, und will auch den Elbanern geben, was ihr ist. 20,000 sind sie an der Zahl, ein friedliches Volk mit ausgeprägt toscanischer Sitte und Sprache und ohne Eigenthümlichkeit nationaler Art. Die Insel ist zu klein (sie umfaßt etwas mehr als 7 Quadratmeilen) und liegt zu nahe an der toscanischen Küste, als daß sich ein selbsteigener Volksgeist in ihr hätte entwickeln können. Man findet keine corsischen Gebräuche auf diesem Corsica so benachbarten Eiland, und von der Blutrache, versicherte man mir, habe es wol in alter Zeit Fälle gegeben, heute aber sei sie unerhört. Nur in höchster Noth flüchtet sich der corsische Bandit nach Elba, wo er sich nicht halten kann. Einen Zug haben beide Inselvölker gemein, die Gastlichkeit.

Folgende Orte zählt Elba: Porto-Ferrajo (der Eisenhafen), die Festung Longone und seine Marina Porto-Longone, Marciana und seine Marina, Poggio, Campo, Capoliveri, Pila, Sampiero, Rio und seine Marina, San-Hilaro.

Die Orte sehen braun und finster aus, wie die corsischen, weil sie aus dem natürlichen Gestein gebaut sind. Auch sie stehen auf den Höhen, der Barbaresken wegen hoch aufgebaut und mit Thürmen bewehrt. Wo das Meer nicht weit entfernt ist, haben sich an den Buchten Hafenörter angesiedelt, welche man eben Marina nennt. Fruchtbar und schön ist das Thalland, welches sich von den Bergen von Marciana rechts von dem großen Golf der Hauptstadt bis zum Hafen von Longone niedersenkt und, indem es die Insel quer und in beträchtlicher Länge durchzieht, einen malerischen Gegensatz zu der wilden Großartigkeit der Berge bildet. Denn diese erheben sich in großen Massen, wüst und ernst und vielgestaltig, und erreichen über Marciana ihre höchste Höhe in dem Cavannaberg, der etwa so hoch ist wie der Vesuv. Nach der Küste von Italien senkt sich Elba. Steht man daher auf dem Ufer von Corsica, so erscheint Elba nur als ein einzelner gigantischer Felsenberg von prächtiger doppelter Pyramidenform, weil sich die Felsen von Marciana gegen Corsica kehren; von der italischen Küste aus aber übersieht man die niedrigere gegen Piombino ausgestreckte Hälfte, auf welcher sich die größten Schätze der Insel zusammenfinden, das Eisen und die Früchte.

Die Berge von Marciana haben eine Fülle von

köstlichem Granit, von Marmor, von Alabaster, Krystall und von andern Steinen; der Ort Marciana hat die besten Kastanien. Oliven gibt es auf Elba wenig und schlechte, wie der Holzmangel der Insel überhaupt groß ist. Limonen wachsen überall, besonders gesucht sind die von Campo. Auch der Wein ist in großer Fülle vorhanden, den besten hat Capoliveri, wo man einen Aleatico zieht, welcher jenem von Toscana an Trefflichkeit gleichkommt. Im großen Thale wächst viel Mais. So fehlt dem Volk von Elba nichts zum Leben und zur Freude in seinem reizenden und milden Lande, denn außer dem Fruchtsegen der Gärten und der Felder gab ihnen die Erde auch noch die ganz unerschöpflichen Eisenlager von Rio und das Meer sein Salz und seine köstlichen Fische. Bei Porto-Ferrajo holten schon die alten Etrusker und die Römer Sardellen und Thunfische, welche dort in erstaunlicher Menge gefangen werden. Die Fische und das Eisen von Rio machten Elba schon im Alterthum allen seefahrenden Völkern begehrlich, und wie Corsica wurde die Insel heimgesucht von Phöniziern, Karthagern, Tyrrhenern und Römern. Sie hieß im Alterthum Aethalia, dann Iloa, Ilva im Mittelalter, woraus das heutige Elba entstanden ist.

Es führt ein guter Fahrweg von Porto-Ferrajo durch das Thal über Capoliveri gegen Longone, quer durch die Insel weg an die andere Seite des Meeres. Man umgeht den Golf bis nach San-Giovanni, einem kleinen Ort mit einer Fischerkapelle, von wo die Barken nach Porto-Ferrajo überfahren. Wir setzten uns

in Porto=Ferrajo in eine Barke, und mit aufgespanntem Segel fuhren wir pfeilgeschwind durch den bewegten Golf hinüber nach San=Giovanni. Von dort steigt man eine Höhe an, welche voll ist von römischem Mauerwerk, und steigt dann ins Thal nieder, an die andere Seite des Golfs.

Hier steht am Meer ein Landhaus, die Besitzung eines Franzosen, Beamten Demidoff's, und kaum erinnere ich mich ein reizenderes und heimlicheres Plätzchen irgendwo gesehen zu haben. Das zierliche Haus ist von einem Blumen= und Orangengarten umhegt, von Rebenhügeln umstellt und sieht auf den schönen Golf und das gegenüberliegende Porto=Ferrajo, welches von hier aus ein ungemein freundliches Bild gewährt. Geht man nun ins Thal hinunter, so ist es wie ein Wandeln in einem Garten, in einer so reichen und lachenden Landschaft, daß man gern in ihr länger weilen und wohnen möchte. Ueberall üppige Felder, grüne Berge, blühende Gebüsche und hier und da das hereinstrahlende Meer.

Ein Streifregen zwang uns, mitten im Thal von Capoliveri in ein einzelnes Bauernhaus zu flüchten. Wir fanden dort eine zahlreiche Gesellschaft von Campagnolen, Männer wie Weiber, welche beschäftigt waren, Feigen zum Trocknen zu rüsten. Sie waren flink, uns Brot, Trauben und jungen Wein vorzusetzen, und da uns der Most nicht behagte, holte ein Alter ein großes Steingefäß herbei und schenkte uns daraus einen schwarzen Wein. Es war ein vortrefflicher Aleatico, an Ort und Stelle gezogen.

Wir setzten bald bei dem heitersten Sonnenschein (es war September) unsere Wanderung nach Porto-Longone fort und erreichten diesen kleinen Hafen zur Mittagszeit. Porto-Longone, die zweite Stadt Elbas und die Nebenbuhlerin von Porto-Ferrajo, das Bastia dieser Insel, während Porto-Ferrajo ihr Ajaccio ist, liegt an einer kleinen Bucht unter dem schroffen Felsen, auf welchem die Festung sich malerisch und großartig erhebt. Ein paar Straßen stehen hart auf dem Strande, über den die Wellen nahe bis zu den Häusern schlagen. Da herrscht eine große Stille und Verlassenheit, einige Schiffe schaukeln auf dem Wasser, Matrosen oder Fischer bessern umgestürzte Barken aus und singen ein eintöniges Schifferlied. Ueberall stehen Blumenscherben vor den Fenstern und auf den kleinen Balconen, die nicht ohne historischen Grund an Spanien erinnern, und die kleinen Häuser verlieren sich weiterhin ganz und gar in die üppigsten Gärten, wie die Häuser auf dem Eiland Procida. Die Natur erscheint um Porto-Longone südlicher als um Porto-Ferrajo. Dort wächst die Aloe in einer Pracht und Fülle, die mich wahrhaft in Erstaunen setzte; denn eine ganze Allee von Aloestauden zu beiden Seiten der Fahrstraße führt über eine Höhe zum Hafen Longone. Da ihre hohen Blumenschafte, welche großen Candelabern gleichen, in voller Blüte standen, war ihr Anblick prächtig und feierlich. Noch nie zuvor, selbst nicht in den südlichsten Gegenden Corsicas, hatte ich so viel Aloestauden beisammen gesehen, und ein gleicher Anblick sollte mir erst in Sicilien werden, wo eine Reihe von blütenvollen Aloegewächsen, in absichts-

loser Ordnung der wilden Natur, auf den einsamen Tempel von Segesta führte. Auch Palmen wachsen hier.

Zur Festung Longone klimmt man auf einem steilen und rauhen Pfade. Sie ist oben auf dem Plateau eines mächtigen Felsens gebaut und sieht mit ihren Mauern und verwitterten Thürmen alterthümlich und majestätisch aus. Die Spanier haben sie gebaut unter Philipp IV. und Philipp V. Es ist eine wunderliche Thatsache der Geschichte, daß dieses kleine Elba zu ein und derselben Zeit unter drei Herren getheilt war; denn während die Insel dem Fürsten von Piombino gehörte, trat derselbe Porto-Ferrajo im Jahre 1537 an Cosmus von Medici ab, der König beider Sicilien dagegen besaß Porto-Longone. Nun fiel im Jahre 1736 Elba sammt dem Fürstenthum Piombino an Neapel, kam aber im Jahre 1801 an das Königreich Etrurien, bis Elba im Jahre 1805 mit Frankreich vereinigt wurde.

Weil nun die Spanier so lange Zeit in Porto-Longone lagen, hat sich die Erinnerung an sie dort frisch erhalten, und die Longonesen gebrauchen noch heute das „Don" bei der Anrede.

Die Festung soll stark sein, was ich wohl glauben will, weil ihre Lage sie unzugänglich macht. Sie schließt die eigentliche Stadt ein, die ein wüstes Bild von Trümmern, Zerstörung und Verlassenheit darbietet. Ein großer Theil der Festungswerke selbst wurde im Jahre 1815 auf Befehl Napoleon's gesprengt, nachdem er die Insel verlassen hatte. Manchen Sturm hat übrigens die Festung erleiden müssen, als die Franzosen zur Zeit Ludwig's XIV. auch hier die Spanier bekriegten.

Signor C., Offizier der toscanischen Besatzung, ein wohlgebildeter Mann, in dessen liebenswürdiger Familie wir einen schönen gastlichen Tag verlebten, zeigte uns die Festungswerke. Er war Rector der Strafcompagnie, welche in Longone liegt und aus der er die hoffnungsvollsten Sträflinge zu einer Militärschule vereinigt hat. Er überzeugte uns mit großer Freude von den Fortschritten seiner Zöglinge, welche bei ihm Schreiben, Lesen, Rechnen und die Elemente der Wissenschaften lernen. In der Festung fanden wir ein Häuflein toscanischer Veteranen, von welchen einige aus der Napoleon'schen Zeit her Deutschland kannten und die Schönheit seiner Gegenden wie die Reinlichkeit seiner Städte rühmten. Was uns unser Wirth von der innern Einrichtung seiner Compagnie, von ihrer Bewirthschaftung, ihren Verhaltungsregeln, ihrem Code pénal zeigte, war ein wahres Muster von Soldatendressur; da hatte Alles sein Gesetz und jedes Ding, bis auf die Eisen zum Krummschließen und den fatalen Prügelstock, seinen angewiesenen Ort.

Das Jahr 1849 hat auch politische Gefangene nach Porto-Ferrajo und nach Longone gebracht. Mit einem dieser Herren reiste ich nach Livorno zurück; er hatte seine Strafe eben verbüßt und war frei; sein todtenbleiches Gesicht und sein langer Bart erzählten die Geschichte seiner Gefangenschaft.

Auch in Longone hatte Napoleon einen sogenannten Palast, ein unansehnliches Haus, in welchem er abstieg, so oft er aus seiner Hauptstadt hinüber geritten kam. Die Umgebung dieser Festung sagte ihm besonders

zu und er pflegte unterhalb des Bergs auf einem angenehmen Ort im Freien zu speisen, wie Valery in seiner Beschreibung von Elba erzählt, auf einem in den Fels gehauenen Sitze (Canapé genannt), um welchen her er in einem Halbkreise Maulbeerbäume gepflanzt hatte. Dort beobachtete er mit seinem Fernrohre die Umgebungen, die Schiffe, welche vorübersegelten, und die Küsten von Italien.

Dem Golf von Longone gegenüber liegt das kleine Fort Fucardo mit einem Hafenlicht für die einfahrenden Schiffe. Malerische und grandiose Ufer rings umher und nach der Landseite zu die wildesten und schroffsten Berge, welche an manche Felspartie in Capri erinnern, ohne freilich jene südliche Wärme des Farbentons zu haben. In diesen romantischen Wildnissen, hart am Wege, der zu den Eisengruben von Rio führt, liegt unter Cypressen und im Gebüsch der wilden Blumen eine Einsiedelei, Monserrato genannt, eine Stiftung der fanatischen Spanier. Die Phantasie kann sich nichts Wilderes denken als diese Eremitenschlucht in der starrenden Felsenwüste.

Wir wanderten mit unserm Wirthe diese Felsen hinunter, um nach Rio zu gelangen. Der Weg führt durch ganz schweigsame Gegenden, über Haiden und über Quellen, welche üppiger Pflanzenwuchs überrankt. Eine dieser Quellen führt den Namen Barbarossa, aber nicht von dem deutschen Kaiser, sondern von dem berühmten Meercorsaren, welcher im Jahre 1544 Porto-Longone überfiel. Sein Name lebt noch auf mancher Insel des Mittelmeers, vielleicht wird man sagen

dürfen auf jeder einzelnen, denn es gibt wol keine in jenen Gegenden, welche der kühnste aller Piraten nicht heimgesucht hätte.

Ueber manche Haide und manchen Felsenhügel gingen wir also, geführt von Signor C., immer erfreut durch wechselvolle Ansichten von Fels und Thal und die Schönheit des Meeres, bis wir in das reiche Thal von Rio hinabstiegen, das wieder ein kleiner Armidagarten zu sein scheint. Hier braust von den Höhen, auf welchen der ansehnliche Ort Rio steht, ein Bach in das nahe Meer hinunter, um sich in den Hafen zu ergießen. Von ihm hat der Ort seinen Namen. Man sagt von diesem lebendigsten Bache Elbas, daß er nicht auf dieser Insel entspringe, sondern von Corsica herkomme, wo er in unterirdischen Kanälen aus dem Centrum der Schwesterinsel unter dem Meere fortströme, bis er in Rio zu Tage kommt. Kastanienblätter und Zweige, die das Wasser mit sich führte, zeigten deutlich seine corsische Herkunft. Wie dem auch sei, diese neue Arethusa von Rio scheint sich mit poetischem Sinne auf Napoleon's Schicksal selbst deuten zu lassen.

Noch eine andere Beziehung knüpft die Eisenminen von Rio an Corsica; denn hierher flüchtete sich einst Peter von Corsica oder Petrus Cyrnäus, wie er nach seinem Geschichtswerk genannt wird, der eleganteste Geschichtschreiber der Corsen, aus dem 15. Jahrhundert, dessen vielbewegtes Flüchtlingsleben einem Romane gleicht; seinem Stiefvater entfliehend, kam er als Kind nach Rio und fristete sein Leben in jenen Eisenminen, indem er die Eisenerde auf Eseln nach dem Hafen brachte.

Schon verrieth der rothe Boden, auf welchem wir gingen, daß wir uns auf der eisernen Erde befanden — überall nichts als dieser eiserne Staub, die Hügel ringsum schwärzlichbraun oder röthlich, mit unzähligen Aloestauden überdeckt, welche mit ihren straffen, stahlbläulichen Blättern, die in lange Dornspitzen auslaufen, ebenso viel Bündel von Dolchen oder Schwertern zu sein scheinen. Alles, was uns begegnete, trug diese Eisenfarbe, die Arbeiter von Rio, von der Eisenerde roth gefärbt an Kleid, Gesicht und Händen, selbst die Hunde, die uns entgegenliefen. Auch der Hafen, zu dem wir hinabstiegen, ist roth vom Eisenstaub, und am Ufer liegen Haufen von Eisenerde, welche dort in die Schiffe verladen wird.

Wir suchten den Director der Werke auf. Er ist ein Deutscher, Herr Ulrich, und daß er es war, machte mir eine doppelte Freude. Der Deutsche allein ist der wahre Bergmann unter den Völkern; er allein versteht es, in den Schacht des Lebens zu steigen und in den dunkeln Herzkammern der Natur ihren tiefsten Sinn zu spüren. Da gräbt er nach, bis er das lautere Erz gefunden hat, und selbstvergessend versäumt er den schönen Frühling draußen. Manchmal schläft er in der Tiefe ein wie Epimenides, oder wie der Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser, jener alte deutsche Bergmann mit der goldenen Krone und dem langen, durch den Tisch gewachsenen Bart, oder wie der Tannhäuser im Venusberg.

Nun trat uns Herr Ulrich entgegen, ein eisenhaltiger deutscher Mann von echtem Schrot und Korn; auch sein Händedruck war eisern, seine Rede kurz und

positiv und seine Stimme wahrhaft gewaltig. Er nahm uns als seine Landsleute gastlich und herzlich auf, führte uns in die Werke und erklärte uns ihre Beschaffenheit. Erst seit kurzem stehen die Eisengruben von Elba, welche eine toscanische Compagnie für ihre Rechnung bewirthschaftet, unter seiner Leitung. Er übernahm sie in einem verwahrlosten Zustande und hat sie in wenigen Monaten so weit gefördert, daß schon jetzt der jährliche Gewinn mit Sicherheit auf 35,000 Tonnen berechnet wird, während die Gruben sonst nur 22,000 Tonnen lieferten. Täglich werden 120,000 Pfund Eisen herausgezogen, aber im Sommer stockt bisweilen die Arbeit, weil der Ackerbau die Arbeiter, größtentheils Männer aus Rio, in Anspruch nimmt. Im Winter werden die Werke eifriger betrieben.

Seit den grauen Zeiten des Alterthums ist der Eisenberg von Rio ausgebeutet worden, ohne seine Unerschöpflichkeit zu verlieren; ein Berg von etwa 500 Fuß Höhe, welcher ganz Eisenmaterial ist. In seiner Nähe gibt es noch andere nicht minder reiche Flötze, die von Terra-Nera, von Rio-Albano und den Calamita, den wahrhaften Magnetberg. Schon die Etrusker beuteten die Werke aus; sie schafften das Material nach Populonium, in dessen Gebiet die Insel Elba gehörte, und dort wurde das Eisen herausgeschmolzen. Der Holzmangel in Elba erlaubte keine Schmelzwerke auf der Insel selbst, und auch heute wird das Eisen nicht in Elba geschmolzen, sondern drüben in Fabriken in der Nähe des alten Populonium, oder das Material wird nach Neapel, nach Genua, nach Marseille, nach Bastia verladen.

Herr Ulrich belehrte uns über die verschwenderische Wirthschaft, welche die Alten und ihre Nachfolger mit dem Eisenlager getrieben haben. Ganze Hügel von Eisenerde hat man unbenutzt aufgehäuft und die Erzflötze mit ihnen verdeckt. Diese vergeudete und weggeworfene Erde ist aber so stoffhaltig, daß sie immer noch ein vortreffliches Material gibt. Herr Ulrich griff eine Handvoll Erde von dem Boden auf, über dem wir standen, zeigte sie uns und sagte: „Sehen Sie, Erde, die ich hier von der Oberfläche aufgreife, gibt immer noch ein besseres Eisen, als die Franzosen in der Auvergne aus dem schwersten Erz gewinnen.“ So liegt also hier das Mineral eigentlich auf der Oberfläche, und Millien weit in der Runde steht und geht man auf Eisen. Die Minen von Rio sind reicher als die berühmten Werke Demidoff's in Sibirien, und vielleicht möchte ihres Gleichen überhaupt nicht gefunden werden.

Noch hält sich der Bau also an der Oberfläche, und unterirdische Werke gibt es keine als ein paar Galerien; doch sieht man die prächtigsten Erzlager frei zu Tage ausgegraben. Wer sich unter den Werken von Rio Bergschachte und Stollen mit allem romantischen Zubehör von Bergknappen und Grubenlichtern denkt, hat also Falsches sich gedacht, wie ich es mir vorstellte, ehe ich diesen merkwürdigen Eisenberg sah.

Ich warf einen Blick in seine Umgebung; weit und breit erscheint sie öde und melancholisch, und die Werke selbst, diese röthlichschwarzen Hügel, der eisenfarbige Grund, der glitzernde Eisenstaub erzeugen das Gefühl des Oeden und Wüsten, wie die Lava- oder Aschen-

felder eines Vulkans. Eine graue verwitterte Burg, vielmehr ein verwitterter Thurm, blickt düster von dem hohen Gipfel eines Felsens geradeüber auf die Eisenwerke herab. Dies ist der Thurm des eisernen Gottes Jupiter. Vor diesen schauerlichen Minen, von woher die Furie des Kriegs fort und fort Schwerter, Speere und Kugeln in die Welt getragen hat und von denen das eiserne Zeitalter ausgegangen zu sein scheint, wie es die Dichter besungen haben, sollte man Napoleon ein Denkmal errichten, ganz aus Eisen, einen Koloß von Elba, und man sollte auf das Piedestal jenen Befehl des Etruskerkönigs Porsenna schreiben, daß fortan das Eisen nur zu Geräthen des Landbaus und der Industrie verwendet werden solle.

Diese schöne historische Sage, die menschlichste des eisernen Rom, erinnert mich an ein geschichtliches Factum aus dem hellenischen Alterthum, an eine andere Friedensbedingung. Denn als Gelon von Syrakus den Karthagern nach der Schlacht von Himera den Frieden dictirte, war eine seiner Bedingungen diese, daß sie fortan aufhören sollten, dem Moloch Menschenopfer zu schlachten. Auch dieses Gebot sollte man auf das Piedestal jenes projectirten Eisenkolosses von Elba schreiben, daß die Völker aufhören sollen, dem Moloch Menschenopfer zu schlachten.

Aber ich weiß nicht, ob je ein solches Ikarisches Zeitalter eintreten und ob die Oliven Elihu Burritt's Wurzel schlagen werden. Denn kaum scheinen mir die Völker moralisch größer geworden, als sie es zur Zeit des Porsenna und des Gelon von Syrakus waren.

Dem politischen, wie dem religiösen Moloch zu Ehren schlachten sich die Nationen heute wie gestern, und die Blüte ihrer Jugend läßt sich vom Schwert so ruhig niedermähen, als könnte das Menschenleben wie die Hydra hundertköpfig und hundertfältig sich erneuen.

Doch scheiden wir von der Eiseninsel, und wahrlich, wir thun es mit einer Anklage an die Menschheit, wenigstens mit einem ironischen Lächeln über die enthusiastischen Lobredner unserer Gegenwart, wenigstens mit dem Ruf Porsenna's: Keine Schwerter und Speere mehr, Industrie, Ackerbau, und keine Menschenopfer irgend einem Moloch!

Der Ghetto und die Juden in Rom.

Zusammengedrängt in einem dumpfen und traurigen Winkel Roms, welchen der Tiberfluß von dem Trastevere scheidet, wohnt hier seit alten Zeiten, gleichsam von der Menschheit ausgestoßen, das römische Judenvolk. Mit ihm sollen sich diese Blätter beschäftigen, welche der Verfasser theils aus ältern und neuern Schriften, theils aus mündlichen Mittheilungen der Hebräer zusammensetzte. Er durchwanderte oftmals den Ghetto Roms, und es dünkte ihm seine Bevölkerung, welche neben dem Theater des Marcellus und an der Halle der Octavia, auf Trümmern römischer Kaisergeschichte dem wilden Epheu gleich sich angeklammert hält, unter Ruinen Roms eine hochmerkwürdige, ja die allein noch lebendige Ruine des Alterthums und werth, daß sie eine aufmerksame Betrachtung auf sich ziehe.

Vielleicht wird die Mehrzahl der Fremden, welche zu den Denkmälern Roms wallfahrten, am meisten vor dem Triumphbogen des Titus auf dem Forum bewegt; denn sie verstehen seine Bedeutung am deutlichsten, weil die Geschichte der Juden und ihrer Stadt Jerusalem

für den Christen etwas Vaterländisches ist und sein Gemüth in Anspruch nimmt. Auf dem Fries jenes Bogens erblickt man noch den Triumphopferzug, da man den heiligen Strom Jordan in Greisesgestalt auf einer Bahre einherträgt, und im Durchgangsbogen, durch welchen nimmer ein Jude gehen wird, erkennt man die im Siegeszuge des Titus aufgeführten Tempelgeräthe von Jerusalem, den siebenarmigen Leuchter, den goldenen Tisch, die Lade, in welcher das Gesetz verschlossen lag, und die silbernen Trompeten für das Jubeljahr. Beinahe 1800 Jahre sind verflossen, seitdem dieser Bogen dem Kaiser Titus errichtet ward, und nichts blieb von jenem weltbeherrschenden Rom übrig als Trümmer, Staub und nicht mehr dem Leben angehörende Symbole des alten Cultus. Wer nun vom Titusbogen eine kurze Strecke weit nach dem Tiberfluß hinuntergeht und den Ghetto durchwandert, erblickt hier und da an bewohnten Häusern den siebenarmigen Leuchter vom Tempel zu Jerusalem in die Wand gemeißelt. Es ist dasselbe Bild, wie er es eben am Triumphbogen sah, doch lebt es hier als ein noch lebendiges Symbol der jüdischen Religion, und noch heute wohnen hier Nachkommen jener einst von Titus im Triumph aufgeführten Juden, und wenn man die Synagoge der Hebräer betritt, sieht man auf ihren Wänden dieselben verwundersamen Sculpturen, die Bundeslade, den goldenen Tisch des Tempels, die Jubeljahrstrompeten. Ein noch dauerndes und unvertilgtes Judenvolk betet unter diesen Bildern seiner einst von Titus nach Rom geführten Tempelgefäße zu dem alten Jehovah von Jeru-

salem. Er war demnach mächtiger als der capitolinische Zeus.

Da ist nun die Halle der Octavia. Verfallen und verbaut ragen ihre noch mächtigen Bogen und Pfeiler hart neben dem Ghetto. Hier war der Ort, wo einst Vespasian und Titus den Siegeszug über Israel mit festlichem Schaugepränge einleiteten. Damals stand dort zuschauend ein Jude, ein Begleiter und Schmeichler des Titus, Flavius Josephus, der bekannte Geschichtschreiber. Er schämte sich nicht, dem Triumphe über sein eigenes Volk beizuwohnen, an dem Glanze des Aufzugs sich zu weiden und ihn schmeichlerisch zu beschreiben. Dem niedrigen Judenhöfling verdanken wir deshalb die Schilderung des Triumphs. „Nachdem", erzählt er, „das ganze Heer in Reih und Glied unter seinen Führern bei Nacht herangezogen und vor den Thoren, nicht des obern Palastes, sondern des Isistempels aufgestellt war (dort brachten die Imperatoren die Nacht zu), traten mit Tagesanbruch Vespasian und Titus mit Lorberkränzen und im Purpurgewande hervor und schritten nach der Halle der Octavia. Dort warteten ihrer Ankunft der Senat und die höchsten Beamten, sowie die Ritter vom höchsten Rang. Vor den Hallen war eine Bühne angebracht, worauf elfenbeinerne Stühle standen; diese bestiegen die beiden Kaiser und setzen sich; sogleich erhob das Heer ein Jubelgeschrei und pries ihre Thaten. Auch die Soldaten waren unbewaffnet, in seidenen Gewändern und mit Lorber bekränzt. Nachdem Vespasian ihren Zuruf empfangen, unterbrach er ihren Jubel und gab das Zeichen zum Schweigen. Sogleich ent-

stand tiefe Stille. Vespasian erhob sich, verhüllte sein Haupt mit dem Gewande und sprach ein Dankgebet. Das Gleiche that Titus. Nach dem Gebet richtete Vespasian an die ganze Versammlung einige Worte und entließ dann die Soldaten zu dem nach herkömmlicher Sitte von den Imperatoren bereiteten Mahl. Er selbst ging nach dem Thor zurück, das den Namen des Triumphthors führt, weil es immer bei diesen Gelegenheiten durchzogen ward. Dort genossen sie etwas Speise, zogen die Triumphkleider an, opferten in den an das Triumphthor angebauten Tempeln, und nun begann der Umzug, und zwar mitten durch das Theater, damit das Volk Alles desto leichter sehen könnte."

Seiner Schwester Octavia zu Ehren hatte Augustus die nach ihr benannte prachtvolle Halle von zwei Säulenreihen gebaut. Ein Theil des Vorbaus ist erhalten; er stößt jetzt an den Fischmarkt, der den Ghetto begrenzt; in die Trümmer der Halle aber ist die Kirche San-Angelo in Pescaria hineingebaut, ein Gotteshaus, das sich gleichfalls auf die Juden bezieht, weil sie gezwungen wurden, in ihm die wöchentlichen Bekehrungspredigten anzuhören, wozu sie im Mittelalter von Polizeisoldaten mit Peitschenhieben und rudelweise hineingetrieben zu werden pflegten. Der Ghetto also liegt an eben jener Halle der Octavia, wo Vespasian und Titus den Triumph über die Juden einweihten, und um diesen jetzt im Schmutz starrenden Porticus wohnen heute Nachkommen jener Hebräer, die damals Kriegssklaven des Titus waren.

Wegen der historischen Beziehung des Volks Israel

zu den Römern, welche Jerusalem zerstörten und das Judenvolk in die Welt zerstreuten, ist der Ghetto Roms unter allen Judengemeinden Europas der merkwürdigste. Andere Judenschaften, zumal die von Spanien und Portugal im Mittelalter und die aus ihnen hervorgegangene Synagoge von Amsterdam, sind denkwürdiger durch ihre wissenschaftlich-theologische Ausbildung; keine hat das Alter und die ganz und gar geschichtliche Unmittelbarkeit der Judengemeinde von Rom. Daß es sich hier weder um Talmud noch jüdische Philosophie und Kabbala handeln kann, versteht sich ja wol aus dem Local; denn der römische Ghetto ist gleichsam ein zweites Gosen der Pharaonischen Sklaverei, und seine Geschichte ist die der ganz unglaublichen Hartnäckigkeit einer kleinen Sklavengemeinschaft im Dulden eines von Geschlecht zu Geschlecht sich fortsetzenden Drucks.

Bedenkt man, daß es Rom ist, wo dieses Judenvolk sich nun 1800 Jahre lang behauptet hat, so erregt seine Widerstandskraft Erstaunen, und es möchte fast räthselhaft erscheinen, daß eine so mishandelte Menschensekte, wenn auch erneut und erkräftigt durch frischen Zuwachs, so doch meist aus einem und demselben verrotteten Familiengeschlecht und in einem und demselben engen Straßenwinkel, in einer und derselben verpesteten Luft sich von Glied zu Glied Jahrhunderte hindurch fortzeugend, als ein individuelles Ganze und als ein lebendiger Organismus sich hat erhalten können. Denn seit Pompejus dem Großen wohnten die Juden in Rom. Von den ersten Kaisern mehrmals aus der Stadt gejagt, kehrten sie immer wieder, und seit Titus behielten

sie dann bis auf den heutigen Tag ihre Wohnplätze in der Stadt und nisteten hier auf der gefährlichsten Stelle der Welt, weil unter den Augen ihrer Feinde, der Römer, welche Jerusalem zerstört hatten, und darauf der Päpste, der Stellvertreter Christi, den die Juden gekreuzigt hatten. Von Pompejus' Zeit an trugen sie Schimpf, Verachtung, Ehrlosigkeit, und endlich als unreine Parias, wie wir sehen werden, zu einem Ghetto organisirt, klammerten sie sich in einem Winkel krampfhaft aneinander und dauerten, nicht mehr, wie zur Zeit des Claudius, den Thieren, aber nun dem mishandelnden Christenvorurtheil vorgeworfen, allen Wechsel der Jahrhunderte und das furchtbare Einerlei ihres Zustandes aus — ein dunkler Anblick und ein schmutziges Blatt in der Geschichte der christlichen Menschheit. Sie lebten hoffnungslos und doch nicht ohne Hoffnung, wie dies der Charakter Israels ist, welchem die Propheten den Messias verheißen haben. Unfähig in einem angreifenden Kampfe ihren Feinden etwas abzukämpfen, verschanzten sie sich hinter die mächtigste und traurigste Wehr des Elends, die Gewohnheit, und hinter die jüdische Zähigkeit des Familiengeistes. Die Kraft im Dulden, so sklavisch die Juden, fast mehr als alle andern Sklaven, auch durch Sklaverei geworden sind, ist so merkwürdig, daß ich gestehe, wie ich sie mir nicht erklären kann. Denn den Menschen von Charakter erhält seine sittliche Würde im Elend, den Philosophen die Philosophie, den Christen das Christenthum, welches den Himmel mit Märtyrern bevölkert und das Kreuz in das Paradies der

Seligen gestellt hat. Nichts gibt Jehovah den Juden jenseit des Grabes, und sie haben keine Heiligen. Sie wollen auf der Erde leben, und um das zu können, arbeiten sie im Schmutz, mit rastloser Aemsigkeit kümmerliche und elende Geschäfte treibend.

Wo man nun auch diese Kraft im Dulden herleiten mag, sie ist eine Thatsache, und es scheint die Natur selbst die traurigste aller Menschensekten mit den heftigsten Lebenstrieben versorgt zu haben. Vielleicht möchte jede andere Nation unter ähnlichen Verhältnissen in Rom ausgestorben sein, unfähig, eine grenzenlose Verachtung der Welt zu ertragen; aber die Juden waren dessen fähig, sie behaupteten sich, seltsam genug, durch alle Jahrhunderte im Mittelpunkt der katholischen Christenheit selbst und unter den eigenen Fußsohlen des Heiligen Vaters. Ausgeschieden von dem bürgerlichen und staatlichen Verband der Menschen, blieben sie mit ihnen unvermischt, und noch ihre spätesten Enkel stehen unter den Christen der Stadt so fremd da wie ihre frühesten Väter, und ohne Zweifel sind sie den Römern um nichts näher gerückt, als sie es zur Zeit des Pompejus waren. Denn damals und unter den Kaisern galten sie, obwol schon verachtet, doch als eine orientalische Sekte neben andern Sekten Syriens, Aegyptens und Persiens und standen deshalb nicht als eine so völlig vereinzelte Erscheinung da, wie sie es heute sind, wo sie noch in derselben Weise und zu demselben Gott und in derselben Sprache beten, wie zu Pompejus' Zeit, und wo sie aus dem unzählbaren Gewirr von

Religionssekten des alten Rom die einzige sind, welche sich lebendig und unverändert erhalten hat.

Eine Geschichte der Juden Roms, welche nun hier in Kürze gegeben werden soll, ist, soweit sie die ersten Zeiten betrifft, schwierig zu ermitteln, und nur sparsam sind die Nachrichten römischer Schriftsteller.

Mit dem Einzug des Pompejus in Jerusalem, wo er aus Neugierde und von den Bitten der erschreckten Juden nicht zurückgehalten, das Allerheiligste des Tempels betrat, beginnt eine fortdauernde Verbindung zwischen Jerusalem und Rom. Pompejus scheint die ersten jüdischen Sklaven nach Rom gebracht zu haben; wenigstens ist es unbestritten, daß seit seiner Zeit jüdische Freigelassene und andere wahrscheinlich durch Speculation herbeigeführte Hebräer in der Stadt wohnten. Sie lebten hier zwanglos und als eigene Sekte nach den Religionsgebräuchen ihres Gesetzes, während die Prinzen und Prinzessinnen ihres Landes, allen andern kleinen Königen und Fürsten gleichgeachtet, ab und zu vor dem Senat und vor dem Hofe Roms erschienen, ihre Interessen zu besorgen. Denn damals gab es noch jüdische Fürsten. Man sah also den glücklichen Herodes mehrmals in Rom und mit allen Zeichen königlicher Würde als ein Fürst mit den Cäsaren verkehrend, an ihrer Tafel speisend und im Theater in der Fürstenloge sitzend; man sah Archelaus und die jüdische Prinzessin Salome, Antipas und Antipater in der Stadt, und nicht wenige Judenprinzen wurden dort am Hofe erzogen. Der Enkel des Herodes, Agrippa, ein abenteuernder Glücksjäger, war mit Drusus, des Tiberius

Sohn, erzogen worden und der Busenfreund des Caligula, dessen Lüste er theilte. Der junge jüdische Wüstling befreite sich kaum aus dem Schuldthurm, als ihn Tiberius in den Kerker warf, wo er sechs Monate schmachtete, bis ihn der Tod des Kaisers erlöste und Caligula ihn zum König der Juden machte. Eine glänzende Rolle spielte in Rom besonders die schöne jüdische Prinzessin Veronica oder Berenice, Agrippa's Tochter, Schwester und Buhlerin ihres Bruders, des jüngern Agrippa, des letzten Judenkönigs. Sie lebte nach der Zerstörung Jerusalems in den Gemächern des Titus als dessen Geliebte; doch gelang es ihr trotz aller Intriguen nicht, sich zur Kaiserin von Rom zu machen.

Herodes Agrippa war übrigens der letzte Jude, der in Rom eine glänzende Rolle spielte, und seither sah das jüdische Volk in Rom keinen Glaubensgenossen mehr mit Ehren auszeichnen, außer den Baron Rothschild, welchen man zur Zeit des Papstes Gregor XVI. mit hoher Gunst fetiren sah — aus wohlbegreiflichen Ursachen.

Während nun in jener Zeit abenteuernde jüdische Prinzen und Prinzessinnen abwechselnd in Rom waren, hatten sich Juden bereits in der Stadt angesiedelt. Cäsar war ihnen günstig; es beweist dies die Nachricht, daß sie nach seiner Ermordung die Nacht hindurch um ihn weinten und Todtenklagen sangen. Auch Augustus duldete sie und gewährte ihnen volle Freiheit, in Rom sich zu bewegen und ihre Geschäfte zu treiben; daher beklagten sie dankbar auch seinen Tod und weinten um ihn, wie es heißt, eine ganze Woche lang. Damals

waren sie nicht an einen bestimmten Ort in der Stadt gewiesen, obwol wir im Philo die Mittheilung finden, daß Augustus den Juden in Rom, meistens Freigelassenen, das Quartier Trastiberis gab, einen guten Theil der Stadt, wie er sagt. Doch wohnten sie auch an andern Stellen, am häufigsten indeß in dem heutigen Trastevere, also nicht weit von dem jetzigen Ghetto und jenseit des Flusses. Der römischen Tradition nach kehrte der heilige Petrus im Jahr 45 n. Chr. im Trastevere ein, in der Nähe der jetzigen Kirche Santa-Cecilia, weil dort Juden wohnten; aber er soll auch auf dem Aventin gewohnt haben, in dem Hause der Heiligen Aquila und Prisca, jüdischer Ehegatten, welche zum Christenthum übertraten.

Wie mild Augustus mit den Juden verfuhr, geht aus jener Stelle des Philo hervor in seiner höchst merkwürdigen Schrift: „Die Gesandtschaft an den Cajus.“ Dort sagt der gelehrte alexandrinische Jude, daß jener Kaiser die Juden stets freundlich behandelt habe, er, der es wohl wußte, daß sie den großen Stadttheil Trastiberis bewohnten, meistentheils Freigelassene, wie er sagt, zuvor als Gefangene nach Italien geführt und von ihren Herren freigesprochen, ohne gezwungen zu sein, an den Gebräuchen ihrer Väter etwas zu ändern. An solche jüdische Freigelassene erinnert noch heute den Wanderer in den Trümmern Roms ein merkwürdiger Grabstein auf der Via Appia, welcher die Namen zweier Juden, Zabda und Akiba, trägt. — Ihm war es bekannt, fährt Philo fort, daß sie Synagogen besaßen, wo sie alle Wochen zusammenkamen, um in den Lehren

der Weisheit ihrer Väter unterrichtet zu werden. Er duldete es auch, daß sie das Geld von den Erstlingen nach Jerusalem schickten, damit dort für sie geopfert würde. Und dennoch vertrieb er sie nicht aus Rom, noch raubte er ihnen das römische Bürgerrecht, da er dem jüdischen Volke freundlich gesinnt war; auch änderte er nichts an ihren Synagogen noch an ihren Zusammenkünften. Ja er selbst, erzählt Philo, schmückte den Tempel zu Jerusalem mit kostbaren Weihgeschenken und ließ dort ganze Opfer schlachten; er achtete den Sabbat so sehr, daß er befahl, den Juden nicht an diesem, sondern an dem folgenden Tage die Getreideaustheilungen zukommen zu lassen, weil nämlich an jenem heiligen Tage die Juden Geld und Gaben weder empfangen noch geben dürften.

Man weiß, daß Philo im Jahre 40 n. Chr. von den alexandrinischen Juden an der Spitze einer Gesandtschaft an den Kaiser Cajus (Caligula) abgesandt worden war, um über die grausame Mishandlung Beschwerde zu führen, welche die Alexandriner an den Israeliten ausließen, die in jener Welthandelsstadt zahlreich ansässig waren. Er erzählt, wie Caligula diese Judengesandten in seinem Landhause empfing, wo er wie ein Wahnsinniger aus einem Zimmer ins andere lief, bald Befehle zu Neubauten gab, bald alte Bilder aufstellen ließ, während die Juden ihm von Zimmer zu Zimmer folgten, unter beständigem Lustgelächter aller Anwesenden. Der Kaiser selbst fragte sie spottend, warum sie kein Schweinefleisch äßen. Der Lärm Derer nun, sagt Philo, die uns auspfiffen und mit schallendem Gelächter verhöhnten,

war so groß, als stünden wir auf einem Theater. Und so haben wir schon in jener Zeit dieselben Scenen vor uns, wie sie später im Mittelalter und bis in die neueste Zeit in Rom gesehen wurden, wenn die Juden am Monte Giordano oder am Titusbogen aufgereiht standen, den neuerwählten Papst zu bewillkommnen, verhöhnt von dem Gepfeife der Straßenjungen und dem schallenden Gelächter des Volks.

Caligula war aus einem besondern Grunde gegen die Juden erbittert. Er hatte nämlich die Idee gefaßt, sich als Gott in einer kolossalen Statue im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem aufstellen zu lassen, da er vernommen, daß die jüdische Nation die einzige des Erdkreises sei, welche sich weigere, ihm göttliche Ehre zuzusprechen. Er gab also Petronius, dem Statthalter von Phönizien, den Befehl, seine Statue aufzustellen. Da zog, wie Josephus und Philo erzählen, ganz Judäa nach Phönizien, Greise, Männer, Weiber und Kinder, gleich einer Wolke bedeckten sie Phönizien, und so groß war ihr Wehgeheul und Weinen, daß selbst, als es still geworden, das Echo noch die Luft durchtönte. Sie warfen sich vor Petronius auf die Knie und beschworen ihn, sie alle zu ermorden, waffenlos, wie sie seien, aber nimmer würden sie es dulden, daß man das Heiligthum ihres Gottes schände. Diese Scene ist eine der großartigsten Volkstragödien, die je aufgeführt worden sind, und dieser moralische Widerstand der Juden gegen Caligula einer der staunenswürdigsten Züge in der Geschichte der jüdischen Nation, welcher sie mehr verherrlicht als die größten Thaten David's

und Salomo's. Petronius war ganz erschüttert, er schrieb einen ausweichend abmahnenden Brief an Caligula; und nun kam auch des Kaisers Jugendfreund, jener König Agrippa, nach Rom, welcher, wie in spätesten Zeiten Rothschild, für sein Volk bittend eintrat. Philo erzählt, ohne Zweifel übertreibend, daß sein Entsetzen über die tempelschänderische Zumuthung des Caligula so groß gewesen, daß er ohnmächtig fortgetragen werden mußte und in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel; hierauf läßt er ihn einen meisterhaften Brief an den Kaiser schreiben, in Folge dessen Caligula, der Kaiser Roms, dem die ganze Welt als einem Gott Tempel, Altäre und Statuen aufstellte, von seinem Vorhaben abstand, sein Bild im Tempel zu Jerusalem aufzurichten.

Sein schneller Tod war es nur allein, der auch die Juden Roms vor seiner Rache schützte. Leider gibt uns Philo keine Nachricht von dem Zustande der damaligen Judenschaft im Trastiberis; es scheint, sie bildeten dort eine eigene Synagoge der Libertiner oder Freigelassenen, denn unter diesem Namen nennt sie auch die Apostelgeschichte 1, 9.

Seitdem die christlichen Mysterien nach Rom eindrangen, wurden Juden und Christen als eine gemeinschaftliche Sekte begriffen, was um so leichter geschehen konnte, als die damaligen Christen größtentheils Judenchristen waren. Beide zusammen erlitten daher dieselben Verfolgungen. Im Jahre 51 jagte sie Claudius allesammt aus der Stadt, nachdem sie schon Tiberius auf den Rath Sejan's einmal nach Sardinien vertrieben

hatte, um ihrem schmählichen Wucher Einhalt zu thun; und dies beweist, daß sie schon damals in Anleihegeschäften ihren Lebensberuf begriffen. Immer kehrten sie wieder und wußten sie sich zu behaupten; ihre Anzahl wuchs, sodaß man sie unter den ersten Kaisern auf 8000 angibt, was also die heutige Judenzahl um mehr als das Doppelte übersteigen würde. Aber diese Zahl scheint übertrieben zu sein.

Nun kam der Fall des jüdischen Landes und die Zerstörung der Stadt Jerusalem durch Titus, welcher eine Menge jüdischer Kriegssklaven nach Rom schleppte, von denen ein Theil hingerichtet wurde, der größere aber in der Stadt blieb. Ich halte es für lesenswerth genug, die Darstellung des Triumphs über die Juden weiter fortzusetzen, damit der Leser, welchem Flavius Josephus unbekannt ist, dieses merkwürdige Schauspiel gegenwärtig habe. Ich benutze die klassische Uebersetzung Gfrörer's.

„Es ist unmöglich", fährt Josephus fort, „die Mannichfaltigkeit dieses Schauspiels und die Pracht in jeder Hinsicht, sei es in Bezug auf die Kunst der Werke oder auf Reichthum und Seltenheiten, zu beschreiben. Alles, was je Menschen einzeln besaßen und was nur selten und kostbar ist, schien an jenem Tage vereinigt, um die Größe des römischen Reichs zu zeigen. Schmuck von Gold, Silber und Elfenbein sah man hier in allen Gestalten, nicht blos etwa als einzelne Prunkstücke des Festzugs, sondern wie in einem Strom daherfließend. Gewänder, theils mit dem feinsten Purpur getränkt, theils mit babylonischer Kunst aufs sorg-

fältigste ausgestickt, schimmernde Edelsteine, in goldene Kronen gefügt oder in andern Fassungen, wurden in solcher Anzahl vorbeigetragen, daß man es für Irrthum ansah, solche Dinge noch für selten zu halten. Es folgten Götterbilder, an Größe außerordentlich und an Kunst unnachahmlich — Alles aus den kostbarsten Stoffen. Auch Thiere verschiedener Art und in den seltensten eigenthümlichen Verzierungen wurden vorbeigeführt. Sämmtliche Träger dieser Kostbarkeiten erschienen in purpurner und vergoldeter Kleidung. Besonders herrlich waren die Soldaten geschmückt, die an der Ehre des Triumphs theilnehmen durften. Selbst die Schar der Gefangenen zog die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre bunte Kleidung entzog den Augen der Zuschauer den widerlichen Ausdruck dieser ausgemergelten Gestalten. Das größte Erstaunen erregten die prachtvollen Baldachine. Man mußte unwillkürlich für die Kräfte der Träger fürchten. Einige hatten drei und vier Wölbungen übereinander, und die Kunst der Ausführung war ebenso erstaunlich als angenehm. Viele waren noch mit goldgestickten Teppichen überhangen, an allen funkelten kunstreiche Arbeiten aus Gold und Elfenbein. In allen möglichen Formen und Wendungen stellte sich der Krieg dar. Da sah man eine verheerte Gegend, ganze Reihen gefallener Feinde, Fliehende, Gefangene, unermeßliche hohe Mauern unter dem Stoß der Maschinen stürzen, feste Burgen zertrümmert, die Mauern volkreicher Städte erstiegen, ein in das Innere hereinstürmendes Heer, Blutbad, Hülfeflehende, Wehrlose, brennende Tempel, Häuser, die über ihren Bewohnern

zusammenstürzen, endlich nach einer weiten wilden Verheerung hereinströmende Flüsse, nicht um Felder zu wässern oder Menschen und Heerden zu tränken, sondern um den allgemeinen Brand zu löschen. Dies Alles, erzählten die Juden, hätten sie im Kriege erduldet. Die prächtige Ausführung stellte selbst dem Unkundigen Alles wie gegenwärtig dar. Bei jedem der Baldachine standen die feindlichen Befehlshaber, in der Haltung, wie sie gefangen wurden. Nun folgte eine Menge Schiffe. Andere Kriegsbeute ward haufenweise getragen, doch Alles mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem: ein goldener Tisch von mehren Talenten an Gewicht, ein Kronleuchter, ebenfalls aus Gold, aber in der Form von den zum Alltagsgebrauch dienenden verschieden; der Schaft in der Mitte war in dem Fuß befestigt und dünne Aeste erstreckten sich auswärts, nach Art eines Dreizacks; oben an jedem befand sich eine eherne Lampe. Deren waren es sieben, ein Symbol der Heiligkeit des siebenten Tages bei den Juden. Hinter diesem wurde das Gesetz Gottes als Schluß der Beute hergetragen. Hierauf kamen Männer, welche Bildsäulen der Victoria trugen, sämmtlich aus Gold und Elfenbein. Zunächst an ihnen ritt Vespasian; ihm folgte Titus; Domitian ritt neben ihm in prachtvollem Gewande und auf einem herrlichen Rosse.

„Das Ziel des Triumphzugs war der Tempel des Jupiter Capitolinus; vor diesem angekommen, machten sie Halt. Denn es ist eine alte Sitte, dort zu warten, bis der Herold den Tod des feindlichen Heerführers verkündigt. Simon Bar Giora war es, der auch im

Triumphzug mit aufgeführt wurde. Mit einem Strick um den Hals wurde er auf den Felsenrand gegen das Forum gezogen und von seinen Führern mit Ruthen gestrichen. Dort werden nach römischem Gesetz verurtheilte Verbrecher hingerichtet. Als verkündigt war, daß er dahin sei, erscholl allgemeiner Jubelruf, und nun begann das Opfer. Nach den Gebeten und den Spenden kehrten die Kaiser zum Palast zurück. Viele zogen sie selbst zur Tafel, für Andere waren zu Hause reiche Mahle zubereitet. Die ganze Stadt Rom feierte diesen Tag als Dankfest für den glücklich beendigten Feldzug, für das Ende der Bürgerkriege und für die schönen Hoffnungen auf künftiges Glück."

Vespasian erbaute hierauf dem Frieden einen herrlichen Tempel. In diesen Tempel stiftete er die Tempelgeräthe Jerusalems; die Bundeslade aber und die purpurnen Vorhänge derselben ließ er im Cäsarenpalast niederlegen. Jener Triumphbogen nun, in dessen innerer Wölbung die heiligen Geräthe und der feindliche Umzug mit so hoher Kunstvollendung dargestellt und wohlerhalten sind, wurde erst nach Titus' Tode gänzlich vollendet. Im Mittelalter hieß er wegen seiner Bildwerke der Bogen der sieben Leuchter oder, wie das Buch der Mirabilien der Stadt Rom sagt: Arcus septem lucernarum Titi et Vespasiani, ubi est candelabrum Moysi cum arca. Seine römische Gestalt wurde im Mittelalter verändert, denn die mächtigen Frangipani, welche das Forum und das Colosseum beherrschten, hatten den Bogen des Titus zu einem Castell umgestaltet und einen Thurm daran gebaut, Turris Cartularia genannt.

Erst unter Pius VII., 1821, wurde der Triumphbogen so wiederhergestellt, wie er nun heute dasteht, eine der merkwürdigsten Antiken der Stadt, doch die modernste Restauration.

Titus hatte es übrigens verschmäht, nach dem Triumph sich den Namen „Judaicus" beizulegen — ein Beweis, wie sehr er die Juden verachtete. Aber er, wie Vespasian, duldete die Hebräer in Rom, welche sich natürlich durch den Zuzug von Sklaven und Freigelassenen bedeutend vermehrt hatten. Vespasian hatte ihnen freie Religionsübung gestattet, doch mußten sie das Kopfgeld von einem halben Sekel, das sie früher an den Tempelschatz bezahlten, nun an den Capitolinischen Jupiter bezahlen. Die Juden bezahlen ihren Tribut noch heute an das Capitol, an die Camera capitolina.

Unter Domitian wurde dieser Fiscus judaicus, wie Sueton erzählt, mit großer Strenge eingetrieben. Die Juden wohnten damals offenbar zumeist im Trastevere, wurden aber von dem hartherzigen Kaiser ganz aus der Stadt gejagt. Er wies ihnen merkwürdigerweise das Thal der Egeria an, wofür sie ein Pachtgeld erlegen mußten. Dies sagt Juvenal in seiner dritten Satire:

Hier, wo Numa pflog Umgang mit der nächtlichen Freundin,
Wo nun des heiligen Quells Laubhain und die Stätte der Gottheit
Juden man leiht, die mit sich führen das Heu und den Tragkorb;

Muß doch jeglicher Baum nun Steuer entrichten dem Volke,
Und weil alle Camenen verjagt sind, bettelt der Wald selbst;
Hier nun stiegen wir ab zu Egeria's Thal und den Grotten,
Welche den echten ungleich; wol ehrte man besser des Springquells
Gottheit, säumte mit grünendem Rand Wildkraut noch die Wellen,
Kränkte der Marmor nicht unziemlich den örtlichen Tuffstein.

Juvenal sah also, wenn er durch das Capenische Thor nach dem Thale der Egeria ging, die Juden, ziemlich bettelhaft, wie es scheint, mit Heubündeln und Körben ein- und ausgehen und in dem lieblichsten Thale Roms eine Zigeunerwirthschaft treiben. Die Heubündel dienten ihnen zur Lagerstatt, und in den Körben schleppten sie wol Handelsplunder und Mundvorrath mit sich. Aus den römischen Nachrichten geht hervor, daß die Juden zu jener Zeit in Art und Geschäft den Juden von heute so ziemlich gleich waren. Die Verachtung der Römer gegen diese unglücklichen Menschen war groß, und es galt für eine Beschimpfung, in einem jüdischen Bethaus gewesen zu sein, während die Theilnahme an dem Cultus der Isis, des Mithras, des Priap keineswegs als Entehrung galt. Und so ist es merkwürdig genug, denjenigen Gottesdienst, welcher in Rom von allen Idolen und aller Bilder- und Thier-

verehrung zu allen Zeiten allein frei war, mit schimpflicher Verachtung behandelt zu sehen.

In der vierzehnten Satire beklagt sich Juvenal einmal über den schimpflichen Aberglauben, welcher einige Römer antreibe, sich ins Judenthum einweihen zu lassen:

Einige, denen der Zufall gab zum Vater des Sabbaths
Ehrer, beten die Wolken nur an und das himmlische Wesen,
Und sie achten des Schweins Fettfleisch gleich menschlichem heilig,
Deß sich der Vater enthielt, ablegen sie bald auch die Vorhaut.
Aber das Römergesetz zu verachten, sie selber, gewohnt nun,
Lernen sie Judengesetz und beachten mit heiliger Ehrfurcht,
Was nur immer die Bücher, die mystischen, lehren des Moses.

Zu jener Zeit gaben sich die Juden, wie bei uns die Zigeuner, aber auch mit Wahrsagerei, mit geheimen Liebeskünsten, Zaubertränken und dunkeln Heilmitteln ab. Auch dies sagt Juvenal in seiner sechsten Satire:

Lassend das Heu und den Tragkorb,
Bettelt die Jüdin, die zitternde, leis in das heimliche Ohr nun,
Die das Gesetz auslegt von Jerusalem, heiligen Waldes
Priesterin sie, die erhab'ne, des Himmels vertrauliche Zeugin.

Sie auch füllet die Hand, doch billig für kleineres
Geldstück
Bieten die Juden dir feil, was immer von Träumen
du wünschest.

In diesen Versen zeichnet der Satiriker ein so deutliches Bild vom jüdischen Wesen, daß wir ein zigeunerndes Weib, eine Vettel, wie wir sagen, leibhaftig vor uns zu sehen glauben. Und wie damals zu Domitian's Zeit Judenweiber scheu und nächtlicherweile aus dem Egeriathal hervorkamen, sich in das Haus einer wollüstigen römischen Dame zu schleichen, so geschah es auch bis auf die neueste Zeit in Rom. Denn viele Judenweiber aus dem Ghetto schlichen als Wahrsagerinnen in der Stadt umher, vornehmen Damen Träume zu deuten, Liebestränke zu verkaufen und Lustmittel anzubieten. Ausdrücklich bezieht sich darauf die Bulle des heiligen Papstes Pius V. von 1569, welche beginnt: Hebraeorum gens sola quondam a Domino electa. Dies merkwürdige Decret, wodurch die Juden aus allen Städten des Kirchenstaats, mit Ausnahme von Rom und Ancona, verbannt wurden, ist ein höchst wichtiges historisches Denkmal; ich führe, so große Zeiträume überspringend, Stellen daraus an, um sie sofort mit jenen Versen des Juvenal zu vergleichen. Es heißt darin: „Nachdem dies Volk sein Priesterthum verloren, nachdem die Autorität des Gesetzes ihm genommen, ist es aus seinem eigenen Wohnsitze zerstreut, welchen ihm der milde und gütige Gott einst seit dem Ursprung eben dieses Volks bereitet hatte, als ein Land, wo Milch

und Honig fließt; nun irrt es seit so vielen Jahrhunderten über den Erdkreis; verhaßt, mit jeglichem Schimpf und Makel bedeckt, treibt es jegliche infame und schändliche Kunst, auf was Weise es immer den Hunger stillen mag, nicht anders als die verworfenste Sklavenschaft." Nun werden diese Künste angegeben: „Denn um von so vielerlei Art Wucher zu schweigen, mit dem die Juden das Vermögen bedürftiger Christen gänzlich aufzehren, so glauben wir, es sei offenbar genug, wie sie Hehler der Räuber und Diebe sind und Helfershelfer, die allerlei gestohlenes und gerafftes Gut, nicht allein profanes, sondern auch dem göttlichen Cultus zugehöriges, entweder für eine Weile zu verbergen, oder an einen andern Ort zu bringen, oder ganz umzugestalten wagen, damit es nicht mehr erkannt werde; sehr viele auch stehlen sich, unter dem Scheine, ein ihnen zukommendes Geschäft zu treiben, in die Häuser anständiger Frauen, wo sie viele in den Abgrund schändlicher Unzucht stürzen, und was das Allerverderblichste ist, sie verführen gar viele Unvorsichtige und Schwache mit Satansblendwerk, mit Wahrsagerei, Zaubermitteln, mit magischen Künsten und Hexereien und machen jene glauben, daß die Zukunft vorausgesagt, daß Diebstahl, Schätze, verborgene Dinge enthüllt und außerdem Vieles offenbart werden könne, von welchem nicht einmal die Fähigkeit der Ahnung irgend einem Sterblichen jemals erlaubt worden ist." Also die Bulle Pius' V.

Ich zweifle übrigens nicht daran, daß noch heute Judenweiber in Rom solche Zauberkünste und Liebestränke heimlich in die Häuser tragen.

Ich möchte behaupten, daß die Schuld jener in allen Zeiten gleich großen Judenverachtung in dem Naturell der Hebräer selbst lag, welche den Römern durch eine an die Caricatur streifende Persönlichkeit lächerlich sein mußten. Denn es ist eigenthümlich, und wir sagen es, ohne weder so viele treffliche und würdige Menschen unter den Juden noch überhaupt den ganzen Stamm kränken zu wollen, — es liegt für den Europäer im echt jüdischen Wesen oftmals etwas Carikirtes und Pulcinellartiges, das so lächerlich wirkt, wie jener possenreißerische Tanz des Königs David vor der Bundeslade höchst lächerlich war und selbst Michal mit Verachtung erfüllte. Dazu kam der Stolz, das auserwählte Volk Gottes zu sein, eine große und bewunderungswerthe Bestimmung, wozu die Geschichte der so wunderbar, ja einzig in der Welt dastehenden Judennation das volle Recht gegeben; endlich die Verachtung gegen jeden andern Glauben und die Scheu vor der Berührung jedes andern Menschen; und so begann dieses Volk den Fluch seines Nationalstolzes und die Strafe seiner kastenhaften Absonderung zu tragen, bis es von den Christen endlich in die Menagerie eines Ghetto schimpflich gesperrt ward.

Die Verhältnisse der Juden in Rom unter den spätern Kaisern sind dunkel. Eine Notiz erzählt, daß Alexander Severus ihnen gestattete, im Trastevere zu verbleiben, welches bis in das späteste Mittelalter von Juden bevölkert gewesen sein muß, weil man selbst die Brücke Hadrian's, den Ponte San-Angelo, Judenbrücke zu nennen anfing. Hadrian hatte Jerusalem zum zweiten

mal und gänzlich zerstört, und zahllose Juden waren auf den Märkten Syriens zum Preise von Pferden verkauft worden. Ohne Zweifel vermehrte sich seitdem die Judenschaft in Rom beträchtlich.

Sobald nun das Christenthum römische Staatsreligion geworden war, mußten die Juden in eine neue, bei weitem gefährlichere Stellung zu den Herrschern und Magistraten Roms gerathen, weil sich nun zu der Verachtung der Römer auch der Haß der christlichen Religion gegen die Feinde Christi zu gesellen begann. Schon Konstantin der Große erließ ein Verbot gegen die Juden, christliche Diener zu halten, woraus man erkennt, daß eine Scheidung der Juden von der Gemeinschaft der Christen anfing religiöse Vorstellung zu werden. Noch strengere Vorschriften erließ der Theodosianische Codex gegen die Vermischung der Juden und Christen; er verbot auch den Juden in allen Provinzen ein gewisses Fest zu feiern, wobei sie ihren versteckten Haß gegen den gekreuzigten Heiland sehr schlau auszulassen pflegten. Es war dies nämlich das Fest, das sie zum Andenken an den Sturz ihres Feindes Haman feierten; denn eben diesen stellten sie als einen Gekreuzigten dar und verbrannten ihn an jenem Tage unter großem Schreien und Toben, gleich als wäre es Christus.

Solange nun nach dem Untergange der römischen Herrschaft noch der römische Senat, also eine blos bürgerliche Behörde, das Regiment der Stadt führte, mochten die Hebräer sich eines bessern Looses zu erfreuen haben; aber mit der Herrschaft der Päpste

waren sie dem Fanatismus preisgegeben, welcher sich nach und nach bis zu einer durch das Gesetz geregelten Barbarei steigerte. Doch war in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters der Judenhaß noch nicht so groß, daß man die Hebräer als den Auswurf der Menschheit hätte betrachten und behandeln mögen. Selbst noch zur Zeit Alexander's III. (1159—85) gab es in Rom freie und angesehene Juden, zumal reiche Aerzte von großem Ruf und Diener des Papstes selbst. Denn es erzählt Benjamin von Tudela in seiner Reise, daß er unter Alexander's Pontificat gegen 200 Juden gefunden habe, welche angesehene Männer waren, Keinem tributbar, worunter der Papst seine Diener habe. Dort findet man, sagt er, sehr weise Leute, von denen der erste der große Rabbi Daniel und Rabbi Dehiel des Papstes Minister sei, ein schöner Jüngling, klug und weise, der am Hofe des Papstes einhergeht, nämlich als sein Haushofmeister.

Aber noch merkwürdiger ist die Nachricht, daß der Gegenpapst Anaklet II. (gest. 1138), Piero Leone, ein getaufter Jude oder doch eines getauften Juden Sohn war. Sein Geschlecht, Pier Leone, spielte in Rom als eine der angesehensten Familien eine glänzende Rolle durch lange Jahrhunderte. Dies Volk, von der Natur und von dem Widerstande, welcher den Witz verschärft, mit Talenten wie auch heute reich begabt, bei aller Verschmitztheit und Unterwürfigkeit frech und zudringlich, wußte sich also bis in die Aula des Papstthums gleichsam einzuschmuggeln. Während Judenweiber in den Häusern des Adels wahrsagten und in geheimer

Nacht Liebestränke verschmachtenden Edeldamen brauten, gingen Juden frank und frei bei den Päpsten aus und ein, Diener ihrer geheimen Lüste, ihre Wechsler, endlich ihre Aerzte. Man findet alle jüdischen Aerzte der Päpste namentlich aufgezählt in dem Werke des Mandosio: „Degli archiatri pontificj", welches Marini vervollständigt hat (Rom 1784). Der erste in dieser Reihe ist Josua Halorki, Arzt des Gegenpapstes Benedict XIII. (1394), eines Mannes, welcher die Juden besonders geliebt zu haben scheint, da uns eine Notiz sagt, ein Judenweib habe auch seine Wäsche, seine Hemden und Meßgewänder besorgt. Halorki ließ sich später taufen und nannte sich Hieronymus de Sancta Fede; unter diesem Namen schrieb er ein Buch gegen die Juden („Hieronymi de Sancta Fede ex Judaeo Christiani contra Judaeorum perfidiam et Talmud tractatus, sive libri duo ad mandatum D. PP. Benedicti XIII."); sein Name wurde von der Synagoge verflucht, wie der Name Uriel Acosta. Aber auch Innocenz VII., dessen Gegenpapst Benedict war, gab im Jahre 1406 Juden vom Trastevere das römische Bürgerrecht, so dem Meister Elia di Sabbato, dem Meister Mose di Lisbona, dem Meister Mose di Tivoli, welche alle Aerzte waren. Sie hatten als solche große Vorrechte und waren auch von dem schimpflichen Judaszeichen befreit. Martin V. Colonna (1417—31) begünstigte die Juden sehr; ein Jude Elias aus dem Ghetto Roms war sein Leibarzt. Fort und fort finden sich bis ins 16. Jahrhundert jüdische Leibärzte der Päpste, trotz aller Bannbullen dieses oder jenes judenfeindlichen Papstes; denn als Orienta=

len, als Verwandte der Araber standen die Juden in aller Welt, auch bei den Fürsten und Kaisern, in dem höchsten Ansehen ärztlicher Wissenschaft. Samuel Sarfadi, ein spanischer Rabbiner, war Leo's X. Arzt, ein grundgelehrter und beredter Mann. Natürlich fiel ein Schimmer der päpstlichen Gnade, wenn sich des Papstes jüdischer Arzt ihrer erfreute, auch auf das Judenvolk im Trastevere zurück.

Aber bei der Natur des kirchlichen Regiments, welches persönlich ist und auf dem augenblicklichen Edict beruht, mußte die römische Judenschaft ihr Loos lediglich von dem Charakter der jeweiligen Päpste abhängen sehen, und diese wechselnde Behandlungsweise führte über die Juden das kläglichste Geschick herbei, hielt sie in beständiger Aufregung, nährte oder erschlug ihre Hoffnung und gab sie einem durchaus gesetzlosen Zustande preis, der fürchterlicher war als eine ausgesprochene Sklaverei, weil in dieser wenigstens Ruhe und Ergebung möglich war.

Es hatten nun schon viele Concilien im frühesten Mittelalter die Trennung der Juden von den Christen anbefohlen und ihnen ein Schandabzeichen zu tragen auferlegt; dies Gebot erneute Innocenz III. im Jahre 1215 und erneuten andere Päpste, wie man davon im „Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica" des Gaetano Moroni unter dem Artikel „Ebrei" lesen kann. Alle solche Anordnungen umgingen die Juden beständig, oder kauften sich davon los; am wenigsten gestatteten die Ausführung die Lebensverhältnisse selbst. Bald

auch stieß ein gnädiger Papst um, was ein judenfeindlicher verordnet hatte.

Johann XXII. hatte die Juden verfolgt, endlich auch ihren Talmud untersagt und öffentlich verbrennen lassen. Innocenz VII. dagegen war ihnen gnädig, und am meisten war es gegen sie Martin V. Colonna, ein Römer von Geburt (1417—31). Er gewährte ihnen wieder das Privilegium, Aerzte sein zu können, und genehmigte es, daß alle Juden im Kirchenstaate zu der Carnevalsbeisteuer, welche die Juden Roms aufzubringen hatten, einen Theil mit beitragen sollten. Aber schon sein Nachfolger Eugen IV. Condolmieri, ein Venetianer und, wie die meisten Päpste venetianischer Herkunft, dem handelslustigen Volk Israel feind, beschränkte die Juden auf das äußerste. Er verbot ihnen, mit Christen zu verkehren, mit Christen zu essen oder zu wohnen, oder sie als Aerzte zu behandeln. Er untersagte es den Juden, in der Stadt umherzustreifen; er verbot ihnen, neue Synagogen zu bauen, oder irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden; auch durfte eines Juden Zeugniß gegen einen Christen nimmer gültig sein. An die capitolinische Kammer hatten sie jährlich 1130 Gulden zu zahlen, außer andern verschiedenen Gefällen und Beisteuern zu den Carnevalslustbarkeiten.

Für diese carnevalischen Spiele der Römer auf der Piazza Navona, am Hügel Testaccio und auf dem Corso hatte sich nach und nach die Sitte festgestellt, die Juden zur Volksbelustigung zu misbrauchen. Nicht allein mußten sie sich der Entehrung unterwerfen, einen Trupp ihrer Aeltesten, in Jacken oder Wämmser gekleidet, der

Cavalcade der Senatoren voranschreiten zu lassen, wenn diese den Corsozug eröffneten, sondern sie mußten selbst zur Schau rennen. Paul II. Pietro Barbo, ein Venetianer, war es, welcher im festlich begangenen Friedensjahre 1468 den Römern zuerst die Corso-Rennschauspiele zum Besten gab und auch die Juden öffentlich rennen ließ. Noch heute ist es Festsitte in den Städten Italiens, um die sogenannten Pallii zu rennen, das heißt um den Preis von Teppichen und schönen Seidenstoffen, welche der Sieger davonträgt. Als Paul dieses Fest gab, liefen an jedem der acht Carnevalstage um die Pallien Pferde, Esel und Büffel, Greise, Jünglinge, Kinder und Juden. Man gab den Juden, wie man auch später zu thun pflegte, ehe sie rannten, reichlich zu essen, um ihnen selbst den Lauf beschwerlicher, dem Volke aber ergötzlicher zu machen. Sie liefen vom Arco Domiziano bis zur Kirche des heiligen Marcus am Ende des Corso in voller Furie und unter dem Hetzgeschrei und dem Jubelgelächter Roms, während der Heilige Vater auf dem reichverzierten Balcone stand und herzlich lachte. Zwar möchte es scheinen, daß die allgemeine Theilnahme an dem Wettrennen, welchem sich auch Römer, Greise, Jünglinge und Kinder, unterzogen, den Charakter der Entehrung entfernt habe; doch muß man wohl bedenken, daß dasselbe Vergnügen, welches Römern eine willige Lust war und als ein olympisches Spiel angesehen wurde, für die Juden ein niedriger Schimpf sein mußte, weil sie laufen mußten aus Zwang und um des Volksspottes willen. Wer nun je einem Corsorennen in Rom beigewohnt hat, wo jetzt der Lauf

der Pferde an die Stelle des ehemaligen Judenlaufs getreten ist, und wer es angeschaut hat, wie das auf dem Corso gezogene endlos scheinende Volksspalier in einer fast furiösen Aufregung mit Geschrei und grellem Gepfeife die hinwegstürzenden Thiere vorüberhetzt, der mag sich leicht vorstellen, wie in jenen barbarischen Zeiten des Mittelalters die durch den Corso gehetzten Hebräer mehr als Spießruthen laufen mußten.

Später wollte das Volk Roms den Judenlauf nicht mehr missen, und ich finde in Sprenger's „Roma nova" (vom Jahre 1667) die Nachricht, daß die Juden nackt und nur mit einer Binde um die Lenden laufen mußten, und zwar, sagt er, laufen erst die Esel, dann die Juden, dann die Büffel, dann die Berberpferde.

Gerade zwei Jahrhunderte lang erduldeten die Juden Roms diese empörende Entehrung, bis sie nach immer wiederholtem Flehen durch päpstliches Edict davon erlöst wurden. Clemens IX. Rospigliosi befreite sie davon im Jahre 1668 und legte ihnen nun die Pflicht auf, statt des Rennens jährlich 300 Scudi zu bezahlen und statt des Vorschreitens vor der Cavalcade des Senators in der Thronkammer vor den Conservatoren die Huldigung zu leisten und die Carnevalsprämien zu überreichen.

Am ersten Sonnabend des Carnevals pflegten die Häupter der Juden als Deputation der Judenschaft Roms vor den Conservatoren des römischen Senats auf dem Capitol zu erscheinen. Sie warfen sich dann vor ihrem Sessel nieder, und knieend überreichten sie einen Blumenstrauß und 20 Scudi, mit der Bitte,

diese zur Auszier des Balcons zu verwenden, auf welchem der römische Senat auf der Piazza del Popolo seinen Sitz nahm. In gleicher Weise gingen sie zu dem Senator und flehten ihn knieend nach hergebrachter Sitte um die Vergünstigung an, ferner in Rom bleiben zu dürfen. Der Senator setzte seinen Fuß auf ihre Stirn, befahl ihnen, aufzustehen, und sagte nach hergebrachter Formel, daß die Juden in Rom nicht aufgenommen,' doch aus Barmherzigkeit geduldet seien. Auch diese schimpfliche Demüthigung ist mit der Zeit geschwunden; aber noch jetzt kommen die Juden am ersten Sonnabend der Carnevalsfeste auf das Capitol und leisten hier Huldigung und den Tribut für die Pallien der Pferde, welche sie zu beschaffen haben, in Erinnerung dessen, daß nun die Pferde an ihrer Statt das Volk belustigen.

Es fehlte im Mittelalter nicht an andern Huldigungsceremonien, welche den Juden Roms auferlegt waren. Bei dem großen Feste der Besitznahme eines erwählten Papstes von dem Heiligen Stuhle mußten die Juden in festlicher Deputation ihm entgegenkommen, und man will wissen, daß sie sich schon den Kaisern in ähnlicher Weise verehrend darstellen mußten. Sie opferten in ihrem Tempel, wenn der römische Kaiser den Thron bestieg, und brachten Gebete für ihn dar; so sagt schon Philo in seiner „Gesandtschaft an den Cajus", daß die Juden zu dreien malen für den Kaiser Caligula Opfer vollzogen hätten, das erste mal, als er den Thron bestieg, darauf, als er in die gefährliche Krankheit verfiel, das dritte mal für seinen Sieg

gegen Deutschland. Daß auch die Juden in Rom das Gleiche thaten, ist natürlich, und schwerlich haben sie bei den Huldigungsfeierlichkeiten gefehlt, um vor dem Kaiser als Schutzflehende zu erscheinen und solche Duldung zu erbitten, wie sie ihnen von Augustus gewährt worden war.

Als nun an die Stelle der Kaiser die Päpste getreten waren, wechselten nur die Formen, nicht das Wesen der Ceremonien. Bei jeder Huldigung eines Papstes erschienen die Abgesandten der römischen Judenschaft, mit dem Pentateuch auf der Schulter, an dem Wege, wo der päpstliche Triumphzug vorüberkam. Man betrachtete sie nach dem Ausspruche des heiligen Hieronymus gleichsam als die Bibliothekare der christlichen Religion, weil sie das Alte Testament oder vielmehr das Gesetz in ihrer Bundeslade verwahrt gehalten hatten; und indem sie nun dem neu erwählten Papst mit demüthiger Huldigung als Schutzflehende nahten, thaten sie dies, wie man sagt, theils weil ihre Väter in solcher Gestalt vor den Kaisern erschienen waren, theils weil sie, auf einen Messias und Befreier aus der Gefangenschaft hoffend, den jedesmaligen Papst darauf hin betrachteten, ob nicht er es sei, der sie von ihrem Joch befreien würde.

Calixt II. war der erste Papst, der im Jahre 1119 von den Juden eine solche Huldigungsceremonie empfing, und seitdem haben wir von jeder Huldigungsfeierlichkeit der Päpste Nachricht. Allen brachten sie den Pentateuch auf der Schulter entgegen, so Eugen III., wie Alexander III. und Gregor IX., und sangen Lieder

zu ihrem Lobe. Cancellieri in seinem Werke „Storia de' possessi (Geschichte der Besitznahme der Päpste) gibt darüber die besten Aufschlüsse aus den Tagebüchern der päpstlichen Ceremonienmeister.

Der Ort, an welchem die Juden sich aufstellten, wechselte. In der Zeit des ältern Mittelalters war es die Region Parione, einer der ältesten und wichtigsten Stadttheile Roms, diesseit der Hadrianischen Brücke gelegen, wo die Judenschaft den nach dem Lateran ziehenden Papst erwartete. So erzählt schon das alte lateinische Gedicht des Cardinals Giacomo Stefaneschi, welches die Huldigungsfeier Bonifacius' VIII. im Jahre 1295 beschreibt:

Ecce, super Tiberim positum de marmore pontem
Transierat, provectus equo; turrique relicta
De campo Judaea canens, quae caecula corde est,
Occurrit vesana duci Parione sub ipso,
Quae Christo gravidam legem plenamque sub umbra
Exhibuit Moysi. Veneratus et ille figuram
Hanc post terga dedit, cauto sermone locutus.
Ignotus Judaea deus, sibi cognitus olim.
Qui quondam populus, nunc hostis; qui deus et rex
Obnubi patitur, praesentem temnere mavis,
Quem fragilem reputas hominem, sperasque futurum,
Et latet ipse deus — —

Schon damals hatte dies ceremoniöse Schauspiel dieselben Formen, wie sie später beobachtet wurden. Die Juden, Loblieder singend, warteten des im Triumphzuge daherreitenden Papstes; sie boten ihm die Gesetz-

rolle dar, der Papst nahm sie, las einige Worte darin, reichte sie dann hinter sich und sagte: Wir bestätigen das Gesetz, aber das jüdische Volk und seine Auslegung verdammen wir. Hierauf ritt er weiter, und die Juden kehrten in ihre Wohnungen zurück, niedergeschmettert oder zur Hoffnung belebt, je nach Dem, was sie mit scheuer Furcht in den Augen des Papstes gelesen hatten.

Entweder standen sie nun hinter der Hadriansbrücke, oder, wie es häufig geschah, an dem Platze, welcher Monte Giordano heißt. Obwol dieser aus Schutt entstandene Hügel seinen Namen von Giordano Orsini, einem Edeln dieses alten römischen Geschlechts, empfangen hatte, der dort seinen Palast baute, so wählte man vielleicht um des Namens Jordan willen gerade diesen Ort für die Judenceremonie; und dort standen nun die Nachkommen Israels, die verstoßenen Kinder vom heiligen Fluß Jordan, geschart, den prachtvoll in Gold gebundenen und mit einem Schleier bedeckten Pentateuch haltend, die große Pergamentrolle aus einem Stück, welche auf den Schultern getragen wurde, umringt von dem verhöhnenden Volk und allen Mishandlungen des Spottes und Hasses ausgesetzt, bis der Papst erschien und sie ihm knieend das Gesetz überreichten. Mit der Zeit wurde die Mishandlung der Juden bei dieser Gelegenheit so groß, daß ihrem dringenden Flehen nachgegeben ward und ihnen Innocenz VIII. Cibo zuerst im Jahre 1484 erlaubte, im innern Raum des Castells San-Angelo zu erscheinen. Die Ceremonie beschreibt der Ceremonienmeister Burkhard: „Als der Papst vor-

überkam, hielt er nahe am Castell San=Angelo an, und die Juden, welche sich an die untersten Zinnen im Winkel des genannten Castells gegen das Erdgeschoß zurückgezogen hatten, im Ornat und mit ihrem Gesetze, reichten dem Heiligen Vater das Gesetz zur Anbetung und Verehrung, mit hebräischen Worten ungefähr dieses Sinns den Papst anredend: Allerheiligster Vater, wir hebräischen Männer flehen Eure Heiligkeit im Namen unserer Synagoge an, daß wir gewürdigt werden möchten, daß uns das Mosaische Gesetz, vom allmächtigen Gott dem Moses, unserm Priester, auf dem Berge Sinai übergeben, möge bestätigt und gebilligt sein, wie auch andere erhabene Päpste, die Vorgänger Eurer Heiligkeit, es bestätigt und gebilligt haben. Es antwortete der Papst: Wir billigen das Gesetz, aber euern Glauben und eure Auslegung verdammen wir, weil Der, von dem ihr sagt, er werde kommen, gekommen ist, unser Herr Jesus Christus, wie die Kirche uns lehrt und predigt." Nach vollendeter Ceremonie zogen sich die Juden zurück."

Erinnert man sich, daß jenes Castell San=Angelo das Grabmal Hadrian's war, des Kaisers, welcher Jerusalem zum zweiten mal von Grund aus zerstört und die Juden in die Sklaverei verkauft hatte, so stand auch dieser Ort zur Geschichte Israels in einer schmerzlichen und kränkenden Beziehung; denn das Andenken Hadrian's hassen die Juden wie das des Titus.

Ausnahmsweise empfing Pius III. im Jahre 1503, weil er krank war, die Juden in einem Saal des Vaticans selbst. Julius II. empfing ihre Huldigung wie-

der am Grabmal des Hadrian, wobei sie einen langen Sermon machten und besonders der spanische Rabbi Samuel, der Leibarzt des Papstes, mit Beredtsamkeit sprach. Der Papst antwortete „prout in libello", das heißt nach der Vorschrift des Cermonienbuchs.

Auch Leo X. Medici, dessen Huldigungsfeier im Jahre 1513 die glänzendste war, die je ein Papst erlebte, empfing die Juden am Castell San-Angelo. Der Ceremonienmeister Paris de Grassis beschreibt die Scene. Die Juden standen am Thor des Castells auf einem hölzernen Gerüst, welches mit Goldbrocat und seidenen Teppichen bedeckt war und worauf acht weiße Wachskerzen brannten. Dort hielten sie die Gesetztafeln. Als nun der Papst auf seinem weißen Roß vorbeigeritten kam, baten die Juden um die gewohnte Bestätigung. Der Papst nahm ein offenes Buch aus ihren Händen, las etwas darin und sagte darauf: Wir bestätigen, aber wir stimmen nicht bei (Confirmamus, sed non consentimus); dann ließ er das Buch zur Erde fallen und setzte seinen Zug fort.

Dies war das letzte mal, daß die Ceremonie am Castell stattfand; seitdem ward sie durch den vorgeschrittenen Geist der Zeit oder durch andere unbekannte Ursachen abgeschafft.

Dagegen wurde nun den Hebräern aufgegeben, einen Theil der Straße, durch welche der päpstliche Triumphzug schritt, mit kostbaren Stoffen und Teppichen auszuzieren. Beim Fest der Besitznahme Gregor's XIV. (1590) mußten sie den Abstieg vom Capitol und den Bogen des Septimius Severus mit Teppichen bedecken.

Bald darauf wurde es Regel und Pflicht der Juden, den Titusbogen und die Straße bis zum Colosseum zu schmücken. Sie mußten also den Schimpf erdulden, dasselbe ihnen verhaßte Triumphthor mit Seidenstoffen zu verzieren, welches einst dem Titus, dem Zerstörer Jerusalems, erbaut worden war.

Dies geschah bei den Thronbesteigungen aller folgenden Päpste. Jedesmal schmückten die Juden den Titusbogen, und es war nun Sitte geworden, an die Tapeten Embleme auf Goldgrund zu heften, welche sich auf den Papst bezogen und mit lateinischen Sprüchen aus dem Alten Testament bezeichnet waren. Die Embleme, in der Regel 25 an der Zahl, waren höchst sinnreich und in ihrer phantastischen Bildersprache echt orientalisch. Es wurde also vorgestellt das sinnreiche Emblem des Myrrhenbaums, der seinen Balsam freiwillig niederträufelt, ohne vom Messer geschnitten zu sein; dazu lautete der Spruch: „Beatus rex, qui nobilis est" (Gesegnet sei der Fürst, der edelmüthig ist). Ferner der Pelikan, welcher seine Brut mit dem eigenen Leben tränkt: „Er verschwendete und gab's den Armen", Psalm 112, 1. 9. — Eine Palme, welche die Sonne bescheint, darüber: „Recht wie die Palme wirst du blühen"; darunter: „Dein Einzug wird gesegnet sein." — Das Rhinoceros, welches sein Horn in eine Quelle taucht — eine offene Meermuschel — der Vogel Phönix und ein Regenbogen — ein fressender Schwan — reifes Korn — Bienenschwärme — der Maulbeerbaum — eine bekränzte Harfe — ein Meer mit singenden Sirenen, darüber der Himmel,

gegen welchen viele Nachtigallen fliegen; darunter der Spruch aus dem Jesaias: „Zusammen singen sie.“

Diese orientalische Bildersprache der Embleme und Sinnsprüche, mit welcher nun die Juden den Papst beglückwünschten, erinnert wol an ähnliche Huldigungsfeierlichkeiten der sicilischen Araber, wenn sie ihre Herren, die normannischen Könige, beglückwünschten. Mit Jammer und Thränen hatten die Juden solche Teppiche ihrer Schmach gestickt, und wenn sie vom Titusbogen in ihren schmuzigen Ghetto zurückkehrten, reinigten sie sich gewiß mit jeremiadischem Wehgeschrei und mit Gebeten von dieser Huldigung gegen den Statthalter Christi.

Aber eine Wahrnehmung ist höchst merkwürdig. Auch in das Vorstellen des Judenthums drang mitten im antiken Rom die Mythologie der Heiden ein, und besonders in jener Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts, wo die Götter des Olymps seit Rafael und Leo X. und seit dem Studium des Alterthums die Welt wieder beherrschten. Was ist ergötzlicher und widerspruchsvoller, als diese Richtung auch in den Juden Roms sich abspiegeln zu sehen, vor allem im 18. Jahrhundert, in dem goldenen Zeitalter des barocken Parnasses! Da werden auch ihre Embleme mythologisch, ihre Huldigungsgedichte reden vom Apoll und von den Musen, und indem sich so Antikes nnd Alttestamentliches vermischt, wird die Verwirrung des Vorstellens wahrhaft komisch und der Widerspruch noch größer, wenn man bedenkt, daß diese Gedichte und Embleme vom Volk Israel einem Papste gewidmet sind. Die meisten mytho-

logischen Embleme finden sich nun in denen, welche die Juden Pius VI. und Pius VII. darbrachten. Man sah also den Hercules, aus dessen Munde Goldketten gehen, womit er die Völker anzieht, und darunter einen Bibelvers: Die Lippen des Frommen tönen von Anmuth, Sprichwörter 10, 32. Man sah den Berg Parnaß auf der einen Seite und von der andern eine Plateforme, bedeckt mit Tapeten, worauf Pferde und Maulesel Korn fressen, mit dem Spruch aus Hiob: Vor dem Zugvieh lehrt er uns; die barockste Zusammenstellung, welche denkbar ist: Parnaß, Maulesel und Hiob. Man sah die Juno mit einer Lilie, den Atlas, der die Welt trägt, Minerva mit dem Oelzweig, einen Tempel, worin Mercur mit den drei Grazien stand, und worunter zu lesen war: Er wird Solche nicht ihres Guts berauben, welche in Reinheit wandeln, Psalm 84, 12. Von allen mythologischen Göttern war freilich Mercur, der Patron der Kaufleute und Wechsler, der Rothschild unter den olympischen Göttern, diejenige antike Figur, welche einem Ghetto die verständlichste sein mußte. Mehr oder weniger bezogen sich diese Embleme des armen Volks doch immer auf eine und dieselbe Vorstellung, Geld und wieder Geld, daher auch die Hörner der Amalthea, aus denen Goldmünzen, Wein und Brot geschüttet werden, sehr beliebt waren.

Dem Papste Pius VII. Chiaramonti verehrten die Juden alle ihre Embleme und Mottos, gebunden in ein kostbares, in Miniatur gemaltes Büchlein, welches ihm der Rabbi Leone di Leone d'Ebron 1801 in

Venedig überreichte, langen Bartes, in einem Kaftan und mit einem orientalischen Turban. Die Ueberschrift des lateinischen Huldigungsgedichts im elegischen Versmaß lautete:

Pio Septimo P. O. M.
Qua die imperii gubernacula solemniter suscipit
Quod bonum felix faustumque sit
Festivissima Hebraeorum universitas D. D. D.

Man sieht, die classischen Juden von Rom hatten nicht fruchtlos an der Halle der römischen Octavia gewohnt. Das Gedicht selbst aber begann zuerst echt jüdisch mit einem O weh und ging dann zum Apollo und dem Papste selbst fort:

O me si cithara plectroque juvaret Apollo,
Concinerem summi maxima regna Pii,
Meque peregrinis audiret versibus uti,
Quidquid habet tellus, quidquid et axis habet.
Principis astra super ferrem clarissima facta,
Queis comes it recti non temerandus amor:
Quippe suis, velut illa, polo fulgoribus umbras
Dimovet, e vultu quos radiante jacit.
Ast pro me Pindi veniant et culmine Musae
Quas cecinit vatum fabula Graeca deas.
Hae resona fundant solemnia carmina voce,
Tympana pulsantes, sistra lyrasque manu,
Hae Themidis celebrent servantem jura decorae,
Qua duce subjectis imperat agminibus:
Candoremque sinus dantis cum pace salutem,
Viribus ingenii, pondere consilii.

Magnanimis nitet ille notis, prudentibus aeque,
Ne summum videat gloria tanta diem!
Culmina Gregorium nutu qui celsa creavit,
Sospitet, omnigenis condecoretque bonis.
Edat, ut arbor aquae prope rivos consita, fructus,
Et diadema suum vinciat usque caput.
Hic niteat solusque, ferax sit dactilus ipse:
Adspiciat laetos ire, redire dies.
Gaudeat urbs, precibus nunquam non acribus instet,
Ut sibi sint Pacis munera juncta Piae.

Ein reich gebundenes Buch, worin Embleme und Gedichte aufgeschrieben waren, hatten die Juden von Pietro Paoletti, einem Maler aus Belluno, für Gregor XVI. malen lassen, weil dieser Papst aus Belluno gebürtig war. Der Papst schenkte es hierauf dem Kapitel der Kathedrale seiner Vaterstadt als Auszeichnung.

Auch dem jetzt regierenden Papste Pius IX. wurde ein ähnliches Büchlein überreicht; der römische Rabbi, ein im Schreiben sehr geschickter Mann, wie mir die Hebräer versicherten, hatte darin kunstvolle Embleme und Sprüche aus der Bibel geschrieben, und es war so köstlich ausgeziert und gebunden, daß es gegen 500 Scudi soll gekostet haben.

Solches waren also die merkwürdigen, durch Local und römische Färbung ausgezeichneten Judenceremonien bei päpstlichen Huldigungen. Aber auch unter andern Verhältnissen fand Aehnliches statt; denn in Korfu, so wird in Moroni's „Dizionario" erzählt, beglückwünschten die Juden den neugewählten Erzbischof mit großer Feierlichkeit. Als im Jahre 1780 der Erzbischof Fran-

cesco Maria Feuzi seinen Einzug in Korfu hielt, sah man ein seltsames Schauspiel von den Juden aufführen. Ihren Zug eröffnete ein Jude in italienischer Kleidung, mit einem Feldherrnstab, ihm folgten drei Juden als die drei Erzväter mit längern Stäben; dann zwölf italienisch gekleidete Jünglinge, die zwölf Stämme darstellend, ein jeder einen silbernen Apfel in der Hand; hinter diesen andere zehn Jünglinge mit dem Mantel Talet über den Schultern, darstellend die zehn weisen Rabbiner, die Conservatoren des mosaischen Gesetzes zur Zeit Cäsar's. Es folgten elf Jünglinge mit Blumen in den Händen, die elf Brüder Josef's, und vier Diener, gleich als gingen sie zum König Pharao. Hierauf acht Männer mit Gefäßen und Palmen, die acht Conservatoren des Gebots der Beschneidung; sodann 24 Juden, die Doppelzahl der Stämme, mit silbernen Geräthen und Becken und Handschuhe in den Händen, die Blüte Israels darstellend. Es folgte ein Zug von 48 andern Juden mit Pelzmützen; diesen aber sechs Vorsänger, die aus Büchern Psalmen sangen. Hierauf vier Juden in großen Perücken mit Stäben; diesen folgten 15 Judenjünglinge mit dem Urim und Thummim auf der Brust; weiter ein Zug mit Früchten und Palmen, worauf wieder Vorsänger. Sodann die vier Hohenpriester Moses, Aaron, David und Salomo; ihnen folgten die Leviten. Es schritten dahinter die drei Männer aus dem feurigen Ofen. Den Zug schloß der steinalte Großrabbiner, welcher wie das leibhaftige Fasten aussah, in einem langen weißen Gewande, ihm zur Seite zwei Greise, Becken voll von Blumenblät-

tern in den Händen haltend. Dahinter aber ward endlich der Pentateuch getragen, behängt mit Schellen, Aepfeln, Kronen und anderm Schmuck von Silber, unter einem weißen Baldachin, den vier Großjuden trugen. An sechs Orten der Stadt Korfu wurde der Pentateuch geöffnet, wobei alles Judenvolk ein lautes Geschrei ausstieß und die Blumen aus den Becken über das Gesetz geworfen wurden. Die zur Erde fielen, rafften die Judenweiber auf, welche dem Zuge folgten, und verwahrten sie als Heiligthum in ihrem Busen. Vier Ordner hatte der Zug selbst, in Erinnerung der vier Gefangenschaften Aegyptens, Babylons, Roms und der Gegenwart. Der Erzbischof endlich wurde neben dem Dom auf einer kostbar ausgezierten Loge von 16 Juden empfangen; er stand aufrecht mit der Mitra und dem Bischofsstabe; und nachdem ein Jude sich das Haupt mit dem Hut bedeckt und den Talet darüber gezogen hatte, recitirte er ein Compliment, welches der Monsignore Erzbischof von Korfu in ähnlicher Weise erwiderte.

Man sieht, eine so prächtige Procession in echt national-jüdischem Charakter konnte wol in Korfu gehalten werden, aber niemals in Rom. Hier, wo das Christenthum oder dessen Cultus wesentlich in der Form der Procession auftritt, hätte ein national-hebräischer Aufzug das Volk belehrt, daß der katholische Pomp in seiner größern Hälfte, wo er nicht entweder altheidnisch oder mittelalterlich-christlich, doch nur ein Abbild alter Judenprocessionen ist. Doch war nicht dies der Grund, warum die Juden in Rom nicht also feierlich auftra-

ten; von ihm zu reden, wäre überflüssig. Eine mosaische öffentliche Darstellung hätten die römischen Gassenjungen gesteinigt, und sie würde in dem Meer des Volksspottes ertrunken sein. Auch hüteten sich die Juden wohl, Gold und Silber sehen zu lassen, und erschienen sie im Aufzug vor den Päpsten, so trugen sie nur zur Schau Armuth und bürgerliches Elend, Angst und Zittern und jammervolle Knechtsgeberden.

Wir kehren nun zu den Schicksalen der Juden unter den Nachfolgern jenes Paul II. zurück, welcher die Hebräer beim Carneval zuerst rennen ließ. Bald bedrückt und bald erleichtert, wie namentlich von Paul III. Farnese, einem Römer, entschied sich ihr Schicksal unter der Regierung Paul's IV. Dieser Neapolitaner aus dem fanatischen und gewaltthätigen Hause Caraffa, Theatiner, Inquisitor, Begründer der Marterkammern und der Censur in Rom, ein schonungsloser Reformator von eiserner Härte, war kaum auf den päpstlichen Stuhl gelangt, als er im Jahre 1555 die Bulle Cum nimis absurdum erließ, welche die Stellung der römischen Judenschaft regelte. Er widerrief alle frühern Privilegien oder Erleichterungen, welche die Hebräer genossen hatten; er untersagte ihren Aerzten, Christen zu behandeln, verbot ihnen jegliches Gewerbe und Handwerk, den Kauf unbeweglicher Güter; er vermehrte ihre Tribute und Abgaben und untersagte ihnen den Verkehr mit den Christen. Selbst den Titel Don, welchen einzelne Juden nach spanischer und portugiesischer Sitte sich beilegten, verbot er. Sie völlig von den Christen zu scheiden, legte er den Juden auf, sich

außerhalb des Ghetto nicht anders sehen zu lassen als mit einem gelben Hut und mit einem gelben Schleier, jener für den Mann, dieser für das Weib. „Denn", sagte die Bulle, „es ist gar zu abgeschmackt und unziemlich, daß die Juden, welche eigene Schuld in ewige Knechtschaft gestürzt hat, unter dem Vorwand, daß christliche Barmherzigkeit sie aufgenommen, sich Frechheiten anmaßen, als mit Christen vermischt zu wohnen, kein Abzeichen zu tragen, christliche Diener zu haben, ja sogar Häuser zu kaufen."

Endlich errichtete Paul IV. den Ghetto oder Judenzwinger. Bis auf seine Zeit hatten die Juden die, wenn auch nicht ausgesprochene Freiheit, überall in Rom zu wohnen; natürlich wohnten sie sehr selten in der Mitte der Stadt, noch unter den Christen, ihren Hassern, zerstreut, sondern hielten sich beieinander im Trastevere und an dem Flußufer bis zu der Brücke des Kaisers Hadrian. Nunmehr wies ihnen der Papst, nach Art der Venetianer, ein streng abgesperrtes Quartier an, welches wenige enge und ungesunde Straßen unmittelbar an dem Tiberfluß umfaßte und von der Brücke Quattro Capi bis zu dem heutigen Platz der Thränen reichte. Mauern oder Thore, welche bewacht wurden, sperrten das Judenviertel. Man nannte es zuerst Vicus Judaeorum, dann kam der Name Ghetto dafür auf, der nicht mit der venetianischen Benennung Giudecca zusammenzuhängen scheint und wahrscheinlich aus dem talmudischen Wort Ghet gebildet ist, welches Absonderung heißt. Es war am 26. Juli 1556, als die Juden Roms in diesen Ghetto zogen, weinend und

seufzend wie ihre Vorfahren, da man sie in die Gefangenschaft führte.

So war Paul IV. Caraffa der grausame Pharao für die Juden Roms, welcher sie in den scheußlichen Kerker des Ghetto zusammendrängte und sie nunmehr all den Uebeln aussetzte, die aus dem Mangel an Raum und aus der niedern Lage der Wohnungen am Fluß entspringen mußten, und diese Uebel waren Seuchen und das Fieber und ein ganzes Heer ägyptischer Plagen, deren Schrecken in Wahrheit schwer zu beschreiben sind. Als nun Caraffa 1559 starb, und das römische Volk seine Wuth an dem Todten auszulassen aufstand, das Haus der Inquisition plünderte und die Minerva, das Kloster der Dominicaner, stürmte, sah man auch die Juden, furchtsame Menschen, die sich an den Revolutionen selbst zur Zeit des Cola di Rienzi nie betheiligt hatten, aus ihrem Zwinger hervorkommen und Flüche und Koth auf das Andenken des Caraffa werfen. Ein Jude durfte es sogar wagen, der Statue des Papstes auf dem Capitol den gelben Schandhut aufzusetzen; das Volk lachte, zertrümmerte die Bildsäule und schleifte ihren Kopf mit der Papstkrone durch den Koth. Welchem Schicksal aber die Juden Roms nach Einführung der neuen Ketzertribunale der Inquisition entgegengingen, wird Derjenige wohl wissen, welcher mit der Geschichte jener Zeit bekannt ist. Viele Juden verbrannte man auf dem Platz der Minerva oder auf dem Campo dei Fiori, wo die Autos da Fé gehalten wurden. Es war die fürchterliche Zeit, da man auch Giordano Bruno lebendig verbrannte.

In den Ghetto eingezogen, waren die Juden also in fremdes Eigenthum eingezogen. Denn die Häuser des Viertels gehörten Römern; auch angesehene Familien der Nobili wohnten da, wie die Boccapaduli. Ausziehend, blieben diese Eigenthümer, jene Miether. Weil aber die Juden für immer in jene Straßen eingesperrt wurden, mußte sich deshalb auch ein dauerndes Miethverhältniß feststellen; denn ohne dasselbe konnte sich für die Juden zweierlei Noth ereignen: Obdachlosigkeit, wenn es dem Eigenthümer einfiel, dem hebräischen Miether die Wohnung zu kündigen, unerträgliche Verschuldung oder Zahlungsunfähigkeit, wenn er darauf verfiel, den Miethzins zu steigern. Es foderte also der Charakter des Ghetto als eines bleibenden Judenzwingers von selbst eine unumstößliche Regelung der Miethverhältnisse, und so entstand das Gesetz, welches verordnete: die Römer bleiben im Eigenthum der an die Juden vermietheten Häuser, aber die Juden sind im bleibenden Besitz der Miethe und haben die Häuser im Erbpacht; niemals darf dem jüdischen Einwohner die Miethe gekündigt werden, sobald er den Miethzins richtig zahlt; niemals darf der Zins erhöht werden; der Jude kann nach seinem Willen das Haus verändern und erweitern. Man nannte und nennt dieses noch heute bestehende Recht das Jus Gazzagà. Kraft desselben ist der Jude des Ghetto im Erbbesitz des Miethcontracts und darf diesen an Verwandte oder Andere vererben oder verkaufen; und noch heutiges Tages gilt es als eine köstliche Habe, im Besitz des Jus Gazzagà zu sein, oder vielmehr eines erblichen Mieth-

contracts, und hochgepriesen ist das Judenmädchen, welches ihrem Bräutigam als Mitgift ein Document Gazzagà aufzuweisen im Stande ist. So ward durch dieses wohlthätige Gesetz dem Juden Roms ein Dach gegeben, welches er gewissermaßen das seine nennen durfte, und wurde er vor dem Elend willkürlich auferlegter Obdachlosigkeit gesichert.

Die Bulle Paul's Caraffa bestätigte Pius V. Ghislieri, ein Piemontese, im Jahre 1566 und erließ strenge Verordnungen gegen das Herumschweifen der Juden, welchen befohlen ward, mit der Nacht jedesmal im Ghetto sich wieder einzufinden. Denn nach Ave Maria schlossen sich unerbittlich die Thore des Zwingers, und Strafe traf den draußen Ergriffenen, wenn es ihm nicht gelang, durch Geld die Wächter zu bestechen. Im Jahre 1569 untersagte derselbe Papst den Juden, in andern Städten des Kirchenstaats zu wohnen als in Rom und Ancona, da sie vordem auch in Benevento und Avignon geduldet waren.

Aber kaum war sein Edict erlassen, als Sixtus V. Peretti es wieder umstieß und in das Ghettoelend einen Schimmer von Hoffnung und Menschlichkeit fallen ließ. Der Wechsel der Päpste ließ überhaupt alle Zustände Roms wechseln wie in einer Tombola, einem Lotteriespiele. Sixtus V., ein Mann mit menschlichen Empfindungen, glücklich, geistreich, der christliche Erneuerer Roms, dessen Name fast jede Straße und jeder Bau ins Gedächtniß ruft, fühlte Erbarmen mit dem Volke Israel. Also erließ er im Jahre 1586 die Bulle Christiana pietas infelicem Hebraeorum statum commi-

serans, worin er die frühern Privilegien der Juden erneuerte. Er erlaubte den Hebräern frei im römischen Staat zu wohnen, das heißt in den gemauerten Orten, in den Städten und Castellen. Er erlaubte ihnen jedes Gewerbe und jedes Geschäft zu treiben, außer dem Weinschank, dem Getreide- und dem Fleischhandel. Er gestattete ihnen den freien Verkehr mit den Christen, sodaß sie sich selbst christlicher Dienste bedienen durften, ohne jedoch christliche Dienstboten halten zu dürfen. Er sorgte für größere Bequemlichlichkeit ihrer Wohnungen; er gestattete ihnen großmüthig so viel Schulen und Synagogen, als sie deren bedurften; er erlaubte ihnen die Anlegung von hebräischen Bibliotheken. Er untersagte es, die Juden an ihren Festtagen vor das Gericht zu laden; er schaffte das Judaszeichen ab; er verbot, Judenkinder mit Gewalt zu taufen, oder reisende Juden mit außerordentlichen Wegelasten zu plagen. Er ermäßigte den Tribut und setzte ihn auf ein geringes Kopfgeld herab, außer den Gebühren, die er ihnen für die carnevalischen Pallii zu zahlen auferlegte. So gab der glückliche Sixtus der Welt das Beispiel eines christlichen Papstes und segnete sein Andenken für alle Zukunft, sodaß, was er für die Juden aus eigener Großmuth that, eine bleibende Zierde seines Namens ist.

Hier hatten also die Hebräer einmal einen glücklichen Griff in die Tombola gethan; aber weil es ein Lotteriespiel war, konnte das Blatt plötzlich umschlagen. Und so geschah es auch; denn wenige Jahre nach dem Tode Sixtus' V. hob Clemens VIII. Aldobrandini

alle jene die Juden betreffenden Verordnungen auf, erneuerte das Edict Caraffa's und stieß das Volk Israel in die Trostlosigkeit zurück.

In diesem Elend der Verworfenheit blieben die Juden Roms nicht allein das 17. Jahrhundert hindürch, sondern es steigerte sich noch im 18. Jahrhundert durch die Edicte Clemens' XI. und Innocenz' XIII. Letzterer erneuerte die Bulle Paul's IV. und verbot den Juden jedes andere Geschäft oder Gewerbe als den Handel mit alten Tüchern, Lappen und altem Eisen, was man Stracci ferracci nannte, und erst Benedict XIV. Lambertini gestattete ihnen im Jahre 1740 durch ein apostolisches Breve auch den Handel mit neuen Tuchwaaren, welchen die Juden denn auch heute eifrig betreiben. Man sah also bis auf diese Zeit die Juden in Rom mit alten Sachen hausiren gehen, und in den Straßen hörte man sie Hep! rufen, womit sie sich ankündigten und zum Kauf ihres Bettels einluden.

Das 16. und 17. Jahrhundert, in welchem die Medici den Juden in Toscana so große Freiheiten gaben, war vielleicht die drückendste Zeit, welche die römische Ghettobevölkerung erlebte. Ich finde in einer römischen Schrift vom Jahre 1667 („Stato vero degli Ebrei in Roma, stamperia del Varese") die Angabe, daß die Judenzahl damals sich auf 4500 Menschen belief; darunter befanden sich 200 wohlhabende Familien. Der Verfasser jener Schrift sagt, daß der Ghetto im 16. Jahrhundert 4861 Scudi an Tribut aufzubringen hatte, im 17. Jahrhundert aber nur 3207 Scudi. Obgleich die Schrift im höchsten Sinne jener Zeit juden-

feindlich geschrieben ist, wage ich doch nicht, sie durchweg der Lügen zu zeihen. Der Verfasser sagt, daß trotz der Beschwerden der Juden, welche sie immer und immer formulirten, der Ghetto reich sei, daß er nach Bezahlung aller Lasten alle fünf Jahre 19,470 Scudi zurücklege, daß er überhaupt ein Vermögen von einer Million besitze. Ohne Zweifel gab es damals reiche Juden in Rom; unter den Hehlern, Diebshelfern und Nekromanten des Ghetto saßen die Wucherer, die Schelme aller Schelme, und scharrten Zins zu Zins. Kein Papst vermochte diese jüdischen Wucherbankgeschäfte zu unterdrücken; die verschuldeten Nobili schützten die Juden, und während der Ghetto mit dem Schimpf der Zeit überhäuft war, empfing der römische Nobili den gelbbehuteten Judenwucherer heimlich in seinem Palast. Der Verfasser jener Schrift sagt: 235,000 Scudi hätten sich die Juden von den Christen erwuchert, und es vergehe kein Abend, wo sie nicht mindestens 800 Scudi aus Christentaschen durch die Thore des Ghetto in ihre Häuser schleppten. Es ist klar, wie das verschmitzte Volk mit allen Künsten sich Geld zu erschwindeln wußte; und dieser Wucher kam noch hinzu, um dem Haß der Christen Nahrung zu geben. Johann von Capistrano hatte einst Eugen IV. eine Flotte angeboten, um die Juden sammt und sonders aus Rom über das Meer wegzuführen. „Nun er todt ist", sagt der Verfasser jener Schrift, „wäre zu wünschen, daß er dem Papste Clemens IX. eine Flotte vom Himmel schickte, um all diese Diebe aus Rom zu schaffen." Die jüdischen Wucherer nahmen damals in der Regel 18 Procent. So

ist bis auf den heutigen Tag jüdisches Geld eine rächende Macht geblieben; auch der heutige Ghetto leiht auf Zinsen. Um Geld und Erwerb dreht sich hier Alles, und wie sollte es auch anders sein? Als ich eines Tags durch eine Straße des Ghetto ging, rief mir ein elendes Judenweib, welches an Lumpen nähte, nach: „Herr, was befehlen Sie?" Die Geistesgegenwart dieses Weibes zu prüfen, drehte ich mich augenblicklich zu ihr um und rief: „Fünf Millionen!" Hierauf sagte das Weib augenblicklich: „Gut, Herr, vier für mich und eine ist für Euch!" — Ja, Israel kann sich nicht verleugnen.

Mit Strenge hielt man im 18. Jahrhundert darauf, daß die Juden sich in einer bestimmten Kirche und an bestimmten Tagen einfanden, um christlichen Erbauungs- und Bekehrungspredigten beizuwohnen. Schon Gregor XIII. (1572) hatte die Verordnung erlassen, daß die Juden gehalten sein sollten, jede Woche eine Predigt anzuhören. Ein Jude selbst war es, der diesen Gebrauch einführte, natürlich ein bekehrter, Andreas mit Namen, welcher mit hündischer Convertitenseele in den Papst Gregor drang, solche Verordnung zu erlassen. Man sah also am Sabbath Häscher der Polizei in den Ghetto kommen und die Juden mit Peitschenhieben in die Kirche treiben, Männer, Weiber und Kinder, wenn diese über zwölf Jahre alt waren. Es mußten sich mindestens 100 Männer und 50 Weiber, später 300 an der Zahl, zur Predigt einfinden. Am Eingang der Kirche stand ein Wächter und zählte und registrirte die Eintretenden; in der Kirche selbst wach-

ten Häscher über die Aufmerksamkeit der Anwesenden, und schien ein Jude theilnahmlos oder gar schlaftrunken, so weckten ihn im Gotteshause Peitschenhieb und Stoß. Ein Prediger vom Orden der Prädicatoren, also ein Dominicaner, hielt die Predigt, wobei das Allerheiligste vom Altar genommen war; er sprach jedesmal über solche Texte des Alten Testaments, welche die Juden an demselben Tage in ihrer Synagoge hatten lesen oder erklären hören, damit auf die jüdische Erklärung nun die katholische unmittelbar folge und der Hebräer im Stande sei, die christliche Wahrheit zu erkennen. Diese Predigten wurden anfangs in der Kirche San-Benedetto alla Regola gehalten, später aber in jener Kirche San-Angelo in Pescaria, welche in die Trümmer der Octaviahalle hineingebaut ist und vor der einst der Volkstribun Cola di Rienzi seine ersten begeisterten Reden an die Römer hielt.

Verweilen wir einen Augenblick an dieser kleinen, in die finstere Halle der Octavia eingebauten Kirche des Engels Fischverkäufer; denn sie erweckt in uns Erinnerungen an einen der merkwürdigsten Menschen des römischen Mittelalters. Cola war im Jahre 1313 in dem Rione der Regola geboren, also nahe am Judenviertel, und wie die „Vita" Rienzi's sagt, lag seine Wohnung am Flußrande, zwischen den Mühlen, auf dem Wege, welcher zur Regola führt, hinter San-Tommaso, unter dem Judentempel (sotto lo tempio de li Judei). Dort hielt sein Vater Lorenzo eine Herberge, und seine Mutter Maddalena erwarb ihren Unterhalt durch Waschen und Wassertragen. Sein Haus lag also in der Nähe

jener Kirche San-Angelo in Pescaria, und hier war es, wo Rienzi an der äußern Wand das merkwürdige allegorische Gemälde malen ließ. Man sah auf ihm Könige und Männer aus dem Volk in einem Feuer verbrennen, auch eine Matrone, die schon halb verbrannt war; auf der rechten Seite sah man eine Kirche, aus welcher ein weißgekleideter Engel kam, ein nacktes Schwert in der Hand, während er mit der Linken jene Matrone aus dem Feuer zog. Auf der Höhe des Glockenthurms standen St.-Peter und St.-Paul und sprachen: Engel, Engel, hilf unserer Herbergsmutter (Agnilo, agnilo, succurri a l'albergatrice nostra). Außerdem sah man vom Himmel viele Falken (Barone) in das Feuer fallen, und eine schöne weiße Taube, die in ihrem Schnabel einen Myrtenkranz trug und ihn einem kleinen Vogel (Rienzi) gab, der die Falken vom Himmel jagte, worauf er den Myrtenkranz der Matrone auf das Haupt setzte. Darunter stand geschrieben: „Ich sehe die Zeit der großen Gerechtigkeit, und du erwarte die Zeit.“ Dies war das Bild, welches Cola an der Kirche San-Angelo in Pescaria darstellen ließ. Die „Vita“ nennt diese Kirche die des Engels Fischverkäufer (de santo Agnilo Pescivennolo), weil schon damals in der Halle der Octavia die Fische verkauft wurden. Hier werden also auch die Juden zusammengeströmt sein, das Gemälde zu betrachten; aber wir finden keine Nachricht, daß sie sich am Aufstand betheiligt hätten, und nur nach dem Tode Rienzi's traten sie in merkwürdiger Weise in diesem Trauerspiel handelnd auf. Denn sie bestatteten die Leiche des Volks-

tribunen. Als Rienzi nämlich am Capitol ermordet worden war, schleppte das Volk den verstümmelten Leichnam auf die Piazza San-Marcello, wo man ihn an den Füßen aufhing. Dort hing er zwei Tage, ein Ziel für die Steinwürfe der Straßenbuben, bis am dritten Tag Jugurta und Sciarretta Colonna den Befehl gaben, den Todten nach dem Mausoleum des August zu bringen, damals Campo dell' Austa genannt. Hier versammelten sich, wie die Lebensbeschreibung sagt, alle Juden in großer Zahl, und nicht einer blieb zurück, und sie machten ein Feuer von trockenen Disteln, in dies Feuer wurde die Leiche geworfen, sie war fett und wegen ihrer großen Fettigkeit brannte sie leicht (ardeva volentieri). Es standen dort die Juden sehr geschäftig und emsig, und im Haufen schürten sie die Disteln, auf daß er brenne; so ward jener Leichnam verbrannt und zu Staub gemacht, und es blieb keine Faser übrig. Man glaube nicht, daß es Anhänglichkeit oder Nachbarpflicht war, welche die Juden bewog, dem Cola diesen Dienst zu leisten, den das römische Volk wol wie einen Schimpf betrachtete; denn was konnte in den Augen der Römer wol schimpflicher sein, als von dem verachteten Judenvolk bestattet oder verbrannt zu werden? Die Juden wollten ohne Zweifel dem verblendeten Volk oder den Colonnas schmeicheln; das strenge Regiment Rienzi's, welches in allen Dingen eine neue Ordnung eingeführt hatte, konnte Denen nicht erwünscht sein, die im Trüben fischten und von Hehlerei und Wucher sich bereicherten.

Nach dieser Episode kehren wir zu den Juden=

predigten wieder zurück. Sie wurden später nur fünf mal im Jahr gehalten, und der Gebrauch wollte von selbst erlöschen, als Leo XII. Genga (1823 — 29) ihn wieder erneuerte. Heute ist auch diese Barbarei des christlichen Fanatismus geschwunden, und sie ward abgeschafft in dem ersten liberalen Regierungsjahre des Pio Nono, wie man mir sagte.

Dem zum Christenthum bekehrten Juden lohnte natürlich die Erlösung aus dem Ghetto, das Bürgerrecht und alles Menschenrecht, welches dessen Folge ist. Es ereignete sich nicht selten, daß Juden aus dem Ghetto getauft wurden; wie es nun im Charakter von Convertiten liegt, wurden sie dann bekehrungssüchtiger als Diejenigen selbst, von denen sie bekehrt waren. So liest man heute auf einem Kirchlein gegenüber dem Ghetto an der Brücke Quattro Capi, auf dessen Fronte die Kreuzigung gemalt ist, in hebräischer und lateinischer Schrift den zweiten Vers aus dem 65. Capitel des Jesaias: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist." Es ist dies eine Mahnung an die Juden, welche ein bekehrter Jude, dem neuen Glauben zu schmeicheln, auf jene Kirche hat schreiben lassen.

Nach der mittelalterlichen Sitte empfingen die jüdischen Täuflinge den Namen ihrer Taufpathen, und weil sie diese unter den angesehensten Männern Roms suchten, geschah es, daß sich die Juden in die ältesten Adelsfamilien Roms einschmuggelten. Wir wissen schon, daß jener Gegenpapst Anaklet II. von jüdischem Ge-

schlecht war; man sagt, der Papst Leo IX. habe einen römischen Juden getauft und ihm seinen Namen beigelegt; der Sohn dieses Juden, Leo, sei nun Piero di Leone gewesen, nachmals Cardinal von Santa-Maria in Trastevere, später Papst gegenüber Innocenz II. und feierlich in St.-Peter eingesegnet, Stifter und Haupt der berühmten römischen Familie Pier Leone, die als Patricier Roms nicht minder mächtig waren als die Caetani, die Savelli, die Annibaldi und Frangipani. Mancher getaufte Jude nannte sich fortan nach dem Namen des Barons, der sein Pathe gewesen war, und es gab jüdische Colonna, jüdische Massimi, jüdische Orsini; ja man behauptet heutzutage in Rom, daß manches stolze römische Fürstengeschlecht, nachdem es ausgestorben, durch Juden aus dem Trastevere fortgeführt worden sei.

Heute, wo die alten Mishandlungen der Judensekte aus dem Tageslicht geschwunden sind, hat man gleichwol den althergebrachten öffentlichen Act einer feierlichen Juden- und Türkentaufe als Form beibehalten. Dieser Act findet in jedem Jahr am zweiten Osterfeiertag in der Taufkapelle des Sanct-Johann vom Lateran statt; und man weiß zu sagen, daß um jeden Preis dieses Schauspiel vollzogen werden müsse, selbst wenn, im Fall daß ein bekehrter Täufling mangeln sollte, ein Jude oder Türke von auswärts geholt werden müßte. Im Jahr 1853 taufte man eine Jüdin in der Taufkapelle des Lateran vor einer zahllosen Menschenmenge und mit höchst feierlichen Ceremonien. Die Tochter Judas, nicht schön wie Rebekka, sondern von einer ausgesuchten Häßlichkeit, stand in weiße

Schleier gehüllt am Taufbecken, eine brennende Kerze, das Symbol der Erleuchtung, in der Hand, und nach vollzogener Salbung des Hauptes und Nackens und empfangener Wasserweihe in jenem Becken, in welchem einst Cola di Rienzi sich in Rosenwasser gebadet hatte, ward sie in Procession nach dem Lateran zurückgeführt. Der Cardinal, welcher sie getauft hatte, segnete sie hier vor dem Altar ein, und nach geendigter Ceremonie predigte er, auf den Täufling hindeutend, vor dem Volk, seine Freude ausdrückend, wie hier ein so erhabenes und göttliches Wunder sich vollzogen habe, da ein Mensch, eben noch von den Dämonen besessen und eine Beute der Hölle, urplötzlich in die reine Unschuld des Kindes und in das reine Licht Gottes sich gekleidet habe.

Ehemals drückte man sich kräftiger aus; denn der Jesuit Stephan Menochio sagt in seinem Buche „Stuore" (Venedig 1662), die Juden stänken am Leibe, verlören aber diesen Gestank gleich nach der Taufe. Sehr naiv erzählt er, daß sich schon der Kaiser Marc Aurel über den Judengestank beklagt habe. Dies sei eine ausgemachte Sache; und so ließen sich die Agarener taufen, um nicht übel zu riechen wie die Hunde.

Leo XII., von dem wir gesagt haben, daß er den Juden nicht freundlich gesinnt gewesen, gab ihnen gleichwol das Recht, Häuser als Eigenthum zu erwerben, wenn sie schon das Jus Gazzagà hatten. Er erweiterte auch den Umfang des Ghetto, indem er zu dem alten Claustro noch die Via Reginella und einen Theil der Pescaria hinzufügte, sodaß der Ghetto im Ganzen acht Thore

hatte, die überwacht und allnächtlich geschlossen wurden. Während der französischen Herrschaft in Rom war, wie man leicht begreifen wird, die Ghettosperrung aufgehoben und den Juden alle Freiheit in der Stadt zu wohnen und Gewerbe zu treiben gestattet worden. Pius VII. aber schloß nach seiner Rückkehr im Jahre 1814 den Ghetto von neuem, und er blieb in der alten Verfassung bis auf den heute regierenden Papst.

Es gereicht Pius IX. zur Ehre, daß er, menschenfreundlich und liberaler als seine Vorgänger, die Ghettoschranken niederriß, und dies geschah, wie es mir Juden ausdrücklich selbst bemerkten, nicht durch die jüngste Revolution in Rom, sondern ein Jahr zuvor, da die öffentliche Meinung und der reformirende Sinn des Papstes dieses Zugeständniß an die Moral des Jahrhunderts verlangten. Es fielen demnach alle jene Mauern und Thore, welche den Ghetto sperrten; Ciceruacchio legte selbst Hand an, als man sie niederriß; der Umschwung der öffentlichen Grundsätze hatte auch die erfreuliche Folge, daß den Juden die Erlaubniß zu Theil wurde, überall in Rom wohnen zu dürfen, und nicht minder das Recht, Gewerbe und Handwerke zu treiben. Der Ghetto ist also als Zwinger aufgehoben, doch besteht er factisch fort als das traurigste Quartier Roms, ein Winkel des Schmuzes und der Armuth, und nicht leicht macht der Jude von seinem Rechte Gebrauch, in die Mitte der Stadt zu ziehen, weil, wie man mir sagte, was nun das Gesetz freistellt, doch durch das unausrottbare Vorurtheil unendlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird.

Die politische Reform des Jahres 1847 bezeichnet also das Ende jener fürchterlichen Sklaverei der Juden Roms, welche so viele Jahrhunderte hindurch gedauert hat; so wenigstens hoffen wir, daß die Macht der öffentlichen Meinung sich stärker zeigen werde als ein willkürliches Vorurtheil, wenn es sich in späterer Zeit erneuern sollte, und daß die geringen Freiheiten, welche nunmehr die Hebräer errungen haben, sich auch so weit ausdehnen werden, daß ihnen ein ungeschmälerter Antheil an allen Gütern der Cultur und der Civilisation gegeben werde. Die Aussichten stehen freilich in der Ferne, aber sie sind näher gerückt.

Gegenwärtig berechnet man die Gesammtzahl der Ghettobevölkerung auf 3800 Menschen, eine unverhältnißmäßig große Menge, überblickt man den kleinen Raum des Ghetto, welcher an Flächenausdehnung weniger beträgt als der fünfte Theil irgend eines Städtchens von 3000 Seelen. Die ganze Judenschaft (Università degli Ebrei) steht unter der obersten Congregation der Inquisition, und ihr Specialmagistrat für alle civilen und criminellen Vorkommenheiten ist das Cardinalvicariat. Das Tribunal, welches sie richtet, besteht aus dem Cardinalvicar, aus dem Prelato Vicegerente, dem Prelato Luogotenente Civile und dem Criminallieutenant. In polizeilichen Angelegenheiten übt die örtliche Polizeimagistratur der Präsident der Region von San-Angelo und Campitelli. Die jüdische Gemeinschaft selbst hat das Recht, ihre innere Ordnung durch drei sogenannte Fattori del Ghetto zu regeln, welche auf ein halbes Jahr gewählt werden. Diese

sorgen für Erhaltung der Straßenordnung, für Erleuchtung und Brunnen, vertheilen die Abgaben auf die Einzelnen, taxiren sie nach dem Vermögen, handhaben Krankenpflege, Almosenspende und dergleichen. Im Ganzen beträgt die jährliche Abgabe des Ghetto an den Staat und an verschiedene religiöse Körperschaften gegen 13,000 Francs.

Wir haben unsere Geschichte des Ghetto zu Ende geführt, doch soll sich damit diese Betrachtung noch nicht schließen. Denn aus eigener Anschauung wollen wir nun den Ghetto Roms in seinem gegenwärtigen Zustande kennen lernen.

Man gelangt zum Ghetto entweder von der Stadt her am Marcellustheater und an der Halle der Octavia durch die Straße der Savelli, oder vom Trastevere über die Tiberinsel und die Brücke Quattro Capi. Von dieser Brücke übersieht man das schönste und originellste Bild des antiken und mittelalterlichen Roms, ein Gemälde, das fremdartig und hinreißend ist, wie kaum ein zweites in dieser Stadt der Erinnerungen. Dort sieht man das malerische Trastevere mit seinen alten Architekturen und zersplitterten Thürmen, sieht über dem Fluß die römischen Bogen des Ponte rotto und darüber den schönen Vestatempel, den alten Thurm der Santa-Maria in Cosmedin, die riesigen Trümmer der Kaiserpaläste mit ihren schwarzen Cypressen und in der Ferne die Gipfel des Albanergebirgs; vor sich aber sieht man die Häuserreihe des Ghetto, thurmartige Massen, bizarr gebaut, mit vielen Blumenscherben an den Fenstern und zahllosem, an die Wände gehängtem

Hausrath, der Reihe nach aus dem Fluß aufsteigend, dessen trübe Wellen an den Mauern hinrollen. Mit wenigen Schritten ist man von der Brücke in den Ghetto hinuntergetreten, der sich tief absenkt, wo nun das Volk Israel an den Wellen des Tiber seine Harfen aufgehängt hat, wie einst an den Wogen des Euphrat.

Als ich den Ghetto zum ersten mal besuchte, war der Tiberfluß, vom Herbstwasser angeschwollen, gerade ausgetreten und seine gelbe Flut strömte durch die Fiumara, die unterste Ghettostraße, deren Häuserfundamente unmittelbar als Quai den Strom selbst einfassen; es strömte der Fluß auch am Bogen der Octavia und das Wasser bedeckte die untern Räume der am tiefsten stehenden Häuser. Welch ein unsaglich melancholischer Anblick, das elende Judenviertel in den trüben Tiberfluten versunken zu sehen! Alljährlich geschieht es, daß Israel in Rom die Sündflut an sich erleben muß und daß der Ghetto in den Wellen schwimmt wie die Arche Noah mit Menschen und Gethier. Bisweilen steigt die Noth fürchterlich, wenn der Tiber, vom Schnee der Berge und der Regenflut schwellend, noch durch den Westwind vom Meer zurückgetrieben überströmt; dann flüchtet sich, was zu unterst wohnt, in die obern Stocke, welche sich unerträglich anfüllen und von erstickender Atmosphäre sich durchpesten. Das Unglück ist größer, weil die Nahrung und der Erwerb stockt und die Flut verwüstet, was nicht rettbar ist. Man zeigte mir im Ghetto die Marke, welche den Wasserstand des Tiber während der großen Ueberschwemmung vom Jahre 1846 bemerkt; die Flut hatte damals alle untern Zim=

mer bis zur Decke angefüllt. In verwichenem Herbst und in diesem Frühjahr war der Tiber nur für kurze Zeit ausgetreten, doch dünkte mich auch diese Noth bereits höchst empfindlich für das arme Volk und ihre unausbleiblichen Folgen äußerst traurig bei so großer Enge und so großer Armuth. Gleichwol wurde mir gesagt, daß die Sterblichkeit während des Cholerajahrs 1837 im Ghetto sehr gering gewesen sei; mißt man sie nach den Leichensteinen der Juden, so erscheint die Zahl der Todten dieses Volks sehr gering; denn diese weißen Steine mit ihren Inschriften stehen vereinzelt und wie ein ärmliches Häuflein der Verstoßenen beisammen, auf einer classischen Stelle Roms, in einem Winkel des alten Circus maximus, mitten im wilden grünen Gras und unter giftblumigem Schierling überraschend malerisch. Denn dort, in der ältesten, von Tarquinius Priscus gebauten Rennbahn Roms liegt heute der Judenkirchhof, Orto degli Ebrei genannt. So wandeln sich die Zeiten!

Gibt es nicht eine wunderbare Ironie, welche auch das Oertliche in die Physiognomie von Menschen oder Dingen hineinzieht, daß sie von jenem wie von einer charakteristischen Atmosphäre umgeben werden? Ich habe dieses Gesetz an den Dingen zu oft wahrgenommen, als daß ich es nicht bemerken und aussprechen sollte. So fiel mir auch die charakteristische Physiognomie der Ghettoumgebung als eine solche auf, welche die Atmosphäre mit traurigen Vorstellungen durchdringt. Ich meine nicht einmal jenen judengeschichtlichen Porticus der Octavia, der nun verfallen im Koth

starrt, den schwarzen Trümmerbogen öffnend auf die stinkende Pescaria, den ganz engen dunkeln Fischmarkt, wo auf steinernen Platten Fische aufliegen, Judenfastenspeise; noch meine ich die schwarzen Reste vom Theater des Marcellus, in dessen Trümmer die Savelli, einst weit ins Land hin schreckende Raubritter, ihren Palast gebaut haben, und wo in Kerkern mancher Unglückliche endete; auch nicht die Erinnerung an Cola di Rienzi, welcher in der Nähe des Ghetto zu Hause war; es schwebt auch auf diesem Local der dunkle Geist seiner tragischen Geschichte. Lesen wir nur den Namen dort auf der an den Judenplatz hart anstoßenden Piazza: „Platz des Weinens" heißt er von der Kirche Santa-Maria del Pianto; ein passender Name, ins Ghettoviertel zu dem jeremiadischen Volke zu geleiten, dem das Weinen und das Klagelied Nationaleigenschaft ist, und nie hat wol ein Volk mehr geweint als diese Juden hier in Rom. Am Platz der Thränen steht ein alter Palast zwischen zwei Kirchen. Auf der einen liest man die Inschrift, welche besagt, daß sie der Maria des Weinens geweiht sei, auf der andern steht der grausenerregende Name des Erbauers, Francesco Cenci. Es ist der Palast der Cenci — und hier faßt den Betrachter Schauder, gedenkt er der schönen Beatrice Cenci, des Francesco unglückseliger Tochter, der Mörderin eines ungeheuerlichen Vaters; und so waltet hier das Grauen jenes schrecklichsten aller Trauerspiele, welche die menschliche Natur erduldet hat, und gegen welches die Tragödie vom Oedipus nur als ein herzbewegendes, doch mild versöhnendes Gedicht erscheint. Der

Palast schaut über den kleinen Judenplatz hinweg gerade auf die jüdische Synagoge, in der an Festtagen die Psalmen und die Klagelieder der Hebräer sich hören lassen.

Noch mehr — in diesem Palast wohnt der Maler Overbeck; freilich die Ironie ist wunderbar. Sie nöthigte mir ein Lächeln ab, als ich in das Atelier trat, welches stille Menschen still betreten wie ein Allerheiligstes und wo ein blasser Mann mit langem gescheitelten Haar, liebenswürdig, sanft, kaum hörbar, nicht sprechend, sondern leise Worte aushauchend, die Heiligenbilder auf den Staffeln erklärt. Auch diese sind still und tonlos; ein entschlafener Joseph in den Armen des Heilands, eine schattenhafte weinende Madonna, ein Christus, den Verfolgern entschwebend und auf luftige Wolken tretend, geflügelte Kinderengelsköpfe, leiblos; entleibte Menschen, entleibte Kunst, Rede ohne Worte, die Madonna dolorosa, die Passion an der Wand, das Trauerspiel Cenci, drüben der überschwemmte Ghetto, hier die heilige Maria vom Weinen, mitten inne der Beato Angelico der modernen Malerei.

Ich wollte sagen, daß in diesem Palast Cenci, wenige Schritte vom Ghetto und von der Judensynagoge, Overbeck wohnt und seine christlichen Bilder malt wie gleichsam unter der Inspiration des Geistes Jehovah's und der Propheten. Es ist also hier beisammen, wie sich gebührt, Altes Testament und Neues Testament, und wenn ich zwischen dem Cencipalast und der Judensynagoge stehe, so ist es mir immer, als liege beides vor mir aufgeschlagen: Alter Bund und Neuer Bund, Judenthum und Christenthum.

Vor dem Jahre 1847 trennte noch eine hohe Mauer den Platz Cenci von dem Platze der Juden, welcher auch Piazza delle Scuole heißt. Hier befand sich das Hauptthor des Ghetto; Mauer und Thor sind nun niedergerissen und der Schutt liegt noch zum Theil umher.

Gehen wir nun in eine der Ghettostraßen selbst hinein, so finden wir Israel vor seinen Hütten in voller rastloser Arbeit und im Mühsal begraben. Sie sitzen in den Thüren oder draußen auf der Gasse, die kaum mehr Licht gewährt als die feuchte und dumpfige Kammer, und wusten im Plunderkram oder nähen und flicken emsiglich. Es ist nicht zu sagen, welches Chaos von Flicken und Lappen (Cenci genannt im Italienischen) hier zusammengehäuft ist. Die ganze Welt scheint als Judenplunder in zahllosen Fetzen und Lappen zerzupft und zerrissen umherzuliegen. Haufenhoch liegen die Lappalien vor den Thüren, und jeglicher Art und Farbe, goldiges Franzengeflitter, Stückchen Seidenbrocat, Sammetläppchen, rothe Flickchen, blaue Fetzchen, orange, gelbe, schwarze, weiße, alte, zerschlissene, zerfaserte, abgeriebene Stücke und Stückchen. Ich habe nimmer ähnlichen Plunder gesehen. Die Juden könnten damit die ganze Schöpfung ausflicken und die ganze Erde so bunt belappen, wie ein Arlechino bunt ist. Sie sitzen nun davor und wühlen in dem Meer von Flicken, als suchten sie nach Schätzen, wenigstens nach einem versunkenen Goldbrocätchen. Denn sie sind so gut römische Alterthumsforscher als alle Jene in Rom, welche den Schutt durchwühlen, um ein Säulenstümpfchen, ein

Stück Relief, eine alte Inschrift, eine Münze, ein Endchen Statue und dergleichen Marmorplunder ans Tageslicht zu fördern. Und jener hebräische Winckelmann im Ghetto legt mit einem gewissen Stolz seine Lappen zum Verkauf aus wie der Händler mit Marmortrümmerchen. Dieser prahlt mit einem Stück Giallo antico — dagegen kann der Jude einen vortrefflichen Lappen gelber Seide halten; Porphyr — hier ist vortrefflich gemustertes Flickchen von tiefrothem Damast. Verde antico — hier ist ein schönes grünes Sammetflickchen von ausgesuchtester Antike. Und so gibt es weder Jaspis noch Alabaster, noch schwarzen und weißen Marmor oder Breccia, wogegen nicht der Antiquar des Ghetto seine Alterthümer stellen könnte. Die Geschichte sämmtlicher Moden von Herodes dem Großen bis auf den Erfinder des Paletots und sämmtlicher Trachten der vornehmen wie der bürgerlichen Welt läßt sich aus diesen Lappen durch geistreiche Hypothesen kritisch herausstellen, und manche Flicken sind wahrscheinlich historisch und einst getragen worden von Romulus, von Scipio Africanus, Hannibal, Augustus, Veronika, von Karl dem Großen, Perikles, Kleopatra, Barbarossa, von Gregor VII., ~~Columbus~~ u. s. w.

Es sitzen nun die Töchter Zions an diesen Lappen und nähen, was nähbar ist. Groß ist ihre Kunst, so rühmt man, im Sticken, Stopfen, Vernähen, und man sagt, daß es keinen noch so fürchterlichen Riß in irgend einer Draperie oder Gewandung gebe, welchen diese Arachnen nicht unsichtbar und spurlos zu machen wüßten. In der Fiumara zumeist, der untersten, am Fluß gelege-

nen Gasse, und in den Winkelgassen, von denen eine delle Azzimelle, d. h. Gasse der ungesäuerten Brote, genannt wird, treibt man diese Plundergeschäfte. Ich sah ihnen manchmal mit peinlichem Gefühl zu, wenn sie, bleiche und verkommene Menschen, in sich gebeugt, mit der Nadel emsig arbeiteten — Männer so gut als Weiber, Mädchen und Kinder. Das Elend starrt gesträubt aus dem wirren Haar und klagt aus dem braungelben Angesicht, und keine Schönheit der Gesichtszüge erinnert an Rahel und Lea oder Mirjam; nur bisweilen begegnet der Blick einem tief versunkenen, schwarzen, blitzenden Auge, das von der Nadel und dem Lappen aufblickt, als wollte es sagen: „Es ist von der Tochter Zion aller Schmuck dahin. Die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Sie weint des Nachts, daß ihr die Thränen über die Backen laufen; es ist Niemand unter allen ihren Freunden, der sie tröste; alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde geworden. Juda ist gefangen im Elend und schweren Dienst, sie wohnt unter den Heiden und findet keine Ruhe; alle ihre Verfolger halten sie übel. Wie hat der Herr die Tochter Zion mit seinem Zorn überschüttet!“

Doch es ist nicht der Zweck dieser Blätter, Ghettomysterien des Elends auszumalen und jene dunkle Lebensweise der Dürftigen in ihren von Menschen überfüllten Kammern zu beschauen; findet man doch allerwegen in den größten Städten der Erde und unter den civilisirtesten Nationen Europas ein gleiches, wenn nicht ein größeres Jammerleben. Auch soll man nicht

glauben, daß der Ghetto Roms, was Straßen und Wohnungen betrifft, an sich elender sei als ähnliche Viertel der Armuth in vielen andern Städten der Welt. Lieber sage ich, daß diese Juden Roms in ihrer Armuth reich sind an Menschlichkeit unter sich, daß der wohlhabende dem elenden gern hilft, daß der aufopfernde Familiengeist, das dauernde Erbe Israels, nirgends so mächtig und so wohlthätig sich zeigen möchte als dort, und daß es Thatsache ist, wie diese nüchternen und fleißigen Menschen selten um Verbrechen willen gestraft werden. Was den Betrachter des Ghetto am meisten schreckt, ist wol die fürchterliche Enge und der Schmuz dieser gewinkelten Gassen und Gäßchen, deren Häuser hoch und schmal sich heraufstrecken. Es sitzen darin die Judenfamilien wie in einem römischen Columbarium übereinander geschichtet; und auffallend ist gerade hier in Rom eine solche Beengung menschlicher Wohnungen, in einer Stadt, welche, in endloser Ebene hingebreitet, selbst charakteristisch ist durch ungeheuere Räume, durch große und erhabene Dimensionen in den Architekturen und durch Paläste, welche, kolossal wie sie sind, zum Theil öde stehen, und von denen vielleicht einer genügte, die halbe Ghettojudenschaft bestens zu behausen. In herrlichen Sälen wohnt das steinerne Volk der Statuen unter kühlen Springbrunnen. Die marmornen Reste des Alterthums sind bis auf die kleinsten Trümmer königlich logirt, die einzigen lebenden Reste Roms, Menschen mit Vieles duldenden Herzen, wohnen in dem elendesten Schmuze.

Glücklicher sind die Juden, welche den obern Theil

des Ghetto bewohnen, zumal die Via Rua. Diese breitere Straße, welche auch gute und wohnlichere Gebäude enthält, ist gleichsam der Corso des Judenviertels; denn auch bei gleichem Loose vor dem politischen Gesetz und selbst in der Sklaverei macht der Mensch das Recht der Ungleichheit geltend. In der Via Rua wohnen die Juden, welche das beste Document Gazzagà in der Tasche haben, selbst Häuser besitzen und wohlhabend sind. Hier findet man denn Kaufläden mit allen möglichen Tuchwaaren von dem gröbsten Linnenzeuge bis zu den kostbarsten Stoffen. Es gibt auch wohlhabende Juden; werden sie reich, so ziehen sie, wie man mir sagte, gern nach Toscana. Es ist auffallend, daß echt jüdische Namen nirgends zu lesen sind. Die Juden Roms nennen sich nach italienischen Namen, besonders der Städte, wie Asdrubale Volterra, Samuele Fiano, Pontecorvo, Gonzaga, und es ist komisch genug, sie solche stolz und fürstlich klingende Namen führen zu sehen. Auch ihre Sprache ist römisch; nur selten hörte ich Juden unter sich hebräisch reden; ihre Tracht unterscheidet sich nicht von der des römischen Volks, und selbst an ihrem Feste bemerkte ich kein einziges orientalisches Costüm.

Ein Fest im Ghetto — wundersam erscheint diese Ironie, erwägt man die Geschichte wie die Lage der Judengemeinde, und lockend dürfte ein solches Schauspiel gerade hier in Rom sein, wo ein Fest das andere drängt und wo ein schauprangender Tag den schon ermüdeten Fremden dem andern Festtage zuführt, der seiner schon wartet. Wenn nun auf den Straßen

Roms diese großartigen Triumphfeste einherziehen und alle Welt bewundernd und fröhlich sie mitgenießt, und wenn das Geld mit vollen Händen von dem Ueberfluß ausgegeben wird; wenn alle diese Plätze und Straßen in Blumen und Teppichen oder im Glanze der Lichter strahlen und von Carrossen und Fußgängern wimmeln, dann sitzt dunkel, antheillos und festlos Israel in seinem Ghetto und näht im Schweiße seines Angesichts an den Lumpen, die vor seiner Thür liegen.

Nun aber kommen auch seine Feste. Der arme Hausirer legt seinen Plunder beiseite, zieht sein bestes Kleid an und erhebt seine gebeugte Gestalt. Und gerade hier, glaube ich, ist die tiefste Poesie des Festes und sein höchster Sinn zu finden, weil der festliche Mensch aus den Sklavenbanden der Alltagsarbeit und aus dem staubigen Elend sich erheben und sich zu einem idealen Menschen verwandeln soll, der nicht seiner engen Kammer noch seinem dumpfen Nahrungsgeschäft, sondern dem Universum angehört. Dies seltsame Volk kommt dann festlich zusammen, und wo sie nur sitzen mögen, in welchem fernen und feindlichen Winkel der Erde es sei, schauen sie sich als das alte Volk Israel an, als Abraham's und Jakob's Kinder und als die Blüte der Menschheit, welche Gottes eigene Hand mitten in die Welt gepflanzt hat. Ich wohnte dem Passahfest im Ghetto bei. Zufällig kam ich zu der Kunde von dem Tage, weil ich den Ghetto durchwandernd vor jeder Thüre blankgescheuerte Kessel und an jedem Brunnen die Gefäße reinigen sah. Man sagte mir, es geschehe um des Osterfestes willen, das in einigen Tagen ge-

feiert werden solle. Das Osterfest der Juden gilt dem Andenken an die Auswanderung aus dem Aegypterland. Dem wundersamen Volk ist es ideelles Freiheitsfest und ein tröstlich-prophetisches, zumal in Ghettogefangenschaft.

Nach den großen kirchlichen Feierlichkeiten der Char- und Osterwoche in Sanct-Peter und in der Sixtinischen Kapelle, welche im Verein so großer Werke und so großer Kräfte die allerhöchste Production des christlichen Cultus sind, ist es ungemein anziehend, in jenem dunkeln Ghettowinkel einer Osterceremonie beizuwohnen und hier die uralten, kaum veränderten Grundlagen für jenen katholischen Cultus Roms aufzufinden. Es sind die Wurzeln dieses Cultus, und je prachtvoller der Baum sich entfaltet hat, desto tiefer begräbt sich seine Wurzel in die Nacht. Das Fest ward in der Synagoge gefeiert.

Ich sagte schon, daß die Synagoge der Juden Roms dem Palast Cenci gegenüber liegt; sie vereinigt fünf Schulen in einem Hause, die Scuola del Tempio, Càtalana, Castigliana, Siciliana und die Scuola nuova, woraus man erkennen wird, daß der römische Ghetto in fünf Sprengel oder Parochien zerfällt, von denen jede eine besondere Art darstellt, je nach der vorherrschenden Nationalität der Judensprengel, deren Väter entweder seit Altersher römisch-jüdisch gewesen sind, oder von Spanien und Sicilien hergeleitet werden. Man sagte mir, daß der Sprengel del Tempio behaupte, vor allen andern Hebräern von den Juden vor Titus abzustammen. Jede Synagoge hat ihre Schule,

in welcher die Kinder nothdürftig lesen, schreiben und rechnen lernen, Wissenschaften aber nicht gelehrt werden, und eine jede hat ihr Allerheiligstes, worin der Pentateuch aufbewahrt wird.

Ich sah diese Tempelsäle am Osterfeste. Die Armuth des Ghetto hat sich hier Gold und Silber abgerungen, um ein mosaisches Haus in aller Stille und Heimlichkeit auszustatten. Schon von außen verräth sich das Synagogengebäude nicht allein durch Inschriften, sondern durch seinen vereinzelten Baustil. Seltsam ist es in seiner Dürftigkeit zu betrachten, und rührend die naive Aermlichkeit der Kunstmittel, mit denen die Juden ihr Gotteshaus gleichsam verstohlen und nächtlicherweile ausgeziert haben, in Rom, wo die Tempel, die Kirchen und Marmorsäulen in unübersehbarer Pracht sich ausdehnen. Es scheint, als hätten die Juden aus dieser Fülle des römischen Marmors ein paar kleine Säulenstümpfe, ein paar Capitäler und einige Marmorstücke hinweggestohlen, um sie in ihr Gotteshaus in aller Stille einzufügen, daß es daran erinnere, wie einst der Tempel von Jerusalem so herrlich war. Das kleine Frontispice, welches sie in der Mitte des Synagogengebäudes eingefügt haben, ist mit korinthischen Pfeilern geschmückt und lehrt, daß auch in den Ghetto der römische Baustil eingedrungen ist. Auf dem Friese des Hauses, dem man es ansieht, wie es nach und nach sich erweiterte, prangt in Stuck das Abbild des siebenarmigen Leuchters, die Harfe David's und die Zither Mirjam's.

Ein Schriftgelehrter hatte mich auf den Abend in

den Tempelsaal eingeladen, wo, wie er sagte, die Vesper würde gesungen werden und ich ein vortrefflich ausgeführtes Oratorium würde zu hören bekommen. Am Abend drängte sich demnach das Judenvolk vor dem Eingang der Synagoge. Auch Römer, selbst einige Priester waren unter der Menge zu bemerken. Wol eine halbe Stunde ließ man warten, ehe aufgethan wurde, und es freute mich nicht wenig zu warten und warten zu sehen, weil mich dies als ein Zeichen der Souveränetät ergötzte, geübt einmal auch von einer unterdrückten und verachteten Menschensekte. Als nun die Thüren sich aufthaten, stieg man über enge Stiegen in den Tempelsaal. Ich sah die stattliche Judensynagoge Livornos, die reichste vielleicht in der Welt; doch erschien sie mir bei weitem weniger merkwürdig als diese Tempelzimmer des römischen Ghetto. Das Haus in Livorno ist groß, vornehm und nüchtern; die Tempelzimmer in Rom sind klein, ganz alt, höchst malerisch, bizarr und fremdländisch. Durchaus in der Weise der katholischen Kirchen Roms, wenn Feste in ihnen gehalten werden, hatte man die Wände der Zimmer mit rothen und in Gold gestickten Tapeten behängt, die Pfeiler mit Damast überzogen. Häufig las man Sprüche aus dem Alten Testament darauf gestickt. Die Decke der Zimmer ist nach Art der römischen Basiliken gefeldert, doch nur mit gemalten Cassettoni geziert. Ringsum trägt der Fries in Stuck gearbeitete Reliefs, welche den Tempel und alle auf den Cultus bezüglichen Geräthe oder Dinge darstellen, und verwundersam sind sie gerade hier in Rom zu sehen, wo man

ihrer einige auf dem Titusbogen dargestellt findet. Man sieht den Tempel Salomo's kunstvoll abgebildet mit allen seinen Thoren, Seitenhallen und Altären, das eherne Meer, die heilige Lade mit den Cherubim, Priestergewänder und die Priestertiara, Urbilder der bischöflichen und päpstlichen Costüme. Man sieht aller Art Tempelgeräthe, Töpfe, Schüsseln, Schaufeln, Becken, Löffel und Pfannen und Gestüle auf dem Friese; endlich sämmtliche musikalische Instrumente, Pauken, Tambourins, Harfen, Zithern, Flöten, die Jubeljahrstrompeten, die Sackpfeife, Cymbeln, auch das Sistrnm der ägyptischen Isis, wie man es so oft auf Isisbildwerken im Vatican sieht. Mit diesen Geräthen, Erinnerungen an den Tempel Jerusalems, hat sich also hier die Phantasie des Juden umgeben.

In der nördlichen Wand fällt ein rundes Fenster in die Augen, welches in zwölf Felder verschiedener Farbe getheilt ist; dies Symbol stellt die Stämme Israels dar und ist das Bild der Urim und Thummim, jenes aus köstlichen Steinen zusammengesetzten Schmucks, welchen der Hohepriester auf der Brust zu tragen pflegte. Westwärts an der Wand steht der runde Chor, ein hölzernes Pult für Vorsänger und Sänger; auf ihm der silberne Tempelleuchter und andere verwunderliche Gefäße von Silber, welche auf den Pentateuch als Schmuck gelegt werden. Gegenüber steht an der östlichen Wand das Allerheiligste, ein kleines Tempelfrontispice mit herausragenden Stangen (als für das Tragen der Bundeslade bestimmt), auf korinthischen Säulen ruhend. Der Vorhang bedeckt dies

Allerheiligste, auf ihm sind in Goldstickerei Sprüche zu lesen und allerlei Werk von Rosen Saarons und von zierlichen Arabesken nach Weise des Tempels Salomonis. Die Spitze des Ganzen krönt der silberne siebenarmige Leuchter. In diesem Allerheiligsten liegt nun der Pentateuch verschlossen, eine große Pergamentrolle. Er wird in Procession durch den Saal getragen und von dem Pult nach allen vier Weltgegenden gezeigt, wobei die Juden die Arme erheben und ein Geschrei ausstoßen. Dies ist gleichsam die Monstranz und Hostie der Juden. Es ist der gewaltigste Gott der Erde, welcher noch heute die Welt gefesselt hält, der Gott, welcher nicht das Wort ist, sondern der „Buchstabe", ein fürchterlicher, positiver, unverrückbarer Gott der Knechtschaft. Das Judenthum ist die positivste aller Religionen, darum dauert es noch heute. Den luxuriösen Formen und phantasiereichen Ceremonien der katholischen Kirche gegenüber erscheint dieser starre, bildlose, phantasielose und gestaltenbaare Jehovahdienst bewundernswürdig in seiner absoluten Einfachheit und furchterregend erhaben in der nüchternen Despotie des Gesetzes, welches beides schonungslos verschlingt — den Menschengeist wie die Natur.

Bedeckten Hauptes, Hut oder Mütze auf dem Kopfe, sitzen die Juden in ihrem Tempel wie Pairs vor ihrem Gott, oder als wären sie auf der Börse; und ziemliche Ungenirtheit herrscht beim Singen und Beten, da Jeder singt, wann er will, oder mit seinem Nachbar plaudert. Der Vorsänger sitzt dabei auf dem Chor. Mir fiel die Hast auf, womit alle diese Gebete abgesungen oder

abgemurmelt wurden. Die Frauen sitzen in einer obern Galerie, hinter einem Gitter, gleichsam im Harem, und sind nicht sichtbar.

In einem zweiten Saal wurde nun die Vesper gesungen. Auch er war auf das beste decorirt und flimmerte reichlich von Lampen. Nicht platt gedeckt wie der erste, erhob er sich vielmehr stockweise übereinander in einer bizarren Kuppelform. Auf dem Chor saßen die Sänger hinter dem Vorsänger. Dieser trug einen schwarzen Talar, ein hohes schwarzes Priesterbaret, von welchem ein weißer Schleier zu beiden Seiten herabfiel. Die Einfachheit dieses Ornates fiel mir auf, gedachte ich des alten jüdischen Priestercostüms, dessen wunderbare Pracht noch das päpstliche Costüm erhalten hat. Denn der Hohepriester im Tempel Jerusalems muß an herrlicher Gewandung den Papst noch übertroffen haben. Er war, so oft er das Allerheiligste betrat, also gekleidet: gehüllt in einen linnenen Rock, über welchen ein hyacinthblaues gefranztes Oberkleid herabwallte. Goldene Glöckchen hingen abwechselnd mit Granatäpfeln an den Franzen. Eine Binde von fünf Gürteln aus Gold, Purpur, Hyacinth, Scharlach und Byssus befestigte das Oberkleid. Eine Schulterbekleidung in denselben Farben, doch reich an Gold, von schildförmigen goldenen Spangen mit Sardonychen geschlossen, kam dazu, ferner die Urim und Thummim aus zwölf köstlichen Steinen. Auf dem Haupte trug er die Tiara aus Byssus, mit Hyacinth durchwoben, um die Tiara lief ein goldener Kranz mit den Schriftzeichen Jehovah. So beschreibt Josephus das Costüm

des Hohenpriesters, und man sieht wohl, daß er stattlich genug muß ausgesehen haben.

Die Chorsänger sangen die Vesper ganz vortrefflich, während der Vorbeter pausenweise betete und das Gesicht in den Schleier barg, bitterliches Weinen ausdrückend. Die Gesänge waren harmonisch, doch nicht von altem Gepräge, sondern vielmehr modern und im Stil der Oratorien. Schöne Knabenstimmen, prächtige Bässe — und so war denn auch in dieser Vesper im Ghetto der Einfluß Roms zu erkennen, und auch das Judenvolk hatte seine kleine Sixtinische Kapelle und sein Miserere aufzuweisen. Nicht wenig fühlten sich diese armen Menschen erhoben und glücklich, daß auch sie in ihrem Winkel und in ihrer Armuth eine schöne Kunstproduction zu leisten vermochten. Gespendetes Lob wurde mit sichtbarer Freude aufgenommen; der Gast, neben den sich ein jüdischer Jüngling gestellt hatte, hörte mit Vergnügen, wie sein reichlich ausgesprochenes Lob von diesem weiter gesagt wurde. „Was hat er gesagt? Er hat gesagt: «Herrlich ausgeführt, ben bene, eccellentissime, ihr habt eine Sixtinische Kapelle.»"

Doch hier brechen wir ab. Es wollten diese Blätter dazu beitragen, irgend einen Kundigen zu einer ausführlichen Darstellung der Geschichte der Juden Roms anzuregen, welche belehrend und wohlthätig genug wirken sollte. Dieses Stück römischen Alterthums ist schreibenswerther als manche unfruchtbare Untersuchung über Antiquitäten. Die Entwickelung des römischen Christenthums von der ältesten Zeit her begleitend, möchte eine Geschichte des Ghetto wohl

geeignet sein, einen Theil der Geschichte der Civilisation überhaupt zu vervollständigen.

Den Verfasser dieser Abhandlung reizte sie zu schreiben nicht die politische Judenfrage, vielmehr allein die Grellheit des Gegensatzes zwischen dem historischen Christenthum und dem historischen Judenthum hier in Rom. Der Charakter dieser Stadt der Städte, wie er sich dem heutigen Beobachter darstellt, trägt das Gepräge der drei großen Culturperioden des menschlichen Geschlechts, des Judenthums, des Antiken und des Christenthums. Man kann sie kaum mehr scheiden, so sehr sind sie ineinandergewachsen und so sehr hat der christliche Cultus das Jüdische und das Antike in sich vereinigt. Von den Anschauungen des Alterthums der Griechen und der Römer nicht zu sprechen, so durchwandere man doch Rom und seine Herrlichkeiten: überall springt in die Augen Geist und Gestalt des Hebräerthums, selbst auf den Gipfeln der christlichen Kunst. Ist es die Sculptur, so ist das Höchste, was christliches Genie nach dem Phidias in Marmor schuf: der Moses des Michel Angelo auf dem Grabmal des Papstes Julius II. Ist es die Malerei: Stanzen und Loggien des Rafael, die Kapelle des Sixtus und so Ungezähltes sind voll von Darstellungen des Testaments der Juden. Ist es die Musik: was als Höchstes und als Tiefstes der Musik in der Charwoche gesungen wird, die Lamentationen und das Miserere, sie sind die Klagelieder Jeremiä und die Psalmen der Juden. Und von diesem Volke, welchem das Schicksal die Urkunden der Menschheit anvertraute und dem das

Christenthum gleichsam von seinem Eigenthum hinweggenommen hat, lebt hier im Ghettowinkel einer der ältesten und historisch merkwürdigsten Reste, an welchem die Geschichte seine große tragische Ironie vollzogen hat.

Doch hat auch dieses also verachtete Volk seine eigene Ironie an der politischen Welt vollzogen, indem es zu allen andern Symbolen seiner Religion noch ein anderes mächtiges in die politische Geschichte hineingesetzt hat — ich meine das goldene Kalb, um welches die anleihebegehrende Welt tanzt, wie das geweissagt, geschrieben und dargestellt ist in den Büchern Mosis, des Propheten.

Idyllen vom Baltischen Ufer.

An

Robert Prutz,

Herausgeber des Deutschen Museums.

Idyllen vom Baltischen Ufer.

Von

Robert Prutz,

Herausgeber des Deutschen Museums.

Schon mancher königsberger Schriftsteller, wie auch Karl Rosenkranz in seinen „Skizzen" und wie Alexander Jung in mehren Schriften, hat die schöne graue Stadt Königsberg abconterfeit, aber wenig mögen Sie in Deutschland von unserm samländischen Paradiese wissen. Ganz im Ernst, Samland war das ehemalige Paradies. Die Gelehrten haben das längst bewiesen, nachdem ein Naturforscher eines Tages im Sande der Ostseeküste drei fossile Nüsse gefunden, darauf einen fossilen Baumstamm — in diesen Nüssen erkannte er die echten unaufbeißbaren Nüsse vom Baume der Erkenntniß und in dem Stamme den urparadieslichen Palmenbaum. Seitdem aber haben die Gelehrten wieder ausgerechnet, daß dieser Palmenbaum kein Palmenbaum, sondern eigentlich der Bernsteinbaum gewesen sei (Pinus succifer), welcher die alte Bernsteininsel ehedem bedeckt habe. Nun versank die Insel durch diluviale Revolutionen, und es hob sich das jetzige Samland heraus, welches eigentlich nichts ist als ein ungeheueres Stück Bernstein mit allerlei Alluvium von Braunkohle, Eisen-

ocker, weißem Sand und blauem Thon, worauf sich seitdem die Samländer und Bernsteinjuden niedergelassen haben. Diese gelehrten antediluvianischen Bemerkungen muß ich vorausschicken, das Uebrige können Sie im Göppert'schen Folianten nachsehen.

Wenn also die Zeit gekommen ist, wo dem deutschen Schulmeister die herrliche Walpurgisnacht, der Ferienanfang, in den Gliedern zu spuken beginnt, und wo man, wie Jean Paul sagt, allerwegen die gebückte Creatur sich vom Boden aufrichten und den Himmel anlächeln sieht, dann wird dies öde Königsberg lebendig; es schüttelt den Stubenstaub von den Kleidern und wandert zur Villegiatur nach seinem samländischen Albano, seinem Aricia und Nemi. Zu Roß, zu Fuß, zu Wagen geht es Tag aus Tag ein durch das Steindammer Thor. Dort vor dem Thore liegt auf einem Ackerland an einer Allee der Humor Königsbergs begraben. Dort raufen auf dem Grabe Hippel's muntere Ziegen das Gras aus, eine würdige Satyrgesellschaft auf der Gruft dieses schlafenden königsberger Faun. Hippel würde sich verwundern, sähe er diese Wanderzüge seiner nachgeborenen Mitbürger. Denn zu seiner Zeit wußte Königsberg weder, daß nur fünf Meilen entfernt ein reizender Strand läge, noch gab es damals überhaupt ostpreußische Badeörter. Nur der kurische Fischer in seinem Friesrock und in der blaurothen Kappe brachte den Stör und den Dorsch zu Markt, der Händler brachte den Bernstein und der Forstmann das Reh, den Hirsch und das Elennthier. Das ist also königsberger Cultur in aufsteigender Linie. Unsere Vorfah-

ren zur Zeit Hippel's, Kant's und Hamann's waren echte Pfahlbürger. Sie lebten eingepfercht in der düstern Hochmeisterstadt, und wenige kannten das mit der Stadtcultur steigende Bedürfniß eines Gegensatzes zu dem Leben in den Mauern, das Bedürfniß einer Sommerreise, eines Bades im Meere, eines Sommerhäuschens in der freien Natur. Ich weiß nicht, welch ein kühner Balboa es war, der im vorigen Jahrhundert die baltische Küste zuerst entdeckte und durch die Wälder Wege nach dem Meere bahnte. Kranz war das erste Bad, welches die Regierung anlegte — es ist noch heute eine Staatsrevenue, aber nicht zum Vortheil der Badegäste. Seitdem gibt es an der nördlichen Küste Samlands in einer Entfernung von vier Stunden, von dem Dorfe Rantau bis zu dem Leuchtthurm von Brüsterort kaum ein Stranddörfchen, das nicht Badegäste beherbergte.

Eine Wanderung in Sommertagen längs diesem Ufergürtel ist wie ein Spaziergang durch einen großen, lieblichen Garten. Der Charakter der Gegend ist ganz idyllische Anmuth, fast idyllischer als der von Rügens Küsten, auf denen der redselige Pastor Kosegarten seine „Jucunde" dichtete. Die Natur thürmte hier weder Kreidefelsen noch Granitblöcke auf: sie bildete eine ihrer jüngsten Formationen, ein geschichtetes Sandufer und hier und da bizarr gestaltete Kegel von Thon und Ocker und zerrissene Vorberge, meist aber nur sanfte Uferabhänge von 80 — 100 Fuß Höhe, welche zum Theil üppiger Pflanzenwuchs bedeckt. Dort blüht in malerischen Ranken die Winde, das gelbe Labkraut, die

Erdbeere und die Brombeere, die stattliche Weidenrose (Epilobium) pflanzt dort ihre rothe Blütenpyramide auf, die Campanula wiegt ihre blauen Glocken im Seelüftchen und der bräutliche Rosmarin wuchert auf den Haidebergen. Wenn die Töchter der krystallenen Tiefe und die Erdentöchter Königsbergs aus dem Bade steigen, können sie die zarten Glieder auf dem weichen Sande gemächlich lagern und ungestört Kränze winden, in das Wellenspiel hineinträumen oder das Heine'sche Lied singen: „Das Meer erglänzte weit hinaus." Dies und die Loreley hört man am Strande oft. Heine und die Nachtigall sind in Deutschland überall zu Hause, wo es Wasser gibt, Mondenschein und ein paar duftige Lindenbäume.

Das baltische Gestade ist von einer reizenden Harmlosigkeit und Verschwiegenheit, wie eine Schäferstunde. Die Wellen wiegen sich in dem melodischen Rhythmus fort und ziehen weiße Schäume ans Ufer, dann und wann schrillt eine flatternde Möve, der einzige Seevogel jener wenig belebten Küste, dann und wann wirft die Woge den Tang aus und mit ihm ein blitzendes Stück Bernstein, ein Geschenk für ein putzsüchtig Menschenkind; selten taucht der Seehund aus dem Wasser und sonnt sich auf einem Stein. Hier und da streicht ein Fischerkahn über die blaue See, die Netze auszuwerfen, und ein vorübersegelndes Schiff, ein Kauffahrer, der nach Riga oder Petersburg segelt, mit den Barbaren zu handeln, erscheint am fernsten Horizont, mit dunkeln Masten vorüberschwebend, gleich dem Nebelbilde eines fliegenden Holländers, von der Küste hinweg-

gewiesen durch das warnende Wandelfeuer des Leuchtthurms von Brüsterort.

Niemand entzieht sich der stillen Poesie dieser baltischen Küstenoase. Wie das Kameel schmachtend nach dem Wasserbrunnen, so stürzt sich selbst der königsberger Gelehrte in die Blumen des samländischen Gestades, nachdem er ein unendlich langes Semester vor einem Dutzend Juristen Heineccius' Antiquitäten, Edictum perpetuum, die Constitutionen und andere vortreffliche Sachen gelesen hat. Es ist ein ergreifender Anblick, einen Professor an den Busen der Natur stürzen zu sehen. Ich bekomme immer wieder ein menschlich Rühren über jene Osterscene im „Faust", das Deutscheste, was Goethe geschrieben hat, wo der Professor Faust mit Wagner spazieren geht und mitten in der Gefühlsekstase der Naturberauschung ihm noch wie aus dem Kathedervortrage die professorlich stilisirten Worte entschlüpfen: „Aber die Sonne duldet kein Weißes." Der königsberger Wagner am samländischen Strande ist nicht mehr der Goethe'sche Famulus, denn erst nach vier Wochen Ferien sieht er sich an Wald und Feldern satt. Wie oft belauschte ich nicht den hochseligen Wagner als l'amore pensoso, bibel- oder pandektenvergessend an einem Rosmarinbusch niedergestreckt, die Augen träumerisch zu den Wölkchen erhoben, die er aus dem „Kosmos" noch obenein mit Cirrus richtig zu bezeichnen vermag — ich weiß freilich nicht, ob ihm nicht dort oben manchmal die vier apokalyptischen Reiter in Rosa erschienen sind, oder die fünf Männer, Prachtausgaben vom Theodosianischen Codex in den Händen — aber

ich sah es, wie er sich vollgetrunken hatte von des Lebens süßer Milch, Poesie, und hörte ihn vor sich hinträllern die Ode des Petrarca: Von Traum zu Traum, von Berg zu Berg führt mich die Liebe.

Doch steigen wir die weiße Uferdüne hinauf, setzen wir uns an dem Landweg auf irgend einem Hünengrabe nieder (Kaporn nennen solches die Samländer), unter dem die Aschenurne eines der wilden Häuptlinge begraben liegt, welche Sie in der Chronik des Hartknoch von Passenheim leibhaftig abgebildet gesehen haben. Da wird sich die bunte Badewelt alsbald vorübertummeln, denn sobald die Nachmittagssonne scheint, kommt Alles in Bewegung, um „eine Partie zu machen" in den Forst nach Warnicken, nach dem Leuchtthurm von Brüsterort, nach Wilhelmshorst und dem Hausenberg, nach Kram und den Katzengründen. Der Weg bedeckt sich bald mit Staubwolken — Wagen fahren hinter Wagen, selten eine städtische Equipage, denn das Fuhrwerk wird für das Bedürfniß des Augenblicks von dem Fischer und dem Ackerbauer gemiethet. Vier kleine Thiere unsaglicher Race, kaum für den Naturforscher bestimmbar, ziehen da einen sechsgesäßigen Leiterwagen von gleichfalls unsaglicher Einrichtung, auf dem zwölf oder zwanzig Badegäste in der heitersten Verwirrung Platz genommen haben. Hogarth würde es nicht verschmäht haben, eine solche samländische Landpartie darzustellen, oder eine Cavalcade von jungen Damen zu malen, welche hier die ersten verschämten Studien in der Emancipation machen, indem sie ihren Strandklepper tummeln oder, von ihrem Cavalier am Zügel geführt, vor-

sichtig traben lassen. Ein zum Theil phantastisches Costüm erhöht den Reiz dieser Scene. Das Strandleben ist für den Königsberger zugleich sein Carneval, wo er urplötzlich die Lust verspürt, sich zu verwandeln. Die Garderobe wird mit Einem Schlag geändert. Frack, Atlasweste, Seidenkleid, Kastorhut bleibt im städtischen Schrank hängen. Die Familienmutter packt das abgetragene Zeug der Familie zusammen, denn „das ist gut genug fürs Land". Ihrem besten Freunde, dem Rentier Goldmayer, den Sie noch vor acht Tagen in die Oper haben fahren sehen wie einen Marquis, begegnen Sie am Strande als einen ruinirten Mann wieder. Er trägt einen fallirten Comptoirrock und äußerst bankrotte Hosen, denn das ist gut genug fürs Land. Madame Goldmayer, welche Sie in der Kunstausstellung im blendenden Staate die Propyläen von Athen bewundern sahen und vor der lebendigen Griechenstaffage ausrufen hörten: „Welch ein munteres Völkchen, die Propyläen!" — Madame Goldmayer, die alle durchreisenden Künstler in ihrem Salon versammelt, trägt am Strande einen schlichten braunen Kamelot und abgetragene Glacéhandschuhe; aber ihre interessante, schöne Tochter ist blaßroth gekleidet, und ein allerliebster Schäferhut mit flatternden Bändern sitzt keck auf ihrem Köpfchen. Die Alten maskirt die Oekonomie, die Jungen die Romantik. Der Commerzienrath wird zum Robinson, der Professor zum Diogenes, der junge Regierungsrath zum Rinaldo, der Gymnasialdirector zum schönen Schweizerbuben, der Pastor zum wilden Mann, einen ungenähten Rock auf dem Leibe

und einen Baumast in der Hand, und Dichter und Maler lassen sich von weißen Händen Rosen um den Hut winden und blühende Haide.

Der fröhliche und gesunde Sinn der Königsberger wirft alles städtisch Förmliche ab inmitten der Natur. Nicht wie die großen Residenzen ist die königsberger Gesellschaft durch raffinirte Cultur verschroben. Was alle Fremden an unserer Stadt rühmen, offene Gastlichkeit, ein herzliches Entgegenkommen und die frischeste Familiarität, das ist der bleibende Charakter des königsberger Volkes. So hat auch das Leben in den samländischen Bädern überall denselben Charakter der urfrischen Natürlichkeit und der Familiarität. Fremde Elemente, Aristokratie, Ausländerei sind noch nicht hineingekommen. Das auf der entferntern kurischen Nehrung gelegene Kranz steht allein in dem Rufe einer steifen Gesellschaftlichkeit. In den samländischen Bädern bildet in der That Alles eine große Familie. Die Gäste kennen einander seit Jahren und finden sich als Bekannte in einer Gegend wieder, welche das Heimatliche mit dem Fremden angenehm verbindet. Der Einfluß einer reizenden Gegend, eines gemeinschaftlichen Vergnügens (denn Kranke gibt es dort fast gar nicht) und eines erlösenden Naturlebens eint die Gesammtheit und verwischt selbst die politische Partei. Der samländische Badesommer ist ein großes königsberger und nur bürgerliches Familienfest. Die meisten Gäste sind aber auch Königsberger, denn nur eine kleine Zahl findet sich aus den Provinzialstädten ein. Freilich setzt sich auch die unausbleibliche Philisterei in den einzel-

nen Orten als sogenannter Stamm fest, in kleinen Familiengruppen, die ihre stereotypen Neigungen haben, was einen ergötzlichen Gegensatz zu dem Ganzen bildet. Es gibt auch Familien darunter, die als Eßkünstler berühmt sind und welche die Natur nur als das mit Blumen verzierte Tischtuch gebrauchen, auf dem sich der Kapaun mit Urbehagen verzehren läßt.

Begleiten Sie mich nun in den ersten und größten Badeort des nördlichen Samlandes, nach Neukuhren. Unter den Baderepubliken beansprucht diese die Hegemonie, weil einige Hundert Menschen darin zusammenkommen und die Menge überall auch die Macht ist. Die Lage dieses von Fischern und Ackerbauern bewohnten Dörfchens ist sehr schön. Es liegt hart auf dem Ufer, dessen malerische Partien hier beginnen, auf einem Berge, von dem man die immer schöne Aussicht auf das Meer und seine bewaldeten Gestade genießt. Die sogenannten Curhäuser, einfach und nicht ohne Geschmack gebaute zweistöckige Gastwohnungen, stehen in einem Garten unmittelbar auf dem Ufer, von dem eine kunstlose Treppe zur Badestelle hinunterführt. Der Badeapparat besteht dort in einer Reihe von strohernen Buden und in einem Badestrick, der etwa 30 Fuß weit an Pfählen in die See geleitet ist. Der freie Gartenplatz zwischen den vier Curhäusern ist zu allen öffentlichen Vergnügungen bestimmt. Unter den samländischen Badeörtern ist gerade Neukuhren das Eldorado der jungen vergnügungssüchtigen Welt. Der königsberger Student, der Referendarius und der junge Kaufmann geben hier den Ton an, welcher immer einen

Anstrich von familiärer Gemüthlichkeit, von burschikoser Ausgelassenheit und von flacher Aeußerlichkeit hat. Die jugendliche Gesellschaft erzeugt sich dort sogar eine specifische Localsprache und kuhrener Nationalgesänge, welche die Begeisterung aus einer Punschbowle geschöpft hat. In jeder Badesaison wird ein neues Gesellschaftslied zur Nationalhymne gestempelt, und man hört diese kuhrener Marseillaise bei jeder Gelegenheit, wo sich das junge Volk lustig macht. Man wählt übrigens einen Rath der Lustbarkeit, meist aus jungen Leuten, welche in den Künsten der Courtoisie bewandert sind. Diese Meister des Vergnügens sind die Götter der unauslöschlichen Heiterkeit und die Gesetzgeber der Freude, unter allen Gesetzgebern wol die glücklichsten. Sie beginnen ihr Amt damit, daß sie vor allen Dingen eine Musikbande, eine samländische Dorfkapelle, für die Badezeit miethen. Sie hat ihren Sitz unter einem wilden Birnbaum, wo sie Mittags das Andenken Mozart's, Beethoven's und Haydn's auf höchst eindringliche Weise verherrlicht, Abends aber, sobald Hesperüs über die See kommt und die Talglämpchen in den Bäumen glimmen, zum Tanz aufspielt. Regelmäßig tanzt dort die Jugend alle Abend unter dem Birnbaum auf der nackten Mutter Erde, in ländlicher Losgebundenheit, den Kornblumenkranz im Haar und die blühende Lust auf den Wangen — das naivste und frischeste Genrebild, das man sehen kann. Aber es gibt auch bisweilen ein vagabondirendes Theater, wobei das junge Publicum die Schauspieler durch Dazwischenspiel zu persifliren pflegt, eine Jongleurproduction, ein

Feuerwerk, eine Darstellung von lebenden Bildern, welche irgend ein junger königsberger Maler arrangirt. Dies muntere Völkchen hat auch seine genialen Anwandelungen.

In diesem Sommer besuchte Kiß den samländischen Strand. Er stellte eben die Reiterstatue Friedrich Wilhelm's in Königsberg auf. Die Badewelt von Kuhren beschloß, den Meister der Amazone, den Heros der londoner Industrieausstellung auf das feierlichste zu empfangen und sogar zu krönen. Ein Lehrer eines Provinzialgymnasiums wurde also dazu gewonnen, in Anbetracht und in Erwägung seiner classischen Bildung, ein solennes Carmen zu verfassen. Der liebenswürdige Mann sperrte sich zwei Tage in sein Zimmer und citirte hinter den verschlossenen Laden Homer, Pindar und die Tragiker. Endlich erschien er am Tage des Empfangs, wie Mohammed aus der Höhle, und hatte sein Gedicht fix und fertig in der Hand, classische Distichen von schwerem Kaliber und für die Gelegenheit ganz wacker gedichtet. Der halbe Strand war auf den Platz von Kuhren geströmt, dieser Huldigung der Bildhauerkunst beizuwohnen. Unter der Vorhalle des Haupthauses saß die Damenwelt wie eine Cour d'amour; hoch auf der capitolinischen Gasthaustreppe stand wartend der Festredner, im Begriff, seine Distichen spielen zu lassen, wenn der große Bildhauer erscheinen würde. Gegenüber stand auf einer andern Treppe die Musikbande mit erhobenen Fagotten, Trompeten und angesetzten Violinen, kaum noch zurückzuhalten, daß sie nicht in die Instrumente raste. So stand sich gegenüber eine

ganze sprachlose Stunde lang unter dem blauen Himmel Poesie und Musik, die schwesterliche Bildhauerkunst erwartend. Selbst die Vögel saßen stumm und neugierig auf den Bäumen, die Lüfte schwiegen, das Meer lag in schauerlicher Erwartung, und die beiden jungen Mädchen, welche Lorberkranz und Carmen auf seidenen Kissen vor sich hielten, saßen da, verschmachtend wie das heimliche Sehnen und die heimliche Liebe, von der Niemand nichts weiß. Auf einmal ein Posthorn hinter dem Garten — voransprengende Reiter mit Fahnen, das einholende Geleit, eine Equipage — Kiß! Die Musikbande fiel in die Instrumente wie grimme Leuen, die lange Hunger zwang, der Dichter schleuderte seine Distichen gegen den Wagen, Kiß, ein freundlicher alter Herr mit der weiblich-sanften Physiognomie Ole Bull's, stieg aus und neigte an der capitolinischen Treppe sein Haupt in Demuth. Der Dichter perorirte, die kranzspendende Leonore war verwirrt; sie fand nicht die Krönungsschädelstätte auf Kiß' ehrwürdigem Haupte; aber sie half sich in einer verzweifelten Inspiration und hing ihm den Lorberkranz auf das Ohr, wie auf einen Nagel an der Wand. Tasso-Kiß lächelte, er schob den Kranz zurecht und sprach die große Phrase: „Nicht mir, dem Meister gebührt der Kranz." Er umarmte den Redner und theilte Rosen unter die Damen aus, die Musik jauchzte in die Trompeten, man ordnete einen Zug und führte den liebenswürdigen Meister im Triumphmarsch um den Gartenplatz.

Wir gehen nun durch das Dorf, vor dessen Häusern die Badegäste ihre Nomadenzelte aufgeschlagen

haben. Am äußersten Ende steigt die Fahrstraße einen Hügel herunter in einen Hohlweg, hart am Meer, wo ein Geländer vor dem Absturz sichert. Von der Landseite zu hängen über den Weg grüne Berge mit schwankenden Birken und schäferlichen Buchen. Dort oben auf dem Ufer steht ein Bänkchen, das eben nur Raum hat für einen samländischen Romeo und seine Julia. Wenn der Mond durch die Birken scheint, finden Sie dort stets irgend ein hold verschlungenes Liebespaar die älteste Scene aus der Weltgeschichte wiederholen, welche jeder Maler einmal gemalt und jeder Dichter einmal besungen hat. Setzen wir uns auf dies Bänkchen. Die Sonne ist eben ins Meer gesunken, Wasser und Küste hat sich in Violett getaucht und die Welle blinkt verstohlen durch die Uferbirken. Wollen Sie sentimental werden? Dies ist der rechte Ort und die rechte Stunde. Sehen Sie, dort drüben liegt Lappland. Die schöne Velkog, die weiße Lilie des Schnees, und der schwärzliche Anund sitzen eben am Feuer, wo der Thrankessel kocht, und die Liebe und die Flamme scheinen auf ihren Gesichtern wieder. Wissen Sie, warum ich an Lappland denke? Als ich im vorigen Jahr hier am Strande saß und über das Meer nach Norwegen hinüberdachte, brachte mir der Postbote just einen Brief. Er kam aus Lappland nach dem Samland, aus Likselö unter dem Polarkreise; es hatte ihn mir nicht die schöne Velkog geschrieben, die weiße Schneelilie, sondern ein naturforschender Freund. Er saß dort auf einem Granitblock und schrieb, während betrunkene Lappen um ihn her lagen und eine herzerquickende Hymne auf den

rumspendenden Gastfreund quäkten. Seitdem fiel mir am Baltischen Meer unzählige mal Heine's Vers ein:

In Lappland sind schmuzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein,
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schrei'n.

Heine wird man nicht los, so oft man in das abendliche Meer sieht. Er hat eine wahrhafte Meerseele, wie eine krystallhelle Sirene und wieder wie ein unfläthiger Seehund. Doch der Mond glänzt schon im Walde drüben. Sagen wir dem Plätzchen und dem Meer Lebewohl und wandern wir durch den Thau der Nacht, vorbei an den Hünengräbern, in den dunkeln Buchenwald hinein, längs des Wildbachs, der durch Gestrüpp sich seinen Weg bahnt. Der Glühwurm flimmt in den Büschen — sparsam legt ihn hier die Natur wie ein köstliches Juwel für den beglückten Finder in das Gras, daß man am Seltenen stillstehe und das Herz erlabe. Am Himmel schießen die Sternschnuppen. Sie müssen wissen, heute ist Sanct-Laurentiustag und da fallen die Sterne. Des Morgens findet sie der Fischer am Strand als Meerquallen; denn die hält er für geschneuzte Sterne. Das Käuzlein schreit und der Mond versteckt sich hinter den Wolken. Ich will Sie in dieser träumerischen Stille mit einem Lied von Lenau unterhalten; wenn ich in solcher Nacht umherschweife, muß ich oft an ihn und Meidling denken, wo sie ihn nun begraben haben. Es hat Keiner vor ihm so seelentief gesungen von der unergründlich schönen Nacht und

dem Mondlicht auf der Haide. Doch still! Ein Lied schallt aus der Ferne. Ein samländischer Hirtenjunge singt auf den Bergen: „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod.“ Das Lied ist das allgemeine Volkslied der samländischen Jugend. Die Kinder lernen es in den Schulen und gleich einem Vogel hat es sich in diesen Bergen eingenistet, welche es wie die idyllische Hirtennatur von Schwaben anheimeln. Ich habe mich oft auf diesen Bergen und in diesem Thalgrunde, wo die Heerden weiden, zu den Hirtenkindern hingelagert und einen Gesang von ihnen erbeten oder erkauft. Ich wollte mir ein paar samländische Volkslieder erlauschen, aber jedesmal hörte ich mit heller Kehle anheben: „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod; bald wird die Trompete blasen, muß ich gleich mein Leben lassen, ich und mancher Kamerad.“ Diese Liederarmuth hat etwas Rührendes. Dank sei Hauff, daß er mit diesem ergreifenden Gesang auch unser Land beschenkt hat.

Im Wald wird es nicht mehr geheuer. Der gespenstige Mond zieht die weißen kalten Nebel auf, in denen die Kobolde tänzeln, und ganz umsponnen hat er sich schon mit einem Leichenschleier. Es ist kalt, gewinnen wir das freie Feld und das heimische Dörfchen.

Ich mache jetzt von der Gewalt Gebrauch, welche dem Dichter über alle Gestirne verliehen ist, und lasse es Morgen werden. Der Sonnenball steigt aus dem Meere — Licht, Luft und Lerchenjubel! Wir aber stehen wieder auf der Landstraße. Der Blick über die strahlende Meeresfläche, über das gelbe Ufer mit seinen

schwarzen, umgestürzten Fischerkähnen, über die Haideberge und auf den dunkeln Forst im Hintergrunde ist sehr schön. Vor uns liegt ein Dörfchen, dessen Hütten schon rauchen. Es heißt Lapöhnen. Seit Jahren hat es seinen stehenden Charakter. Dort wohnen meistens nur die Stillen im Lande, die königsberger Pietisten, die Nachzügler des Zacharias Werner und des Pastors Mayer, welcher einst in einem weißen Laken mit Katzenschwänzchen gen Himmel fuhr, Bibeln verschlang, um sich visionär zu machen, und mit Pistolen von der Kanzel schoß. Es gibt eine Ironie in allen Dingen, die, meine ich, welche die Dinge ihrem Begriff gemäß zu localisiren pflegt. Die stille Gesellschaft trieb der Instinct in dies Dörfchen, welches allein unter den Dörfern dieser Küstenstrecke eine öde Umgebung hat. Doch der Blick über das Meer ist schön und weit, wie der in das himmlische Jenseits. Am Eingange von Lapöhnen sitzt zu jeder Tageszeit ein geisteskranker Bursche mit blonden Haaren und verträbten Augen, am Zaun zusammengekauert, die Sphinx vor diesem Theben. Er streckt seine Hände aus und stammelt weinerlich: Einen Groschen, einen Groschen! Geben wir dem armen Besessenen einen Groschen und gehen wir vorüber. Dort oben auf dem Berge steht schon der Prediger im langen schwarzen Rock, wie ein langer schwarzer Erzengel mit Flügeln der Morgenröthe an den Schultern, und spricht sein Halleluja zur Sonne, welche da still stehen blieb im Thal von Gibeon, da der Herr dem Josua in die Hand gab die Philister, die Kinder Ammon und die Kinder Moab. Und hinter

uns ruft es: Einen Groschen, einen Groschen! aber vor uns her jubilirt die Lerche, das Meer wiegt sich in Wonne, die wilde Malve duftet, und drüben, nur tausend Schritte weit, rauchen gastlich die Schornsteine meines mir heimisch gewordenen Dörfchens. Kommen Sie zu trefflichen Menschen und freundlichen Gesichtern und zu einem saubern Frühstück, welches im bekränzten Zelt servirt ist und so gastlich gespendet wird, wie der braune Mokkatrank im Zelt des Arabers.

Das kleine Fischerdorf, das mich so manchen Sommer beherbergt hat, heißt Saßau. Es ist das kleinste der ganzen Gegend, aber in überaus anmuthiger Umgebung und der Sitz weniger Familien, welche Natur und ein zurückgezogenes, heiteres Leben lieben. Das bescheidene Dörfchen ist der angenehmste Familienaufenthalt im Samlande. Zwölf Fischerhäuser und Bauerngehöfte stehen da im Kreise auf einem Hügelgelände, zum Theil in Gärten, wo der sauere Apfel und die sauere Kirsche reift. Mitten innen liegt ein Teich, eine trübe Lache — es ist ein komisches Bild von concentrischen Gruppirungen. Auf dem Teiche schwimmen die Gänse, um den Teich liegen die Schweine, welche der Dörfler an Pflöcke gebunden hat, um die Schweine her spielen die Kinder, dann folgt der Kranz von Hütten mit ländlicher und städtisch-ländlicher Staffage. Die Gegensätze zwischen dem culturlosen Menschen in seinen ältesten und rohesten Beschäftigungen und dem Menschen der Gegenwart und ihrer kosmischen Gedanken sind ergötzlich schneidend. Sehen Sie, dort unter den Bäumen sitzt ein junges Mädchen mit schönen

braunen Augen, den „Hyperion“ oder die „Consuelo“ in der Hand, zwei Schritte von ihr wälzt sich das borstige Schwein, und frank und frei straft das Fischerweib den zweijährigen Jungen ab, der nichts am Leibe hat als ein entsetzlich schwarzes Hemd; eine Gänsemarjell (Marjell ist ein lithauisches Wort und heißt kleines Mädchen) jagt die schnatternden Gänse auf die Weide, eine Ruthe in der Hand; dort sprengt halbnackt ein sechsjähriger Roßjunge, ein wahrer Csikos, im sausenden Galopp durch das Dorf nach dem Roßgarten. Vor der Thüre jenes Häuschens, das unmittelbar ans Kornfeld stößt und worin der Philosoph Karl Rosenkranz wohnt, ist eine quäkende Fischerfamilie um das misriechende Fischfaß beschäftigt, die Dorsche auszuweiden, während der betrunkene Fischer mit seinem Weibe zankt. Dort drüben sehen Sie eine andere höchst lebhafte Gruppe. Die Bauern sind auf dem Gehöft des Schulzen versammelt. Dort schüttet man aus Körben unglaublich große Bernsteinmassen, die aus den Strandgruben heraufgebracht sind, in Wasserzuber und wäscht sie von der Erde rein. Der Bernsteinjude, unter den blondhaarigen Fischern Samlands ein doppelt auffallender Fremdling mit seinem schwarzen Bart, mit den scharfen Zügen des Orients, den furchtsam vigilanten Augen und den beweglichen Händen, steht an der Bütte und wacht über den Wäscher, daß er nicht ein köstliches Stück beiseite bringe. So steht in Brasilien am Cujaba der Wächter auch und paßt mit denselben furchtsamen Augen auf den Negersklaven, der aus der Dammerde die Diamanten aufwühlt und in dem Korbe wäscht.

Einst trieben hier, wie man sagt, die Phönizier den Bernsteinhandel, jetzt treiben ihn ihre Verwandten, die Kinder Israel — das Geschäft blieb in der Familie. Der blinkende Bernstein hat etwas ungemein Anlockendes, und wie sollte er es nicht für den märchenhaften Sinn der Orientalen haben, welche sich so gern mit Dem schmücken, was das geheimnißvolle Meer spendet, mit der Perle Arabiens, mit der Muschel von Ceylon, der Koralle von Hindostan und der Bernsteinschnur vom Samland. Eben hebt der Wäscher ein funkelndes Stück Bernstein aus dem Zuber, es ist vom reinsten Blaßgelb, köstlich an Werth, groß wie eine Mannsfaust. Ich möchte es haben, einer schönen Freundin es zu schenken; aber es kostet ein paar Hundert Thaler. Die schlanke Zuleika, die Favoritodaliske des Omer-Pascha, wird es über's Jahr als Toilettenkästchen neben sich stellen, gefüllt mit dem persischen Rosenölfläschchen, wenn sie unter den Terebinthen von Damaskus liegt, die Mandoline im Schoos und mit verliebten Augen einen Blumenstrauß entziffert. Der Phönizier schmunzelt und schließt das Stück schnell in den Kasten, zieht den Schlüssel ab und steckt ihn sorgsam in seine schmuzige Tasche. Man muß wissen, daß der Bernsteingewinn nicht mehr wie früher durch den Staat betrieben wird, sondern daß die einzelnen Dorfschaften jetzt das Recht haben, auf ihrem Territorium gegen eine Pachtabgabe den Bernstein zu fischen oder zu graben. Zu diesem Zweck machen sie mit dem Händler einen Pact.

Die Gesammtsumme des gelösten Geldes vertheilen unter sich die Bauern nach dem Maß der Arbeit. Im

Durchschnitt gewinnt jeder aus der Bernsteingrube einen Ertrag von 100 Thalern; dazu kommt noch der Gewinn der Bernsteinlese aus dem Tang und der Bernsteinfischerei mit dem Schöpfnetze.

Begleiten Sie mich zu den sassauer Bernsteingruben (natürlich sind sie nicht die einzigen der Küste). Der Weg führt durch ein anmuthiges Thal, welches nach der Landseite zu malerische Bergpartien abschließen, über einen Bach, die weißen Sanddünen hinauf. Wir halten hier an und blicken auf ein seltsames Schauspiel hinunter, auf ein offenes Bergwerk hart am Meer. Das Sandufer ist vom obersten Rande senkrecht 100 Fuß hoch abgegraben. Die steile weiße Wand flimmert wie eine polirte Marmorfläche, mit gelben, schwarzen, schneeweißen, rothbraunen Adern und Schichten — unten ein Gewühl von Arbeitern, von Männern, Weibern und Kindern. Ein Theil gräbt noch in die Tiefe, um auf die schwarze Bernsteinerde zu kommen; Andere karren den ausgegrabenen Sand, in langen Reihen hintereinander, auf dem Breterstege bis ans Meer, wo die Karren umgestürzt werden und die ausgeworfene Erde bereits einen hohen Wall gebildet hat, welcher gegen das Andrängen der Nordflut schützt. Der Aufseher, ein Jude oder ein von ihm bestallter Inspector, sitzt vor seiner Strohbude. Die Gruppen geben ein höchst malerisches Bild, zu welchem Himmel, Düne und Meer den Rahmen bilden. Die rothen Kopftücher der Weiber, die weißen Hemdärmel, der blaue oder grüne Wollenrock bringen bunte Farben in dies Gemälde, und in manchem herculischen Fischer

mit seinen nackten muskulösen Armen, die knarrende Karre schiebend oder den Spaten einsetzend, möchten Sie einen Masaniello des Nordens erblicken. Wenn die Vesperstunde kommt (das Avemariaglöckchen hört man freilich nicht) und sich die Gruppen lagern, gibt das pittoreske Bild, von oben beschaut, einen gar schönen Anblick. Sehen Sie, dort weiterhin ist das Strandbergwerk bereits vollendet und der Bernstein wird schon aus dem Humus gegraben oder vielmehr gestochen; vorsichtig setzt der Gräber seinen langen Spaten ein, dessen Eisen nur einen Zoll breit und etwa sechs Zoll lang ist; er durchsticht langsam die Erde, um den Stein abzulösen, der freilich oft genug zerstoßen wird.

Das bunte Leben scheint sich heute an dieser Stelle zu concentriren; dort weiterhin kämpfen eben Fischer mit der Brandung, ihre mit vollen Netzen beladenen Kähne ans Ufer zu bringen. Sie haben Flindern und Dorsche, den gewöhnlichen Fisch jener Küste, gefangen, auch wol einige Störe und wenige Butten. Die Kähne werden an den Strand gezogen und die Fische zum Theil auf der Stelle ausgeweidet, wobei die fernwitternde Krähe mit Geschrei herbeigeflogen kommt, die Fischeingeweide vom Sande aufzulesen.

Von dieser Uferstelle betrachtete ich am 28. Juli 1851 das großartigste Schauspiel, das ich in meinem Leben sah. Ich war mit einer kleinen Gesellschaft die Düne hinaufgestiegen. So weit das Auge reichte, sahen wir die Ufer und den über das Land ragenden Karlsberg bereits mit einem Menschengewühl bedeckt. Das waren Sonnenanbeter, welche zu diesem Meer

pilgerten, die Broschüre des Dr. Busch, des Directors der königsberger Sternwarte, in der Hand und das gebräunte Glas und die Uhr in Bereitschaft. Wir setzten uns auf die höchsten Ufervorsprünge; die Damen fragten nach dem Mond, wo er denn eigentlich stehe, nach dem Mondschatten, der direct über See von Schweden kommen und wie er denn aussehen werde, wie ein Nebel, oder wie ein Geist, oder wie die leibhaftige ägyptische Finsterniß. Ich setzte neben mich zwei blonde Fischerkinder und einen schwarzen Hund, um an Kind und Hund die Wirkung der Sonnenfinsterniß zu betrachten. Die Kinder lachten und der Hund bellte, das war die Wirkung auf die drei unschuldigen Gemüther. Endlich schob der Mond seinen äußersten Rand gegen die Sonnenscheibe; die Spannung stieg von Minute zu Minute. Die Physiognomie des Himmels, der See und des Landes verwandelte sich seltsam. Das Meer verschleierte sich in einen grauen Duft, Düne und Uferstrand erstarben allgemach in einem geisterhaften Schein, indem die Büsche und Figuren lange Schatten warfen. Das Land mit seinen Hügeln, seinen Dörfern und Thälern tauchte sich in ein immer matter werdendes Uebergangslicht, in einen Dämmer, etwa wie Wintersonnenschein und gespenstiger Mond. Die Natur bekam Kirchhofsgedanken und die fahlen Menschengesichter auch. Ich warf einen Blick in die Bernsteinwerke hinunter. Diese Sklaven der Frohnarbeit karrten noch ihre schrillenden Karren, aber sie glichen nun den Arbeitern aus Dante's Hölle, die im bleichen Dämmerschein ihre Lasten vor sich her wälzen.

Plötzlich ein Ach! aus Aller Munde und das Schluchzen einer Dame. Der Mondschatten bedeckte uns, der blaue Himmel wurde Nacht, und rings über der See und dem Lande entglomm der Horizont in einem schwülen Feuerdampf. Die schwarze Mondscheibe hing am Himmel, eingefaßt von einem magischen Strahlenschein, von Flammenbüscheln, welche aus der bedeckten Sonne stiegen, eine wunderbare Weltkugel, ein unbeschreibliches Phänomen, ein durch die Himmel schwebender Gott, der sein Haupt verhüllt hat und in die Finsterniß weint. Aber tröstend blitzt das Sternlein auf, ein blaues helles Licht neben dem düstern Mond, Venus, der Stern der Liebe, herbeigelockt von der Nacht und dem bangen Menschengemüth, l'amor che muove 'l sole e l'altre stelle. Dort auch erwachen Kastor und Pollux, die beiden Zwillingsbrüder, und nordwärts steigt herauf Mercur, der lichtverkündende Bote, und südwärts selbst kommt der alte rettende Gott Jupiter allgemach heraufstrahlend.

„Wie still und weit sind diese Welten!“

Es ist, als stände man im Hades und als müßte man den Lucifer sehen, wie er den Kaïn durch die unermeßlichen Räume führt. Solche dämonische Pracht und solche schauerlich schöne Stimmung der Natur wiederzugeben vermag nur, wer selbst den Hades sah, Aeschylus, Dante und Byron. Es gibt große Menschengemüther, in denen das Universum sich so abspiegelt, Himmel, Erde, die verfinsterte Sonne und die herabtröstenden Sterne, grauenhaft und doch so schön be-

leuchtet. — Ein strahlender, siegender, triumphirender Sonnenblick — und die Magie war verschwunden. Das Selbstbewußtsein und die Kritik gingen wieder auf. Wir stiegen die Düne herab ins Dorf. Ein Fischerweib erzählte uns voll Angst, daß sie geglaubt habe, der Jüngste Tag und der Antichrist sei gekommen, und daß die Gänse schreiend vom Felde und die Vögel gegen die Fenster geflogen wären. Stumm zerstreute sich die Gesellschaft.

Eines Tages machte ich mit meinen Freunden einen Spaziergang ins Land hinein. Wir gingen auf dem sandigen Fahrwege zwischen Kornfeldern nach einer kleinen Dorfhaide (Palwe). Ein wunderliches Etwas hart am Wege zog unsere Aufmerksamkeit auf sich; es war ein mit Weidengeflecht nach Gärtnerweise bestecktes Rasenstück. Auf ihm lagen Papiere und aufgeschlagene vergilbte Bücher, ein sonderbares Lesepult irgend eines Philosophen der Landstraße. An einem Stab hing eine hölzerne Büchse und darüber ein Placat. Wir lasen: „Hochgeehrte Reichsgrafen, Grafen und Barone, hochgeehrte Herren, ach! wie schrecklich war es doch, als die Christen mit Pech und Stroh bewickelt in den Gärten des Nero brannten; was haben sie da für Pein ausgestanden! Gehen Sie nicht vorüber, schenken Sie mir ein Buch." — Fürwahr, das ist seltsam. Das ist der arme Thoms, der studirt hinter dem Busch Kirchengeschichte oder Gutzkow's „Nero". Es war Niemand zu sehen. Vielleicht schlief der Thales Samlands in einem Graben und ließ derweilen die grauen Erdmännchen weiter studiren und den Wind die Bücher um-

blättern, die ja auch Wind sind. Ich nahm einige Bücher von diesem echt philosophischen Studirpult aus Sand und Gras unter dem lieben Himmel und der warmen Sonne (so ein Pult wäre sehr zu empfehlen den Transscendenzphilosophen) — eine alte Beschreibung von Italien, großväterlich erworben, Blanc's „Wissenswürdigstes", eine Geschichte der Märtyrer, Aufsätze über religiöse Fragen. Endlich entdeckten wir den armen Leseteufel. Ein schüchterner flachshaariger Junge in schlechten Kleidern, etwa vierzehnjährig, kam hervor. „Was soll dies? Wer bist du?" Schluchzen war die Antwort. „Wer bist du, Kind, und was soll dies bedeuten?" — „Ich heiße Klaus — ich bin aus dem Dorfe drüben und mein Vater ist ein armer Schneider — ich möchte was lernen — aber ich hab' kein Buch." „Was möchtest du denn in der Welt werden?" — „Schulmeister, Herr!" — O Schulmeister, das Ideal dieser armen, wissenshungerigen Proletarierseele! Der arme Klaus war vernünftig; was wie Ueberspanntheit aussah, war nur die Qual des dunkeln Triebes und seine Katechismus- und Religionsüberfütterung in der Schule, das Einzige, womit man die Köpfe der armen Jungen zu füllen pflegt. — „Wo bist du in der Schule gewesen?" — „In Sanct-Lorenz, Herr, beim Schulmeister, und der Herr Pfarrer hat mich confirmirt — ich war schon fürs Seminar notirt, aber sie haben mich nicht hingebracht." — „Was willst du für ein Buch haben?" — „Die Bibel!" — „Guter Klaus, die Bibel taugt nichts für dich, die hat dir schon den Kopf verdreht; wir werden dir andere Bücher

schenken, woraus du etwas lernen sollst. Komm morgen zu uns, wir werden dir zu helfen suchen." — Wir gingen nach Sanct-Lorenz in das Haus des Schulmeisters. Der alte Mann saß mitten in seiner Stube am Tische und schrieb auf das Papier gebückt und mit großer Emsigkeit und feierlichem Amtsgesicht. Wir fragten ihn nach Klaus. „Ja", sagte er, „er ist ein guter Junge und sehr fleißig, aber dieser Junge ist kein tiefer Denker. Er wäre auch Schulmeister geworden, doch, Sie wissen, ein Schulmeister muß musikalisch sein und sein Lied zu singen wissen. Nun aber kann der Junge, der Klaus, keinen Ton herausbringen. Ich habe ihn ein wenig auf die Gärtnerei einstudirt." — Dieselbe Auskunft gab uns der Pfarrer von Sanct-Lorenz. Also, armer Klaus, dein Loos ward geworfen; weil du kein tiefer Denker, nicht musikalisch bist, kannst du nicht Schulmeister mit 20 Thalern Gehalt fürs Jahr werden, sondern sollst ein lebenslustiger Gärtner sein. Er kam andern Tags zu uns, wir gaben ihm Bücher (ein Professor hatte ihm schon eine Bibel zugesteckt) und die Aussicht, ihn in einer Gärtnerei unterzubringen, was er mit Freude annahm. Wenn er doch am Ende ein tiefer Denker ist, wird er sich auf die Naturwissenschaften legen, und Sie werden ihn nach 15 Jahren eine chinesische Flora herausgeben sehen, wenn nämlich die Mandschutartaren-Dynastie Tsing gestürzt und China der Forschung wird geöffnet sein.

Der Bildungsgrad des samländischen Küstenvolks ist übrigens dürftig genug. Ich machte die Erfahrung,

daß selbst eine anmuthige Natur keinen Einfluß auf Sitte und Charakter übt, wenn nicht Wohlstand und mildernde Beschäftigung sich mit ihr vereinigen. Der Kampf mit dem Element erzeugt Roheit, und Wetter und Wind und das Mühsal der Fischerei zwingen zum Genuß des Branntweins. Ich fand keinen veredelnden Gebrauch, kein sinnreiches Volksfest unter den Fischern Samlands. Selbst die Dörfer würden ungastlich im Schmuze starren, nöthigte nicht der allsommerlich wiederkehrende Badegast den Fischer und den Ackerwirth, seine Stuben zu räumen, auszuweißen und das Haus mit Kalk zu übertünchen. Er vermiethet es dann für 20—50 Thaler auf die Badezeit, während er selbst mit Weib und Kind den Stall oder die Bodenkammer zu seiner Wohnung einrichtet. Dann glänzen diese Bauernstuben ein paar Monate lang von Wohnlichkeit, und der Samländer lernt ein wenig Cultur und ein wenig Geschmack. Ein königsberger Oberlin lehrt ihn wol auch seinen Garten verbessern und dankbares Gemüse anpflanzen.

Wir steigen jetzt die sassauer Hügel hinauf, um das nahegelegene reizende Dorf Rauschen zu betrachten. Es ist nach Neukuhren der größte Badeort dieser Gegend. Hohe Sanddünen und buschige Berge trennen es von der See. Es liegt tief in einem Sandkessel und auf dem Abhange der Seeberge, an einem malerischen, weithin gezogenen Teiche, in dem sich die Häuser und die Berge spiegeln. Noch der Landseite zu steigen die Berge hoch an; lilafarbige Haide blüht auf ihnen. Berg und schmaler Teich geben dieser Partie

einen überraschend fremden, fast schottischen Charakter. Ich sah weder in Ihrem schönen Thüringen noch im Harz eine so ganz schäferlich-romantische Gegend; zumal wenn der Abendduft um die Höhen flimmert und der Hirt die Heerden von den Bergen treibt, oder wenn im Mondlicht die Nebel auf dem Teiche tanzen, gewährt Rauschen einen entzückenden Anblick. Ein Hohlweg, über dem Tannen stehen, führt zum Eingang des Dorfes. Dort liegt das kleine Gasthaus, schon in der Ferne erkennbar durch sein Dach von getheerter Pappe und seine weißen Wände. Unmittelbar hinter ihm erheben sich waldige Berge; ein klarer Quell rauscht da hervor, fällt in den Teich und treibt ganz in der Nähe eine Mühle. Unter der Linde am Mühlenteiche pflegen sich die Badegäste Abends zu versammeln, Mittags findet man eine zahlreiche Gesellschaft vor dem Gasthause, wo ein öffentliches Zelt von Laub zum Frühstück oder zu einer Partie Domino oder Schach einladet. Die Wirthschaft ist echt dörflich und mitunter polnisch. Im Saal wird an offener Tafel gespeist, am Instrument gesungen, an gewissen Tagen eine Tanzsoirée gehalten; bei 30 Grad Réaumur springt da das junge Volk in einer unsaglichen Dampfatmosphäre zur schrillenden Geige und zu Hyon's Horn. Die Jugend bildet in Rauschen, wie freilich fast überall, einen anarchischen Staat. Musikalischer Dilettantismus treibt hier seine Blüten; dies ist eine glückliche Durchbrechung des sonst ziemlich materiellen Vergnügens und der pedantischen Elemente. Denn Rauschen ist das Asyl der Professoren, der Pastoren, der Gymnasialdirectoren, der

Beamten und des ganzen unseligen Geschlechts der Hieronymus Jobse, welche hier ihre Herbarienseelen vier Hundstagswochen lang vom feuchten Seewind durchziehen lassen. Alle Tage um 10 Uhr Morgens sieht man sie, das Handtuch um den Leib, mühsam die Dünen emporklettern, unten im Angesicht des keuschen Meeres die Kleider ablegen und in nackter Schöne als Borghese'sche Fechter auf dem Sande spazieren. — Kant und Herbart sind die Schutzheiligen von Rauschen. Sehen Sie, dort kommt ein altes originelles Männchen, ein Secretär oder Actuarius, im altmodischen schwarzen Leibrock mit spitzen Schößen auf uns zugewandelt und ruft von weitem: „Hospites maritimi, wollen wir ein wenig philosophiren? Dic mihi, quid est valetudo? Kann ein Tisch gesund sein? Minime! Gesundheit setzt voraus lebendige Organa. Gesundheit, habe ich dem Dr. Jacoby gesagt, ist die innere und äußere Harmonie eines organischen Wesens. Sed tamen, was ist Kraft?" Nun folgt unter dem Applaus der Umstehenden eine haarscharfe Definition von Kraft, Macht, Gewalt, Pflicht, Recht u. s. w. Sehen Sie, das ist ein Bänkelsänger der großen Thaten des großen Kant; denn auch die Philosophie hat ihre Bänkelsänger und ihre Straßenleiern. Aber diese Originale aus der alten Zeit des Kant und des seligen Lampe sterben jetzt allmälig aus.

In diesem Sommer erlebte Rauschen ein seltenes Ereigniß. An einem heißen Mittage sah man von den Haidebergen jenseit des Teichs dichte Rauchwolken aufsteigen. Die Berge brannten. Ein Hirtenjunge

mochte ein Feuer angezündet und dies sich selbst überlassen haben. Das Schauspiel war so neu wie großartig. Wir eilten, an den Brand zu kommen. Die Flamme schlug aus den dürren Haidebüschen auf und ergriff knisternd und fressend Gras und Gestrüpp. Der Wind trieb die Lohe weiter und wälzte die weißen Dampfwolken über die Berge — ein samländischer Prärienbrand, aber gefahrlos, denn das Feuer brannte ruhig in einem weiten Kranz, und von der Windseite lagerten sich die Badegäste an den Flammenbüschen, bis das vordringende Element sie zwang, den Platz zu ändern. Ein Forstmann ritt durch den Dampf; er wollte Leute auftreiben, den Brand zu ersticken. Aber Niemand kam; man ließ die Berge bis zum andern Tage brennen. Die blühenden Höhen waren zu phlegräischen Feldern geworden, grauenvoll verkohlt und mit Asche bedeckt.

Der Teich von Rauschen versumpft weiter ins Land hinein und endigt in einem waldüberdeckten Grund. Hier in den Wäldern und Bergen gibt es wildverworrene, labyrinthische Partien, die sogenannten Katzengründe, das Ziel mancher lustigen Tagesfahrt der Badegäste. Einer ihrer Theile ist besonders schön. Es ist das weite, von Buchen- und Eichenwäldern umschlossene Thal von Schönwalde und von Kram. Man gelangt dazu vom Waldfahrwege, quer durch den Wald und die malerischen Farrnkräuter sich windend, bis man einen Haidehügel mitten in der Wildniß erreicht. Von hier aus blickt man in das reizende Waldthal. Ringsum wölbt sich der dunkle Laubwald, nur belebt von dem schreienden

Habicht und dem flüchtigen Reh. Keine Quelle rieselt durch den Grund. Weiße Sandstreifen vertreten die Stelle des Wassers. Wir liegen in der blühenden Erica auf dem Thalabhange und unterhalten uns mit der schlüpfenden Eidechse und mit der Grille, die wir nicht fangen; freilich, dies ist ein Plätzchen von der heimlichsten Melancholie. Sehen Sie den malerischen Hügel dort dicht vor uns. Ein paar grüne Trauerweiden hängen auf ihn herab, und der Rosmarin, die Dunkelbeere und das Farrnkraut umziehen seinen Fuß. Ich weiß nicht, ob ein Hüne darunter schläft. Manchmal baue ich mir in der Phantasie eine Ruine auf irgend einen dieser verlassenen Hügel und betrachte dann, wie sie wol zu diesem Thale stimmen möchte. Doch gleich reiße ich sie wieder ein, denn diese Waldlandschaft würde ihre reizende Geschichtslosigkeit verlieren. Hier darf allein das Waldmärchen wohnen. In dieser stillen Wildniß sangen wir oft:

Rehlein, du im Wald,
Komm zur Wiesenaue
Spielen in dem Thaue,
Mond herüberwallt.

Sicher ist's im Dunkel,
Denn kein Waidmann lauscht,
Nur die Buche rauscht
In dem Lichtgefunkel.

Bald wird's morgenhell,
Muß das Reh entspringen —
Jägerhorn thut klingen,
Kugel, die ist schnell!

Der einsame Grund ist die echte, heimatliche Wildniß für Tieck's blonden Eckbert oder Uhland's Harald. Der Wald wird lebendig. Wir hören jauchzende Stimmen und sehen durch die Bäume Schäferhüte und flatternde Kleider. Das ist eine katzengründliche Partie. Ich kenne sie wohl; es ist der Commerzienrath Strohmian, drei Fräulein Strohmian und die erste, die zweite, die dritte, die vierte Tante Strohmian, jede einen Butterstollen in der einen und einen blühenden Busch in der andern Hand und die sämmtlichen Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn im Leibe.

Schlagen wir uns seitwärts nach der Seeküste zu. Gleich von Rauschen ab westlich fort beginnt das Ufer steil und waldig zu werden. Hier drängen sich die schönsten Gruppen zusammen, Partien, welche Ihnen vielleicht schon aus Abbildungen bekannt sein werden. Tiefe Schluchten, wie sie Rügen nicht hat, zerreißen hier das Gestade und bilden groteske Uferformationen. Zunächst liegt die Gossuppschlucht, ein dichtes Waldgelände mit einer quelldurchrieselten, in das Meer hinabgehenden Kluft, deren eines Ufer sandig ist, während das andere von den schönsten pittoresken Waldgruppen überdeckt wird. Von hier wandert man immer hart am Ufer durch einen Wald nach dem einsam gelegenen Waldhäuschen. Ueberall gibt es hier Schluchten und Ruhepunkte am Ufer unter Tannen und Eichen, von wo aus man einen herrlichen Blick auf das Meer und das ausgebuchtete Gestade genießt. Dann führt der Küstenweg nach der Schlucht von Georgenswalde. Sie ist eine der schönsten des Samlandes, weil sie eng zwi-

schen steilen Uferwänden in den mannichfachsten Windungen fortläuft, überwölbt von himmelanstrebenden Buchen und breitwipfligen Eichen und umrankt von blühendem Gestrüpp, während nach der See zu das Ufer wild herunterstürzt und hier und da eine Sandkuppe aufragt, auf welcher ein halbentwurzelter Baum als verlorener Posten steht.

Der Weg führt nun durch das freundliche Strandgut Georgenswalde nach der Oberförsterei von Warniken. Dieser Ort ist durch seine Naturschönheit weit berühmt, und der Fremde, der im Sommer Königsberg besucht, versäumt es nicht, dahinaus zu fahren. Wir kehren aus Hunger oder historischer Neugierde in dem kleinen Gasthof ein. Der Besitzer desselben ist nämlich gegenwärtig ein Mann, der zur Zeit der berliner Nationalversammlung der populärste Politiker in Deutschland war, Pieper, Abgeordneter vom Samland. Kleon war ein Gerber von Athen, Pieper ein Fleischer aus Fischhausen. Alle Welt kennt seine herrliche Rede, ich weiß nicht mehr von welchem Datum. Gehen wir in sein Zimmer; dort zeigt er uns sein Porträt mit einem Fragment einer seiner Reden, das Wappen der Gens Pieper, welches seine Partei für ihn hat malen lassen, ein rothes Schild mit goldenem Balken und darüber ein Leopard (das Wappen des berühmten Grafengeschlechts Pieper); er erzählt uns, wie er, als er noch auf der Linken saß, dem Fürsten Lichnowsky jedesmal hatte antworten müssen, und welche Gesandte ihn zur Tafel geladen; er zeigt uns endlich das Goldfischchen, welches er für seine Frau aus Berlin als An-

denken mitgebracht hat. Sehen Sie diesen Mann, das ist die neueste Geschichte von Preußen, das ist das Satyrspiel zu der Tragödie von 1848 — ein Abgeordnetenporträt mit einem Stück Rede, ein Wappen, ein Erinnerungsgoldfischchen und Pieper — ja der Goldfisch bringt einen rührenden deutschen Zug in diese Revolutionsgeschichte. Mir ist, als sähe ich sie leibhaftig, diese Herren von Frankfurt und von Berlin, ein jeder sein Goldfischchen vor sich, auf den Bänken der Nationalversammlung, die zappelnde Phrase aus Hermann und Dorothea, aus Matthisson's Elegien und aus Schiller's Jungfrau von Orleans. Wackerer Redner Pieper, wahrhaftig, ich kann nicht spotten, denn ganz andere große Staatsmänner tragen die Pieperschelle im Lande herum und das Goldfischchen zum Andenken, das Goldfischchen aus dem märkischen Sumpf unserer Revolution.

Hundert Schritte vom Hôtel de Pieper beginnt die Wolfsschlucht. Man steigt hinab wie in ein Blättermeer, dessen grüne Wogen über der Schlucht zusammenschlagen. An mancher Stelle scheint der Himmel kaum hindurch. Die Schlucht ist das im Sommer trockene, mit Geröll angefüllte Bett eines Wildbachs, über welches Brücken führen. Zerschmetterte Bäume sind hineingestürzt, andere hängen hinab, den Niedersturz drohend. Die üppigste Vegetation bedeckt die steilen Wände, die sich nach dem Meere zu erweitern. Man wandert in der Schlucht bergauf, bergab, immer längs des Baches in der grünen Walddämmerung, gewiegt von dem eintönigen Rauschen des Meers, das man noch nicht sieht,

bis plötzlich die blaue See hereinstrahlt und sich dem Blicke die unendliche lichte Meerferne aufthut, ein überraschender Contrast zu der Enge der Schlucht und ihrem Dunkel. Wir setzen uns auf einen der Granitblöcke nieder, welche hier das Meer in großer Zahl an die Küste gewälzt hat; der Naturforscher sagt Ihnen, diese Blöcke kommen vom Nordpol, eingeklemmt in Eisschollen, und wir lachen über die Eisschollen und die eingeklemmten Naturforscher. Wir betrachten die beiden steilen Wände der Schlucht und steigen dann den hohen Jägersteig hinauf, den Blick bald auf das Meer, bald auf den mächtigen Waldwuchs neben, über, unter uns gerichtet. Ehedem stand auf der Jägerspitze ein Belvedere. Es ist zum Theil zerstört, weil die Küste mit der Zeit nachstürzt. Nun gehen wir längs des Strandes des senkrecht abgestürzten Ufers bis auf die Fuchsspitze, einen hohen, mit schwarzem Geländer eingefaßten Vorsprung, von dem der Blick hinab fast schwindelerregend und der Prospect ins Meer überraschend groß ist. Vom Uferrand führen Wege unmittelbar in den Park von Warniken. Ich sah manchen herrlichen Park in Deutschland, doch keinen von dieser Schönheit. Er ist ein wahrhafter Urpark, von der Natur selbst an das Meer gepflanzt, dessen Wellen, vom Sturm aufgewühlt, donnern oder still durch die Rieseneichen schimmern und die man beständig rauschen hört, wenn man unter jenen altersgrauen, moosbedeckten Bäumen liegt. Die Kunst that hier nichts, um die erhabene Natur blos zu der grotesken Arabeske einer schwülstigen Rococophantasie zu verhunzen; sie bahnte nur schattige Kreuz- und Quer-

wege und stellte hier und da ein verwittertes Götterbild von Holz auf, die Vorstellung mythisch anzuregen, oder sie baute einen Sitz von Birkenstämmen auf irgend einer heimlichen Stelle, oder sie streute Blumensamen aus. Dort liegen die Gräber zweier Kinder, tief ins Laub versteckt, wie um sich vor kalten Fremdlingsblicken zu verwahren. Die Grasmücke und der Finke singt, der Specht hämmert, die Welle rauscht und die Blätter regen sich — die schönste Musik, die man haben kann; und auch ohne die Aeolsharfe ertappen Sie sich in einer Stimmung, die zu Zeiten ihr Recht verlangt, wie ihren Spott. Die Rieseneiche streckt ihre gigantischen, knorrigen Aeste weit hinaus in die nachbarliche Riesenbuche, und die Zweige bilden ein undurchdringliches Gewölbe. Unter diesen Bäumen gibt es viele vom höchsten Alter. Eine Heidenopfereiche, welche noch die Zeiten vor Adalbert von Prag gesehen, benennt eine Tafel, aber der Blitz hat den Stamm nun zersplittert. Die Maler Königsbergs kommen hierher, um diese Waldesriesen zu malen und urwäldischen Baumschlag zu studiren. Betrachten Sie aber auch diese reiche Vegetation, welche, vom Seewind gefrischt, den Boden überdeckt. Die Campanula blüht hier in nie gesehener Ueppigkeit und gießt eine blaue Flut zwischen den Stämmen hin. Eine Augustnacht in diesem Park, wenn alles Laub von Licht trieft oder in Schwarz getaucht ist und der Glühwurm funkelt, ist schon verlebenswerth.

Warniken ist der Gipfelpunkt der samländischen Natur. Hier erreichte sie ihre größte Schönheit, und

damit sich begnügend, hörte sie auf, den Strand weiterhin reich auszustatten. Die Ufervegetation erstirbt von hier ab gegen Westen allmälig, aber desto grandioser treten bisweilen die nackten Uferbildungen hervor. Bei den Fischerdörfern Groß- und Kleinkuhren thürmt sich die Küste in bizarr geformten Kegeln und Pyramiden von blauem Thon, Sand und Eisenocker, fast im Uebergang zur Standsteinbildung. Dann folgt der Wachbudenberg und endlich an der äußersten Nordwestspitze des Baltischen Meeres der Leuchtthurm von Brüsterort. Dagegen zieht sich ins Land hinein der schöne Forst von Warniken. In ihm liegen anmuthige Förstereien, wie Hirschau und Wilhelmshorst, die täglich von den Gästen besucht werden. Wenn Sie einen Forstmann zum Freunde haben, können Sie mit ihm das Reh und den Hirsch jagen. Sie erinnern sich der classischen Beschreibung einer Hirschjagd aus „Tristan und Isolde". Ich will Ihnen von einer viel interessantern Hirschjagd schlichtweg erzählen, die im vorigen Sommer in der Nähe des Leuchtthurms stattfand, infolge des bekannten Jagdgesetzes. Ich war nicht Augenzeuge, ich habe die Erzählung aus dem Munde des Thürmers.

An einem Sonntagsmorgen im Juli brachen 18 Edelhirsche aus dem Forst ins Feld aus, geführt von einem prächtigen Sechzehnender. Die Kunde davon verbreitete sich schnell in den Dörfern Finken, Groß- und Kleinkuhren. Die Fischer und die Bauern griffen nach den rostigen Gewehren und eilten, die Thiere von dem Forst abzusperren. Nun begann die Hetzjagd. Die geänstigten

Hirsche rannten durch das Feld nach der Seeküste, der Leithirsch allein gewann den Forst, die übrigen zersprengten sich in allen Richtungen der Küste. Ein Paar stürzte vom Blei getroffen, einer floh tödtlich verwundet auf das Mühlengehöft und sank dort zusammen. Die Fischer folgten, Schuß auf Schuß, Halloh auf Halloh, zu Fuß, zu Pferd, den andern Thieren, welche den Wachbudenberg hinaufsetzten. Dort an dem steilsten Ufer stutzten sie; einige rannten wieder landeinwärts, den heimatlichen Wald zu gewinnen, wo sie der Jagd entgegenliefen. Aber drei herrliche Edelhirsche, die gekrönten Fürsten ihres Waldes, sprangen mit einem jähen Satz die steile Wand hinunter. Einer blieb für todt unten liegen, die andern flohen längs der Küste. Der Thürmer, welcher vom Thurm gestiegen war, die Flinte in der Hand, um seinen Antheil an der Beute zu holen, wollte sich eben des gestürzten Edelhirsches bemächtigen, um ihm die Kehle zu durchstechen, als das Thier mit einer letzten Anstrengung sich aufraffte, ihn zur Seite warf und jach ins Meer sprang. In diesem Augenblick jagten die Fischer die andern Hirsche auf dem Strand, und auch diese stürzten sich ins Meer. Die drei Edelhirsche schwammen, die Geweihe hoch erhoben, in weiten Bogen durch die See, um an einer vom Feinde freien Stelle ans Land zu kommen. Aber die Fischer zogen schnell die Kähne ins Wasser, und nun sah man die grausige Jagd in den Wellen fortsetzen. Die drei Waldesbrüder schwammen, die Verfolger hinter sich, in der Todesqual weit ins Meer, schon sinkend, doch die Geweihe immer wie-

der emporhebend, die Ruderschläge und das wilde Geschrei immer näher und näher — da endlich erreichten sie die Fischer und erschlugen sie mit ihren Rudern — ein gräßliches, barbarisches Halali!

Der Leuchtthurm steckt die Warnungslichter auf. Wer Falkenaugen hat, sieht noch den Schatten des vorübersegelnden Dänenschiffs am Horizont — einst donnerten auch hier in diesen Gewässern die Kanonen des Dänen und des preußischen Schiffes Adler. Es dunkelt; hier an der Nordwestspitze der Halbinsel nehmen wir vom schönen Samland Abschied.

Idyllen vom Lateinischen Ufer.

Die Römer haben einen Strand so gut wie meine Landsleute, die Königsberger. Auch er liegt nur fünf Stunden von der Stadt entfernt, und drei mal in der Woche fährt ein Omnibus Strandgäste dahin, welche sich einige Tage in Porto d'Anzio, dem alten Antium, oder in Nettuno vergnügen wollen, oder solche, die dort Bäder nehmen, oder sich nach Neapel einschiffen. Wie zu den Zeiten der Kaiser sind noch heute jene Ufer Vergnügungsorte der Römer, und es gehört zum römischen Leben, einmal nach Antium hinüberzufahren, wie nach Frascati, Tivoli und Albano, um für eine Zeit Rom zu vergessen. Denn selbst die herrlichste Stadt der Erde kann ermüden.

Ich fühlte das recht gegen Ende des Frühjahrs 1854, nachdem der Scirocco, der Plagegeist Roms, fast acht Wochen lang auf der Stadt gelegen hatte, und als ich nun am 24. Juni früh um 5 Uhr aus Rom mich aufmachte, genoß ich des heitersten Gefühls der Befreiung. Es war ein sonniger Morgen, das Volk schon auf den Straßen; Blumen in den Händen, zogen sie

nach dem Sanct-Johann vom Lateran, wo der schöne Platz einem Blumenmarkte glich. Denn heute war das Fest Sanct-Johann, eins der lebhaftesten Roms.

Draußen aber auf der Campagna wehte die weichste Luft über die schimmernde Grasebene und die jüngst gesichelten Weizenfelder, welche dieses Jahr funfzigfältig getragen haben.

Die Fahrt geht fünf Stunden lang meerwärts unterhalb des Albanergebirgs hin. In Fontana di Papa wird gehalten, wie bei uns am Eulenkrug. Fontana di Papa ist eine einsame Schenke zwischen Weinbergen und heißt so von einem von Innocenz XII. angelegten Brunnen. Auch pflegt der Papst dort zu halten, wenn er im Monat Mai an den lateinischen Strand zieht, in seiner Villa zu Porto d'Anzio die Meereskühle zu genießen.

Da herrscht nun das bunteste Leben. Man sitzt an den Tischen umher und verspeist Maccaroni oder vortreffliche Eierkuchen und trinkt den schlechtesten Wein dazu. Alle Augenblicke kommt eine Carrosse oder ein Reiter, ein Trupp Sbirren, welcher den Wald durchstreift hat und von denen der eine sich laut rühmt, gestern einen Räuber erschossen zu haben. Eben langt von Anzio ein Zug Galeerensklaven an; sie sitzen paarweise gefesselt auf einem Karren, mitunter schöne junge Leute, sauber gekleidet, mit neuem Strohhut, weißem Hemdkragen und flatterndem seidenen Halstuch, denn diese Galeoten werden in Rom losgesprochen. Man bringt ihnen Wein und Cigarren, die Sbirren stehen mit geschultertem Gewehr neben ihnen und lassen sich

gleichfalls einschenken. Dies sind Scenen aus Fontana di Papa.

Nun geht es zwei Stunden lang durch die Macchia, den Buschwald, fort, welcher die pontinischen Sümpfe bis gegen Terracina begleitet, meerentlang die Küste bedeckend und bevölkert vom Eber, vom Stachelschwein, vom Büffel und Stier, vom Fieber und vom Räuber, der aus dem Walde auf die Appische Straße streift, den Reisenden bei Cisterna oder bei Forappio oder unter dem Felsen von Terracina auszuplündern.

Endlich blitzte das Meer auf, entzückend sonnig, blau und still, und wir grüßten Alle freudig die azurnen Wellen von Antium, jener alten Volskerstadt, wo der verbannte Coriolan seinen Tod gefunden und auf dessen Küste einst das weltberühmteste Kunstwerk, der Gipfel aller auf uns gekommenen Sculptur, in seiner Tempelnische stand, der Apollo vom Belvedere.

Nun sind es neun Jahre, daß mich jeden Sommer das Meer erquickt hat. Die schönsten Stunden meines Lebens und die heitersten Wanderungen sind an Meeresstrand und Welle mir geknüpft gewesen. Unzählige Bilder und Erinnerungen tauchten mir nun bei jenem ersehnten Anblick des Lateinermeers wieder auf. Aber indem hell und heller vor meine Phantasie traten die elysischen Küsten von Corsica und von Campanien, die schönen Golfe von Palermo und Cefalù, von Syrakus und vom Aetnastrand, stimmte mich der Anblick der lateinischen Küste ganz herab. An jenen Meeren standen gar zu herrlich Felsenufer und Vorgebirge in den edelsten Formen, dort erhoben sich Klö-

ster und Städte kühn und frei auf den Uferbergen, und Oelbäume, duftige Orangengärten und feurig blühende Granaten hingen ihre Zweige fast in die Wellen nieder. Wer kann im Anblick des Meeres die Zauberwelt von Sorrento vergessen, die Gärten von Palermo oder den rebenumschlungenen, sagenvollen Strand von Aci reale am Jonischen Meere? Daß ich es also gestehe, der Eindruck dieser Ufer und des darauf stehenden kleinen Anzio machte mir Weh. So weit nur das Auge gegen Ostia hinreicht, sah ich nichts als öde Haide, ein niedriges Ufer aus Thon und Sand, eine kleine Schanze darauf und Heerden, welche weideten. Das Städtchen ist ein Gemisch von Villen im römischen Palaststil, von steinernen Häusern und von strohbedeckten Campagnahütten, welche sich um einen kleinen Golf hinziehen, auf dessen Strande eine Reihe von Barken und in dessen Hafen einige Segelboote sich bemerklich machen.

In seinem Zimmer der kleinen Locanda saß der Maler S., ein talentvoller Landschafter, an der Staffel, und frisch gemalte Seestücke an den Wänden zeigten mir, wie reich seine Ausbeute gewesen war. Ich verschwieg ihm meine Enttäuschung nicht. Er aber zeigte zum Fenster hinaus auf das spiegelnde Meer und die blauen Volskergebirge im Hintergrunde. Und kaum war der Tag vergangen, als jene leuchtenden Erinnerungen schönerer Küsten zur Ruhe kamen und der ganz neue Zauber dieser einsamen und heimlichen Ufer von Antium mich gefangen hatte. Sie sind so graziös lieblich wie der baltische Strand, und wenn auch unendlich

schöner und von feinerm Wesen, so doch ihm seltsam ähnlich, und mehr als ein mal habe ich an diesen gelben felsenlosen Küsten verwandter Form und Bildung ausgerufen: Das ist ja leibhaftig Neukuhren, Wangen und Saſſau! Die baltische Küste und die lateinische verhalten sich so zueinander wie ein schönes, naturfrisches Volkslied zu einer classischen Idylle des Theokrit.

Weder Poussin, noch Claude, noch Salvator Rosa würden hierher kommen, eine Meerlandschaft zu malen. Es gibt hier nichts Episches oder Heroisches von grandiosem Stil, nichts Gewagtes oder Bizarr-Phantastisches. Hier ist Alles weite, athmende, sagenvolle Ferne, Stille und Anmuth, im eigentlichen Sinne Meeridylle. Weit und breit sind diese Ufer von einer durchaus lyrischen Stimmung. Nun begreife ich recht, was dieses Meer von Antium für das weltgeschichtlich bewegte Rom sein mußte. Jene Römer zur Zeit des Augustus, des Caligula und Nero (und dieser wurde in Antium geboren) liebten es, sich aus ihrer großen Welt zu flüchten, einen müßigen Sommermonat in Antium zu verleben, wie es ja noch heute der Papst thut, und diese zauberstille Natur mußte auf sie denselben Reiz ausüben wie die Idyllen des Theokrit und des Virgil.

Ja, diese Meereseinsamkeit überschleicht unversehens das Gemüth! Jene feinen, sanften Uferlinien, welche in Meilenweite sich im Duft verlieren, jener weiche und schimmernde Sand, dies wohlig rauschende Meer in seinem ätherischen Farbenspiel, das märchenhafte Cap der Circe drüben, welches als Insel wie ein großer Saphir homerisch-sagenvoll herüber-

funkelt, die fernen kleinen Ponza-Eilande, die ihre blauen Gipfel wie Blumenglocken kaum aus den Wellen erheben, hundert weiße Segel, welche kommen, gehen und dahinschwinden, der melancholische Gesang der Fischer, Flöten- und Harfenklänge — wahrlich! die ganze Welt draußen dürfte mit glühenden Bomben und Raketen beschossen werden, hier spürte man es nimmer. In Rom konnte ich noch vor wenig Tagen die Stunde kaum erwarten, wenn die Zeitungen ins Café gebracht wurden, und über den „Monitore di Toscana“, die „Gazetta di Genova“ oder die augsburger „Allgemeine“ fiel ich daher, sobald sie sich nur zeigten. Hierher gelangt keine Zeitung, nicht einmal das idyllische „Giornale di Roma“, ein Tageblatt, das so harmlos ist wie eine Ekloge des Virgil, wird hier gehalten, und wenn man die Leute fragt: was macht Omèr Pascià, wie steht es mit dem großen Admiral Napieri und hält sich noch Silistria? so zucken sie die Achseln und antworten: „Chi lo sa?“ (Wer weiß es?)

Wenn ich im Fenster meines Zimmers liege, vor welchem die neapolitanischen Fischer auf dem weißen Sande sitzen und die Netze ausbessern, thut sich der ganze herrliche Golf vor mir auf und ich sehe das lieblichste Ufer vor mir bis zum Circeischen Cap. Auf dem Ufer erhebt sich nahe bei Anzio malerisch die edelgeformte Villa des Fürsten Borghese in einem wilden Park von Steineichen und Olivenbäumen, weiterhin Castell und Stadt Nettuno, braun und pittoresk ins Meer gebaut und in aller Welt berühmt durch die Schönheit der Frauen und ihre herrliche Tracht. Die

Linie der Küste wird nun immer sanfter, feiner, länger ausgezogen; an ihrem Ende steht in traumhafter Ferne ein kleines weißschimmerndes Schloß, das wie ein Schwan auf der Flut zu schwimmen scheint. Dies Castell breitet um Küste und Meer eine seltsame, melancholische Stimmung aus, wie das Cap der Circe Homerische Poesie rings verbreitet. Die Augen jedes Deutschen zieht es magisch an und rührt sein Herz zur Wehmuth und zur Trauer; denn es bezeichnet einen der größten Abschnitte in der Geschichte unsers Vaterlandes. Ist es doch jener einsame Thurm von Astura, wo der letzte Hohenstaufe, Konradin, nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo hinüberfloh und wo der Verräther Johannes Frangipani ihn festnahm und in die Hände des blutgierigen Karl von Anjou überlieferte. An jenem Thurme sank die Sonne der Hohenstaufen in das Meer. Nun blickt das Schloß Astura unablässig zu mir herüber in mein Fenster, gemahnt mich wie ein sehnsuchtsvoller Klang des fernen Vaterlandes und mehrt mir die heimatliche Stimmung, in die mich die Küste schon an sich versetzt. Es hat mir nicht Ruhe gelassen, bis ich eines Tages hinüberwanderte und sein altes Gemäuer durchsuchte, und nun kann ich die blinkenden Zinnen wieder beruhigt ansehen. Und auch dahin wollen wir gehen; denn überall streifen wir hier umher, weil uns doch die Götter diese Muße schenkten. Antium, Nettuno und Astura sind aber die drei Orte an diesem Lateinermeer, mit denen wir täglich uns beschäftigen oder verkehren müssen.

Als noch die römischen Herren nach dem alten An-

tium gingen, um dort zu baden und ihre Villeggiatur zu halten, war diese Stadt groß und ein blühender Hafen. Nero hatte ihn aufs prächtigste ausgebaut, und noch heute sieht man die Reste des steinernen Molo in den Wellen; sie sehen fast ebenso aus wie die sogenannte Brücke des Caligula im Golfe von Puzzuoli. Schon im frühen Mittelalter verfiel und versandete der Hafen, und die Stadt selbst, den Sarazenen zur Beute überlassen, verschwand gleichsam vom Erdboden, und auch heute ist Anzio nur ein Dorf zu nennen. Im Jahre 1700 hatte Innocenz XII. den Hafen erneuert, die Wege verbessert, einige Häuser und einen Brunnen gebaut. Seitdem sind die Päpste ab und zu hierher gekommen, um in dieser Stille zu wohnen, ehe die Fieberluft aus den pontinischen Sümpfen aufsteigt. Pius Nono hat gegenwärtig die ansehnliche Villa gekauft, welche der berühmte Cardinal Alexander Albani 1710 erbauen ließ, und wo Winckelmann manchen Tag in seiner und der Prinzessin Albani Gesellschaft zubrachte. Mit den Ausgrabungen, die der Cardinal hier veranstalten ließ, trieb er nicht allein überhaupt ein ansehnliches Geschäft, sondern er versorgte auch seine eigene Villa in Rom mit Statuen auf das reichste. Die Villa ist ein Palast im Luxusgeschmack jener Zeit, in einem großen, aber ganz verwilderten Garten, welcher an Blumen und Zierbäumen arm ist, aber an Orangen und an Wein Ueberfluß hat. Hier kann der Papst in einer ländlichern Einsamkeit leben als in Castell Gandolfo; er muß selbst den Anblick der elenden Strohhütten ertragen, in welchen arme Fischerfamilien

wohnen, und einen noch schlimmern. Denn hart am Molo des Hafens liegt der Bagno, ein großes, vom Castell auf der einen und von der Kirche auf der andern Seite umschlossenes Haus, worin die Galeerensklaven bewacht werden. Sie arbeiten alle Tage auf dem Bagger, der den Hafen reinigt; aber verschämt tragen sie ihre Ketten unter den Kleidern, welche meist auch keine Abzeichen haben. Man sieht viele junge Räuber unter ihnen, die der wilde Wald von Astura und Cisterna eingeliefert hat. Diese Galeoten lassen die Industrie von Porto d'Anzio nicht aufkommen, weil sie jedes Handwerk betreiben, dem unbescholtenen Handwerker also das Brot nehmen. Sie sammeln sich ein Ersparniß, leben gut, wissen die Wächter zu bestechen und mancher Freude zu genießen; wenn sie entlassen werden, bleiben sie meist am Orte und heirathen ihre Liebschaft.

Ein Bagno und ein idyllischer Sommeraufenthalt des heiligen Vaters scheint wenig zusammenzustimmen; doch das ist echt römisch, denn irgend ein Widerspruch und Miston muß sich in dem römischen Leben und mitten in der paradiesischen Natur offenbar machen. Der Papst will übrigens Anzio wieder emporheben; er läßt viele Häuser bauen, denn er hat gesagt, er wolle den Anblick der schimpflichen Strohhütten nicht länger dulden. Auch der Hafen wird mit jedem Jahre lebhafter. Seine Lage ist so ausgezeichnet, daß er einen großen Verkehrspunkt abgeben würde, weil er näher an Neapel liegt als Ostia und Civita vecchia. Eine römische Gesellschaft hat bereits ein Dampfschiff gebaut, welches

nun zwischen hier und Neapel zwei mal in der Woche fährt und mit der Diligenza in Verbindung steht, die an diesen Tagen Reisende von Rom bringt. Man kann in 13 Stunden das schöne Neapel erreichen und zahlt den Spottpreis von 5 Scudi für die Fahrt. Dieser Verkehr bringt nun einiges Leben und die Anfänge der Industrie nach Anzio; denn auf diese allein sind die Bewohner angewiesen, weil sie das Land fast gar nicht bauen. Es gibt hier weder Weinberge noch Olivenpflanzungen, nur Heerden weiden auf der Küste; die Lebensmittel kommen landwärts herein, Nettuno schickt den Wein und täglich sogar das frische Brot, Genzano Oel und Früchte, und selbst vom Volskergebirge, welches drüben so herrlich geformt dasteht, kommen von Cori her die Kirschen und die Feigen.

Die Gasthäuser sind klein und mangelhaft. Man zahlt hier für ein Zimmer täglich 25 Bajocchi und kann auf römische Art nach der Karte essen; oder man gibt für die ganze Verköstigung täglich 7 Paul, etwa einen Thaler preußisch Geld. Dafür hat man vier Schüsseln zu Mittag und drei Schüsseln zu Abend. Es sind meist die deutschen Maler, welche das Gasthausleben in den kleinen Küsten- und Gebirgsörtern auf solchen Fuß civilisiren, und vielfach kann man sie als Missionäre der Gasthauscultur betrachten. Es gibt hier, wie bei uns am Strande, eins vollauf, das sind Fische, die köstlichsten feinsten Seefische und Hummern, welche der wimmelnde Golf täglich spendet. Aber nicht die Bewohner von Anzio fischen hier, denn wie sollten sie sich bis zum Besitz einer Barke emporschwingen, sondern es

kommen die beweglichen Neapolitaner auf ihren zierlichen Barken von Puzzuoli, von Bajä, von Portici und von Torre del Greco, rings von allen Küsten ihres herrlichen Golfs, und viele Monate des Jahres bleiben sie hier und schlafen auf ihren Barken. Andere bewohnen die Strohhütten, und es sind dies meist solche Neapolitaner, welche vor der Conscription hierher geflüchtet sind und ihr Vaterland aufgegeben haben. Weithin an den Küsten des Mittelmeers kann man diese Marinari Neapels, die Fischer aller Fischer, finden, selbst an den spanischen Inseln, selbst an den Ufern von Afrika, wo sie den Korallenfang betreiben; und so durchschneiden ihre bunten, graziös geformten Barken nach allen Richtungen furchtlos dieses ausgedehnte Meer.

Es war mir eine große Freude, die alten Bekannten hier zu finden. Wie erinnerten sie mich durch ihre lebhafte Gesticulation, ihre Mimik, ihren Dialekt, ihr Costüm an jene Fischerscenen, die man an den Küsten Neapels sieht. Sie sind bis zum Ueberdruß gemalt worden, in der Natur aber, am Meere selbst sind sie ewig schön. Drei Schritte weit vor meinem Fenster stehen ihre Barken, gegen zwanzig an der Zahl; eine jede ist zum mindesten mit fünf Mann besetzt und hat einen Barkenführer.

In der Regel gehen die Fischer gegen Ave Maria in See und fischen die Nacht durch. Der Fang wird des Morgens in die strohbedachten Verschließe getragen, Abends aber registrirt und verpackt, um Nachts auf Karren nach Rom gebracht zu werden, wie auch vom heimischen Strand die Fische Nachts in die gleich

weit entfernte Stadt gefahren werden. Da gibt es nun Abends eine bewegte Scene. Die Schreiber sitzen am Tische bei einer Laterne und registriren; rings umher sind die Fischer beschäftigt, die Fische in Körben herbeizubringen, während andere Eisstücke zerschaben und die Fische auf diesen Eisgrus legen. Die Mannichfaltigkeit und wunderliche Form dieser Meerthiere ist erstaunlich. Da gibt es den langen Grongo, den großen und prächtigen Palombo, die schön gefleckte Murena, den flunderähnlichen stachlichten Rochen, die große Menge von glitzernden Triglien und von Sardinen, und den wohlschmeckenden Merluzzo. Bisweilen kommt auch ein Delphin mit herauf, und an einem Abende sah ich in dem Fischlager zwei Haifische (pesce cane), welche man eben gefangen hatte. Sie waren 8 — 10 Fuß lang; ihre schwärzlich-stahlblaue Farbe hat etwas Widerliches. Man fängt sie mit dem Köder, und wenn der Hai angebissen hat, zieht man ihn herauf und erschlägt ihn mit einer Keule. Sein Fleisch, weißlich wie das des Störs, wird gegessen, doch ist es ziemlich hart.

So treiben es die armen Fischer Tag für Tag und führen ein rauhgewöhntes Leben der Entbehrung, welches nur Demjenigen romantisch und reizend erscheint, der, wie wir, müßig am schönsten Meer dahinschlendert und den tanzenden Barken und schwebenden Lichtern auf dem Wasser zuschaut. Wir kennen es ja auch von unserm baltischen Ufer her. Aber hier zeigt sich der Unterschied des nebelfeuchten Nordens und des sonnigen Südens. Der neapolitanische Fischer, so armselig er ist, halbnackt, im aufgeschürzten Beinkleid von

Linnen und im bloßen Hemde, die rothe Beutelkappe auf dem Kopfe, lebendig, beweglich, übersprudelnd von Laune, von Witz und gutmüthigem Geschwätz, immer sangesfroh und zu Schwänken aufgelegt, macht neben unserm stummen und einfältigen baltischen Fischer eine theatralische, ja selbst ideale Figur. Ich möchte sie gern einmal in einen Kahn nebeneinander setzen, den baltischen und den neapolitanischen Fischer, und möchte sie zwingen, miteinander einen Tag lang zu verkehren; ich glaube, einer würde vor dem andern ins Wasser laufen. Man wird es nicht möglich finden, daß baltische Fischer je eine geschichtliche Rolle spielen könnten wie die neapolitanischen, welche auf den Masaniello stolz sein dürfen. Masaniello war keine große, nur eine seltsame Erscheinung, ungebändigt wie eine mit dem Sturm vertraute Fischerseele, kühn, waghalsig, ehrgeizig, ein Mensch des Augenblicks wie sein Glück, gedankenlos, kopflos, ohne bestimmte Richtung, nur eine sich überschlagende Welle. Unter ähnlichen Figuren der Geschichte möchte ihm durch den Stand der Geburt und die phantastistische Laune des Glücks am nächsten stehen Johann von Leyden, der gekrönte König von Münster. Er war ein Schneider, und die Schneidergesellen sind bei uns der beweglichste aller Stände, wahre Neapolitaner, Pulcinellen und geborene Abenteurer, sehr zu geschichtlichen Rollen aufgelegt, wie sie auch mehrmals in Berlin revoltirt haben. Johann von Leyden steht weit höher als Masaniello, weil er in einer Idee schwärmte; das können nur Schneider, Fischer vermögen es nicht. Beide bizarre Figuren passen

gut für die Oper. Aber es ist immer ein ernsthaftes Spiel der Dinge, daß im neapolitanischen Lande, wo der uralte Stand der Fischer zahlreicher vertreten ist als irgendwo anders, die Fischer einmal auch einen König haben mußten. Ich sah in der Bildergalerie der Studien zu Neapel Masaniello's Porträt von seinem Zeitgenossen Spadaro. Er ist dargestellt im Costüm der Lazzaroni, das heißt im Hemde, mit offener, sonnverbrannter Brust, die Kalkpfeife im Munde, und gerade so sitzen vor uns die neapolitanischen Fischer am Strande. Aber der Maler setzte ihm dazu ein spanisches Berretto mit Federn auf und hat so geistreich den seltsamen Widerspruch in dem Schicksal dieses Mannes angedeutet. Sein Gesicht ist ohne Adel und alles höhern Wesens baar, breit und fleischig, von fast weibischer Weichheit. In den Augen liegt etwas Lauerndes und Verschmitztes. Dies Porträt ist kostbar, weil es treu und aus der Zeit ist; man erkennt hier die echte neapolitanische Fischernatur, und danach war Masaniello nicht so ein halber Heros und halber König Lear, wie ihn die Oper darstellt. Von Spadaro gibt es noch andere historische Scenen aus der Zeit Masaniello's, zum Beispiel den Aufstand im Mercato, wo der Fischerkönig als Lazzarone zum Volke redet, im Vordergrunde aber wieder als spanischer Caballero zu Pferde sitzt und viel Hängens und Schießens von Adel auf dem Platze zu sehen ist. Neuerdings hat Alfred von Reumont in seinem „Caraffa von Maddaloni" die Geschichte Masaniello's sehr anziehend behandelt.

Doch uns hat diese Erinnerung von den Fischern am Strande Antiums entführt. Ihre Barken wollen noch einen aufmerksamen Blick. Sie sind höchst malerisch. Der Rand des Bordes ist jedesmal zierlich mit Arabesken auf weißem Grund bemalt, und da sieht man Delphine, Sirenen und Sterne und mitten unter diesen fabelhaften Gestalten wieder die Madonna oder den heiligen Antonius, den Schutzpatron der Fischer überhaupt. Gegen die Sonnenglut sich zu schützen, spannt man ein leinenes Dach über die Barke, und diese harmonischen Farben von Schwarz, Braun und Weiß, wie das bunte Gewirr von Rudern und Stangen, von Segeln und herabringelnden Netzen, bringen eine sehr malerische Wirkung hervor.

Der Hafen von Anzio wimmelt jetzt von diesen Fischerbarken; aber auch andere neapolitanische Fahrzeuge liegen am Molo, kleine Schiffe, welche hier Holz und Kohlen laden. Denn jährlich führt diese waldbedeckte Küste für eine Million Scudi Brenn- und Baumaterial nach Neapel aus. Man sieht weithin auf dem Ufer von Anzio und Nettuno große Kohlenhaufen, die in den Wäldern gebrannt sind, und von dort her ziehen die schwarzen Büffel die riesigen Eichenstämme an den Strand. Man spannt wol 16 Büffel vor einen Zug und stachelt sie dann mit der Lanze weiter. Die Neapolitaner haben große Urwälder in Calabrien, aber es scheint, daß sie lieber das Holz aus den pontinischen Sümpfen holen, weil sich dort die Urwälder bis ans Meer erstrecken und die Küste flach ist, also die Kosten des Transports bedeutend verringert werden.

In diesem bunten Ur- und Naturleben der den Strand umlärmenden Fischer und Schiffsleute verlieren sich nun als einzelne Erscheinungen die städtischen Gestalten. Hier und da sitzt ein Maler unter seinem großen weißen Malerschirm und malt seine Strand- oder Fischerskizze. Solche Erscheinungen gehören nun schon als Charakterstaffagen zu einer italienischen Landschaft. Wo man auch sein mag zu schöner Frühlings- oder Sommerzeit, man wird einen solchen Malerschirm wie einen Pilz irgendwo auftauchen sehen. Selbst in den verlassenen Gegenden Siciliens traf ich diese Gestalten und ich erinnere mich, daß ich, zu einsamster Stunde den Felsen von Taormina hinaufsteigend, plötzlich lachen mußte, denn schon von weitem blickte mir ein Malerschirm entgegen; ein Landschafter aus Weimar saß darunter. Ich habe an den Küsten des Samlands auffallend selten Maler zeichnen gesehen, und doch gibt es dort reiche Schönheiten, ja jene bizarren Ufer von Groß- und Kleinkuhren überwiegen an grandioser Architektur weit Alles, was dieser lateinische Strand besitzt. Nur fehlt ihnen der feenhafte Zauber der warmen Farbentöne; die Farbe der Flut ist bei uns heftig strahlend, hart oder stumpf; sie hat nicht den feinen Duft und Lichtnebel, noch die magische Spiegelung, noch das reizende Ineinanderschwimmen zarter, schimmernder Lichter, noch diese smaragdne Aetherhelle. Aber was kann der Maler nicht malen? Was dem Unkundigen bildlos erscheint, faßt der innerlich bildende Sinn bedeutend auf und dichtet es als ein anmuthiges Bild hervor. Es ist wie mit der lyrischen

Poesie; Gedanke und beseelende Stimmung sind unerschöpflich. Die Natur will nur recht gesehen und empfunden sein; es ruhen in ihr zahllose Gedanken und Formen, an denen der unmusische Mensch ahnungslos vorübergeht. So gibt es auch hier an dieser stillsten Küste wahrhaft geniale Erscheinungen, aber sie sind nicht leicht zu fassen, weil die Natur hier eine gar feine Seele hat, die mit plumpen Griffen nicht zu entschleiern ist.

Nun aber das Skizzenbuch fortgelegt und ins Meer gesprungen! Dieser narkotische Wasserduft, unendlich durchdringender als bei uns, zieht ja förmlich hinein, und die klarste Welle lockt unwiderstehlich. Unten ist der Meeressand schneeweiß und weich wie Sammet, und weithin der Grund flach und sicher. Man sieht Badende überall und hier und da Badehütten aus Laubgeflecht, die gerade so aussehen, als wären sie vom Strand von Saffau hierher getragen worden. Die Badegäste kommen aus Rom, aus Velletri, aus den Gebirgen, aber selten vor dem Juli, weil der Italiener den Juni zum Baden noch zu kalt findet. Mehr als 20 Bäder hält man für ungesund. Das scheint in den klimatischen Verhältnissen allerdings begründet zu sein, ich habe es auf Capri selbst erfahren. Das Wasser ist hier wirksamer und aufregender als bei uns und der zu häufige Gebrauch der Bäder bringt um Schlaf und Appetit. Von einem Badeleben und jener reizenden Familiarität gesellschaftlichen Verkehrs, welche den Sommer an unserer Küste zu einem schönen Feste macht, ist hier nicht die Rede. Jeder Gast, jede Fa-

milie lebt für sich, und der Fremde ist auf das einzige Café am Hafen als Versammlungsort angewiesen, wo unter dem Zeltdache an einem und demselben Tische in demokratischer Weise und in jener herrlichen Unterschiedslosigkeit der Stände, welche Italien eigen ist, der Badegast neben dem halbnackten Fischer sitzt, der das Zelt zu benutzen kommt, ohne Kaffee zu trinken, und vergnüglich den Rauch aus seiner Kalkpfeife vor sich hinbläst.

Einige wohlgebildete Offiziere vom Genie, ein alter päpstlicher Hauptmann, der mich durch seinen venetianischen Dialekt eingenommen hat, sind die Herren, mit denen man dort plaudert.

Ueber den Juli hinaus bleiben selten die Badegäste in Anzio, denn dann wird die Luft fieberhaft. Auch jetzt, wo die Hitze oft unerträglich ist und schon um 7 Uhr des Morgens beginnt, fällt es nach Sonnenuntergang feucht, und die laue wollüstige Wärme, welche nun das Meer ausathmet, ist verrätherisch. Man darf dann nicht ausgehen. Die schönen Mondnächte auf Ufer und Wasser und im Wald, die das Leben an unserm Strande so zauberisch machen, darf man hier nur aus dem Fenster genießen, denn eine einzige solcher Mondnächte im Freien brächte das Fieber und nach wenigen Tagen vielleicht auch den Tod. Es ist hier gefährlich, die Sirenen zu belauschen. Wir müssen uns also begnügen, im purpurnen Abendsonnenschein am Strande zu lustwandeln und die bunten Muscheln aufzulesen oder die kleinen flinken Taschenkrebse zu haschen. Diese Thierchen sind gar zu niedlich, höch-

stens so groß wie ein Viertel der Hand und geformt wie die Spinnen. Sie laufen mit ihren Füßchen wunderbar schnell, und wenn man sie greifen will, so versenken sie sich blitzgeschwind in den Ufersand, gerade so wie Geister auf dem Theater. Die Menschen, die hier Alles essen, Frosch und Igel wie die Nachtigall, nehmen diese Krebse vom Boden auf, beißen die Schale entzwei und essen das Lebendige, wie es ist.

An diesem Strande dachte ich oft des blitzenden Bernsteins, den man daheim auflesen kann. Hier wirft das Meer solche Geschenke nicht aus, aber dafür Stücke köstlichen Marmors jeder Art. Ja, man könnte ganze Karren mit dem glänzenden, von den Wellen geschliffenen Marmor beladen, der auf das Ufer, so weit man immer gehen mag, ausgespült wird. Da lesen wir Verde antico, Giallo antico auf, den herrlichen orientalischen Alabaster, Porphyr, Paonazetto, Serpentin, blauen Smalto. Wo all das seltene Gestein herkommt, sagt uns ein Blick in die Wellen. Denn aus ihnen ragen noch die Fundamente alter römischer Wasserpaläste, und eine Viertelstunde weit ist das Ufer von Anzio nichts als eine Ruine oder ein fortlaufendes Gemäuer. Anscheinend sind es Felsmassen und umhergestürzte Klippentrümmer, aber sieht man sie an, so sind sie eitel römisches Mauerwerk aus Peperinsteinen und dem unzerstörlichen Puzzuolankitt und von der saubern römischen Netzarbeit. Nun gähnt die ganze Küste geisterhaft aus Grotten und Hallen alter Bäder und Villen, und oben auf dem Ufersaume ziehen sich die Fundamente von Tempeln und Palästen hin. Dort

standen einst die schönen Marmorvillen der Kaiser. Hier schwelgte Caligula, welcher Antium besonders liebte und sogar den Plan gefaßt hatte, seine Residenz dorthin zu verlegen; hier feierte er sein Hochzeitsfest mit der schönen Lollia Paulina. Hier hielt Nero, der in Antium geboren war und eine Colonie dahin ausführte, seine Bacchanalien; mit weißen Rossen zog er hier triumphirend ein, als er von seinem Schauspielerdebut in Griechenland heimkehrte.

Auch früher schon war Antium der beliebte Lustort der Römer; Atticus, Lucullus, Cicero, Mäcenas und August hatten hier ihre Villen, und wo, in welchem reizenden Gebirge, an welchem lieblichen Strande Italiens hätten die Glücklichen nicht ihre Villen gehabt! Wie muß einst dieses Ufer von all dem Gestein geglänzt haben, das die Welle nun als Scherben der Geschichte fort und fort und schon Jahrhunderte lang an den Strand wirft! Diese Trümmer bringen einen seltsam elegisch-geschichtlichen Zug in die reizende Idylle von Antium, und die erinnerungsvolle Stimme, welche den Wanderer hier überall begleitet, erhöht nicht wenig den Reiz des Ufers. Bei uns ist es die gänzliche Geschichtslosigkeit, das völlige Abhandenkommen von der Menschenwelt und ihren großen Schicksalen, was unserm Strande seinen eigenthümlichen Charakter gibt, aber in Italien kann man sich in keine noch so stille Einsiedelei der Natur flüchten, ohne daß nicht der ernste Geist classischer Vergangenheit vor die Seele träte und sie zum Nachdenken über das große Menschenleben auffoderte. So sitzt man denn hier auf einem zertrüm-

merten Römerpalaste, den die Wellen umrauschen, und spricht dem Horaz nach:

> O diva, gratum quae regis Antium,
> Praesens vel imo tollere de gradu
> Mortale corpus, vel superbos
> Vertere funeribus triumphos!

Und wiederum entführt ein Blick auf das schöne Cap der Circe in die Dichtung Homer's und jenes immer sichtbare ferne Astura in andere Geschicke und andere Dichtungen, sodaß mich hier dreifache Weltculturen und Weltpoesien umgeben, Homer, Horaz und der hohenstaufische Wolfram von Eschenbach.

Die Fortuna von Antium hatte hier auf der Küste einen weitberühmten Tempel; auch Apollo, die aphrodisische Venus, Aesculap und Neptun hatten hier ihre Tempel. Denkt man ihrer, so belebt sich diese nun von Rinderheerden umweidete nackte Küste mit den herrlichsten Gestalten, und das Bewußtsein, daß hier der Apollo vom Belvedere seine göttlichen Glieder leuchten ließ, gibt dem Ufer gleichsam eine ideale Weihe. Es war zur Zeit des Papstes Julius II., als man diesen Gott hier aus den Trümmern zog; und wie viel fand man seitdem, was nun dem Vatican, dem Capitol und der Villa Albani zur Zierde gereicht. Hier grub man auch den berühmten sterbenden Fechter aus, viele Kaiserstatuen und Büsten, des Hadrian, des Septimius Severus und der Faustina, Satyrfiguren, Athleten, Figuren des Zeus und des Aesculap, schöne Dreifüße und jene merkwürdigen Altäre vom Capitol, welche den Winden

geweiht sind. Auf der Uferhöhe, wo jetzt auf den Fundamenten eines Tempels die winzigste Strandschanze steht, auf welcher neben einer alten rostigen, riesengroßen Feldschlange aus mittelalterlicher Zeit ein Soldat ins Meer hinauslugt, sieht man noch heute Säulenbasen auf ihrer alten Stelle und neben ihnen die Schafte von Cipollino und 22 korinthische Capitäler von höchst graziöser Form. Ihre Voluten und die Ornamente unter dem Abacus haben eine besonders phantastische Bildung, wie ich sie sonst nirgends gesehen habe; denn sie stellen Muscheln, Delphine und Seekrebse vor. Der Architekt hat also auf das Local sinnigen Bezug genommen, und vielleicht war dieser Tempel dem Neptun selbst geweiht.

Ich fand auch in dem kleinen Anzio, wie ich es vermuthet hatte, einen Mann, der sich mit den Alterthümern beschäftigte. Denn es gibt keinen nur einigermaßen namhaften Ort in Italien, der nicht seinen patriotischen Geschichtschreiber oder Alterthumsforscher hätte. In Antium ist es der Canonicus und Hafenpräsident Lombardi. Er wohnt im Bagno der Galeerensklaven auf der obersten Terrasse. Ich fand diesen Herrn eben nachdenklich vor einer zerschlagenen Marmorschrift, welche die Galeerensklaven ausgegraben hatten. Lombardi hat ein Buch über Antium geschrieben und beschäftigt sich mit einem größern Werke über Geschichte und Ruinen seiner Vaterstadt. Ich las seine sorgsame Schrift mit Begier und mit Dankbarkeit.

Nun bin ich an diesem Strande bis Astura drei Stunden fortgewandert und habe überall Reste alter

Villen und Bäder, Marmor- und Mosaiktrümmer gefunden, ja vor dem einsamen Thurme von Astura selbst fand ich einen noch ziemlich erhaltenen Mosaikboden an der Brücke im Sande. Es ist kaum glaublich, wie viel die Römer und welche Prachtbauten sie hier aufgeführt haben. Das ganze Meeresufer von Toscana bis nach Terracina, von Terracina bis nach Neapel und rings um den Golf und weiter über Salerno hinaus zog sich eine Reihe von Marmorpalästen, von Bädern, Gymnasien und Tempeln hin, ein fortlaufender Kranz römischer Herrlichkeit. Wie prächtig alle diese Villen waren, welche zum Theil in den Fluten standen, sieht man noch aus ihren Trümmern. Wer nun damals diesen Strand entlang fuhr und die Fülle der Lustanlagen sah, die mit den Städten wetteiferten, der mußte wahrlich eines zaubervollen Anblicks menschlicher Cultur froh werden. Heute stehen an diesen elysischen Ufern finster, einsam und verwittert die Thürme des christlichen Mittelalters, welche zum Schutz gegen anlandende Sarazenen gebaut wurden. Sie umkränzen ganz Italien und alle Inseln des Mittelmeeres und geben diesen Küsten einen romantisch-sagenhaften und ritterlichen Charakter.

Auch aus jüngerer Zeit gibt es hier Erinnerungen, welche die Phantasie wiederum in fremde Länder und Zonen entführt. In jenem stattlichen Palast Mencacci, der sich über einem grünen Thal am Ufer erhebt, wohnte viele Jahre lang in jüngster Zeit ein verbannter König. Am schönen Strom des Tajo hatte er um die Krone gekämpft, im tropischen Amerika hatte er gelebt. Dom

Miguel ist dieser verwünschte Prinz von Portugal. Er kam hierher flüchtig und ohne Krone, mit weniger Begleitung. Er lebte lange in dieser Einsamkeit neben den Galeerensklaven und in wahrhaft trostloser Verbannung; denn für einen flüchtigen König muß dies einsame Ufer an den pontinischen Sümpfen, welches uns, die wir nichts abzubüßen haben, idyllisch erscheint, geisterhaft, eumenidisch und grauenvoll gewesen sein. Er tobte seine Pein aus in dem wilden Walde von Astura als ein waghalsiger Jäger. Eines Tages verschwand er wieder. Man erzählte mir in Anzio, daß er gern mit den Fischern verkehrte und sich auch nicht scheute, von seinem unglücklichen Kampfe um die Krone von Portugal zu reden. Und so entfaltet sich hier vor der Einbildungskraft im Anblick jenes Landhauses das Gemälde der fernen Zonen Brasiliens und Portugals in ihrer heißen und wilden Geschichte.

An sie schließt sich ein anderes Bild. Im Jahre 1848 landeten hier im Hafen jene Spanier, welche der flüchtige Pio Nono zu Hülfe gerufen hatte, den Kirchenstaat zu retten. Er saß damals, ein Verbannter, auf dem Felsen von Gaeta, in dem Koblenz der italienischen Emigration von 1848 und 1849, während die Franzosen auf Rom marschirten, die Oesterreicher Bologna besetzten, die Neapolitaner von Terracina heraufzogen, die Spanier, seit so langen Zeiten nicht mehr in Italien gesehen, in Anzio landeten. Sie besetzten alles Land aufwärts zu den Albaner- und Sabinerbergen und ängstigten die friedlichen Orte durch ihre Begier nach „Hühnern“ und nach „Mädchen“. Im

Uebrigen waren die Spanier schöne und fröhliche Leute, aber schlecht gekleidet und armselig ausgerüstet, so sagte man mir. Die Franzosen lösten sie ab, und mit großem Herzeleid verließen die jungen Offiziere von Valencia und Barcelona das Albanergebirge, wo die Blüte der Frauen sie entzückt hatte, und noch heute hat dort manche Schöne aus Genzano und Aricia an die armen Ritter de la España seufzend zu gedenken.

Porto d'Anzio besitzt kaum eine verlorene Frauenschönheit und kein nationales Costüm, weil es überhaupt erst eine werdende und zusammengewürfelte Bevölkerung hat. Aber beides, herrliche Frauenblüte und ganz eigenthümlichen Volkscharakter, hat jene kleine Stadt Nettuno aufzuweisen, welche malerisch auf dem östlichen Ufer steht, die schwarzen Mauern seines Castells in die Wellen hineinsenkend. In drei Viertelstunden ist man drüben; es ist von Porto d'Anzio aus ein rechter, wohlgemessener Spaziergang und der schönste an dieser Küste. Das Ufer ist angenehm bebuscht und trägt dort in der Mitte zwischen beiden Orten die schöne Villa des Fürsten Borghese, welcher alles Land ringsumher zu Lehn besitzt. Weiter ins Land hinein steigen die Volskerberge auf, und das Cap der Circe schwebt beständig vor Augen in seiner stillen, leuchtenden Gestalt, hoch aufgerichtet und mächtig ausgezackt, zauberisch in Licht und Schatten gemalt, sodaß es durch Form und Erscheinung an die schönsten Felsen Europas erinnert, an die Insel Capri und den Berg San-Pellegrino bei Palermo.

Man geht nach Nettuno auf trefflicher Straße der

Villa vorbei, zwischen Kork- und Steineichen, und an manchem römischen Gemäuer kommt man vorüber. Ja selbst auf die Landstraße ziehen sich alte Mosaikböden hinunter, die wie natürliche Schichtungen des Bodens aus dem Erdreich hervorragen. Aber noch herrlicher ist der Gang unten auf dem weißen Strande an den Wellen entlang. Das Ufer besteht durchweg aus Sand von hochgelber oder glühendrother Farbe oder aus bräunlichem vulkanischen Tuff; es ist gerade so hoch und gerade so gestaltet, wie die Ufer von Wangen und von Saßnitz, und nicht anders sieht das Buschwerk auf ihm aus. Dieselbe schöne bläuliche Stranddistel vom Baltischen Meere wächst hier allenthalben, wie die Scabiose und die Camille, aber statt der Weiden, der Erlen und Buchengebüsche muß man sich die Gewächse des Südens denken, weißblühende Myrten in herrlichster Fülle, den Mastixstrauch, den Erdbeerstrauch, den goldblütigen Ginster, der alle Küsten des Mittelmeers so reizend umbuscht, und den wilden Oelstrauch. Malerisch hängen die Malven mit ihren großen weißen Kelchen und die zartfarbigen Brombeerblüten in überreichen Kränzen von den Büschen und ringeln sich schaukelnd über den Rand der Tuffwände hinunter; prächtig blüht jetzt unter duftigen Kräutern der classische Acanthus, breitet stolz seine schönen korinthischen Blätter aus und streckt die hohe Blumenpyramide hervor, welche weiß und rosa gefärbte Blumenlappen bilden. Hin und wieder starren an den Ufern Cactus und Aloe, doch erscheinen sie hier schüchtern und als fremde Gäste. Noch immer weilt die Nachtigall auf diesem

lieblichen, lyrischen Ufer. Es ist nun lange Sanct-Johann vorüber, wo die Vögel schweigen und der Grille Anakreon's den Gesang überlassen, aber die Nachtigall kann sich nicht von diesem Grün und von dieser Wellenfrische trennen, die ganze Seeküste entlang bis nach Astura und am pontinischen Sumpf schallt fort und fort ihr schöner Gesang.

Eine tiefe Stille herrscht um und in Nettuno, der verschollenen Stadt des Neptun. Alte Thürme aus schwarzem Tuff und crenelirte schwarze Mauern, welche der Sarazene oft genug bestürmt hat, umstellen den Ort von allen Seiten. Kein Fischer noch Matrose macht das spiegelglatte Wasser lebendig, denn Nettuno hat keinen Hafen und keine Barken, es nährt sich vom Wein- und Gartenbau wie von der Viehzucht.

Eine einzelne alte Säule steht auf dem kleinen Platze und dient zugleich als Wappen und Wahrzeichen der Colonna, denen einst Nettuno gehörte. Die kleinen Straßen durchduften Nelken mit ihrem Arom, denn überall stehen sie vor den Fenstern, schlingen sich wie Winden herab und wiegen die unglaubliche Fülle ihrer rothen Blumen in der Luft. So schöne Blumen verrathen schönere Frauen; ja die Nelken sind hier die Nationalfahnen, welche die Frauen Nettunos aus den Fenstern hängen; ihre Tracht ist so flammend roth wie die Nelkenblüte. Es ist höchst merkwürdig, wie auch die kleinsten Orte in Italien sich nach uralter Weise als Republiken für sich behaupten in Tracht, Sitte, Volksphysiognomie und Tracht. Da hat ein jeder Felsen- oder Strandort ein eigengeartetes Volk für sich.

Man muß nun die Nettunesen bei ihren Kirchenfesten sehen, um ihre malerische Tracht vollständig vor sich zu haben als Nationalcostüm. Denn an gewöhnlichen Tagen sind es nur Einzelnheiten, die als nationale Merkmale auffallen, wie die schöne Weise, das Haar in der Mitte zu scheiteln und ohne Hinterzopf glatt um den Kopf zu winden, wie ferner die grünen Bandschleifen im Haar, welche dem Mädchen, die rothen, welche der Frau, die schwarzen, die der Witwe unerlaßlich sind, sodaß man immer weiß, wer noch zitella ist, oder schon maritata.

Ich habe in Nettuno zwei Feste erlebt, Sanct-Johann und San-Luigi. Am ersten Tage ging eine Procession mit Musik durch die Straßen; das Kreuz war ganz und gar mit Nelken umwunden, und Blumen trugen alle Leute. Der Procession folgten die Mädchen und Frauen, und es war wahrhaft erstaunlich, so viel herrliche Gestalten in so strahlenden Gewändern durch den schwarzen Ort schreiten zu sehen. Die Tracht aber ist diese: ein gold- und silberstreifiges Tuch liegt auf dem Kopfe, in Form eines steifen, nach innen gebogenen Deckels, welcher über das Profil des Kopfes weit vorragt. Ein langes dunkelrothes Kleid von Seide oder Sammet, unten breit mit Silber- oder Goldborten gestickt, fließt feierlich herab; darüber sitzt ein Jäckchen von demselben Roth, um Schöße und Aermel mit Brocat gebrämt. Blitzender Schmuck von goldenen Ringen, Ohrgehängen, Korallen und Armbändern vollendet den schönsten Anzug. Die Farbe der Gewänder ist aber auch meergrün oder veilchenblütenfarbig, oder

schwarz oder dunkelblau. Es scheint, als zwänge diese feierliche und fürstliche Tracht schon an sich auch zu einer stolzen und edeln Haltung, und wahrlich, ich sah diese armen Nettunesen durch ihr verwittertes Städtchen einherschreiten mit der Grandezza der Römerinnen und nicht minder schön als sie, viele mit dem edelsten griechischen Profil, rabenschwarzen Haaren und funkelnden Augen, ein wonniger Anblick, auch das härteste Herz zu bezwingen. Als sie nun die unermüdlichen Böller losbrannten und die papiernen Kanonenschläge knattern ließen, welche sie über eine alte Mauer wie eine Guirlande gezogen hatten, und nun jene herrlichen Frauengestalten in Gruppen hoch auf diesem schwarzen Gemäuer standen und aus den Pulverwolken die goldgestickten rothen Gewänder hervorschimmerten, war es doch anzusehen wie ein ganzer Olymp idealster Göttergestalten.

Und auch ohne diese Tracht sind die Nettunesen schön. Man sieht sie alle Tage an dem gemeinschaftlichen Waschbrunnen in patriarchalischer Weise waschen, ihrer stets eine Schar beisammen. Dem Fremden stehen sie nicht Rede, sie sind scheu wie die Rehe und antworten kaum auf den Gruß, es sei denn mit niedergeschlagenen Augen.

Das Fest des heiligen Luigi hatte einen andern Charakter als jenes von Sanct-Johann. Es ist das Fest der Creaturen, wie man hier sagt, das heißt für die Jugend, oder ein Volksfest, und lebhaft erinnerte es mich ans Vaterland. Auf dem Marktplatze der Vorstadt hatte man ein galgenförmiges Gerüst errichtet und

mit Zweigen geschmückt; vom Querbalken hing eine bewegliche Wassermulde herab; darunter mußten nun junge Leute auf Eseln wegreiten und geschickt ein Loch im Zapfen der Mulde mit der Lanze treffen. Ob dies nun getroffen wurde oder nicht, immer drehte sich die Mulde um und übergoß den Reiter. Schallendes Gelächter erntete jeder ein. Wer aber getroffen hatte, erhielt zwei Paul als Siegerlohn, welche ihm ein kampfrichtender Priester einhändigte. Als dies Spiel und ein Topfschlagen vorüber war, ging es an die Tombola oder Lotterie, ohne welche kein Fest in italienischen Landen bestehen kann. Man verspielte ein Stück Kattunzeug, welches als Fahne auf einem Balcon wehte. Ein Knabe griff die Loose und las jede Nummer und jeden Sinnspruch Desjenigen ab, der das Loos gezeichnet hatte. Die Sinnsprüche erregten oft ein schallendes Gelächter; das Loos aber, welches der heilige Luigi selbst mit seinem Namen gezeichnet hatte, gewann wie üblich. Alle diese Festlichkeiten vollzog man mit dem Anstande und dem gebildeten Schicklichkeitsgefühle, welches dieses äußerlich fein geartete und glücklich begabte Volk Italiens auszeichnet. Und so lebt und vergnügt sich die kleine nettunische Nation von kaum 500 Seelen in ihrer großen Abgeschiedenheit, denn Meer und pontinischer Sumpfwald umschließen Nettuno von beiden Seiten und die Verkehrsstraßen, hier nach Anzio, dort durch die Wildniß nach Velletri, sind wenig belebt. Doch hat Nettuno Gärten und Ackerbau und versorgt selbst Anzio mit Wein; ja täglich sendet es einen Wagen voll weißen Brotes nach dem Hafen, weil in Anzio nur

das gröbere Brot gebacken wird. Jeden Morgen wird dieser Wagen mit Sehnsucht erwartet, und auch wir spähten oft meerwärts nach ihm aus, weil wir dann unsere Zukost zur Ziegenmilch oder zum Kaffee erhielten. Ich habe auch trefflichen Wein in Nettuno getrunken, und das will in diesen Zeiten etwas sagen, wo der Gott Bacchus von der Pest ergriffen ist. Eines Tages führte uns ein Bürger der Stadt in seinen Tinello, seinen Weinkeller; höchst geheimnißvoll stieg er in ein Verließ hinunter und kam herauf mit dem allerprächtigsten rothen Wein, wie ich ihn seit Syrakus nicht mehr gekostet hatte.

Nun hört aber mit Nettuno die menschliche Cultur an dieser Küste auf, denn gleich hinter der Stadt beginnt die pontinische Wildniß. Der Buschwald erstreckt sich bis zur Küste und zieht sich gegen Terracina hin. Kein Ort steht mehr am Strande, nur einzelne Thürme steigen aus der romantischen Einsamkeit hervor, jeder etwa zwei Miglien von dem andern. Die schwermuthsvolle Verlassenheit dieser Ufer und der Reiz ihrer öden Urwildniß ist groß. Man glaubt sich nicht mehr auf dem classischen Strande Italiens, man wähnt an den wilden Küsten der Indianer Amerikas zu wandern. Das stete Rauschen der seufzenden Meereswellen, die flimmernde Sommerluft auf dem immer flachen, immer weißsandigen Ufer, der endlose tiefgrüne Wald, der bis auf einige Hundert Schritte fort und fort das Meer begleitet, das Klagegeschrei der Habichte und Falken, die still und hoch schwebenden Adler, das Stampfen und Brüllen wilder Rinderheerden, Luft, Farbe,

Ton, Gestalt der Wesen und Elemente sind hier von der Stimmung vollkommenster Urwildniß.

Am 28. Juni machten wir uns auf, der Maler und ich, längs dieser Küste drei kleine Wegstunden nach Astura zu gehen. Es war ein himmlisch schöner Morgen von krystallreiner Aetherfrische; die rosenfingerige Eos blühte eben über dem Meere auf und verklärte jenes Homerische Cap der Circe vor uns, dessen Anblick über diese Ufer einen classischen Hauch ausgießt. Wir hatten nur ein paar Paul zu uns gesteckt, die Räuber aus dem Sumpfe damit anzuführen, wenn sie uns überfielen, und mit dem großen Schirm und den Skizzenbüchern zogen wir hinaus. In Nettuno kauften wir uns treffliches frisches Brot und Wein, und so wanderten wir von dannen. Auf einem alten Baumstumpf neben einem großen Kohlenhaufen hielten wir unser Frühbrot; es schmeckte uns so gut, wie es nur dem wandernden Ulyß schmecken konnte, als jene Zauberin Circe ihm das wohlbereitete Mahl in ihrem Palast aufgetragen. Wie ist es doch herrlich, sich an einem Trunk Wein zu erlaben, in solcher seligen Frühe, im Anblick dieser Homerischen Ufer und hingelagert an dem endlos blauenden Meere, welches sich weiter und weiter in Licht und Rosenduft aufzulösen scheint.

Und bis so weit war Alles Herrlichkeit in und um uns. Nun aber hob ein Sorgen an, denn wir waren jetzt in die Region gekommen, wo der Buschwald nahe an das Meer tritt. Wir fürchteten nicht die Räuber, wol aber die Büffel- und Rinderheerden, welche hier in wildem Zustande, nicht einmal von Hirten gehütet,

umherschweifen. Alles Küstenland von hier bis Terracina ist mit zahllosen Heerden bedeckt, mit hoch und prächtig gehörnten Ochsen, Kühen und Stieren von derselben classischen Gestalt, wie man sie lebend auf der Campagna von Rom sieht und in den Opferscenen am Fries des Parthenon dargestellt findet. Ihre Hörner sind fast drei Fuß lang, weit auseinander stehend, in den kühnsten Linien geschweift, dick, klar, schön gefärbt. Man sieht solche Hörner fast in jedem Hause im Süden als Amulete gegen den Malocchio, den bösen Blick, und ihre Abbilder im Kleinen trägt als Amulet gegen diesen bösen Blick der Principe an der Uhrkette, das Fischerkind an der Halskette. Die Ochsen sind scheu und wild und höchst gefährlich, nur der Hirt auf seinem Pferde weiß sie mit der Lanze zu schrecken. Aber noch weit gefährlicher sind die Büffel. Sie leben hier in Gehegen oder laufen wild umher, gern wälzen sie sich in den Sümpfen wie das Schwein. Sie schwimmen mit großer Leichtigkeit. Wenn man die pontinischen Sümpfe oder die Niederung von Pästum durchreist, so kann man diese schwarzen Ungeheuer rudelweise im Sumpfe liegen sehen, woraus sie oft nur die plumpen Köpfe wildäugig, schnaufend, dämonisch hervorstrecken. Der Büffel hält den Kopf stets zur Erde und blickt tückisch von unten auf. Er gebraucht sein Horn nicht, weil dies wie beim Widder rückwärts gekrümmt ist. Aber mit der ehernen Stirn stößt er den Menschen um, welchen er verfolgt und erreicht, dann senkt er seine plumpen Knie auf seinen Leib und zerstampft ihm die Brust, solange er noch einen Odemzug darin ver-

spürt. Das fürchterliche Thier bändigt der Hirt mit dem Speer. Er zieht ihm den Ring durch die Nase, und so wird es vor den Karren gespannt, die schwersten Lasten, Steinblöcke und Stämme fortzuschleppen. Die Büffelkuh gibt aus ihrer Milch die Provatura, den Büffelkäse, welcher schwer verdaulich ist. Das Büffelfleisch ist hart, und weil es verachtet wird, kaufen es die armen Juden im Ghetto zu Rom, deren allgemeine Fleischspeise es ist. Diese Büffelheerden bevölkern nun die pontinischen Sümpfe, jene trostlosen und fieberfeuchten Reviere von Cisterna, Conca und Campo morto, wo selbst der Mörder nicht gefahndet wird, wenn er sich dort hinüber rettet; die Menschen aber, welche jene Büffelheerden beaufsichtigen, fieberhaft und elend, leben selbst im Zustande der Verwilderung, den Indianern ähnlich.

Vor solchen Begegnissen auf dieser öden Küste hatten wir nicht geringe Angst, und kaum waren wir in jene Region des Buschwaldes gekommen, als wir das ganze Ufer von Heerden wimmeln sahen. Allein sich überlassen, in Homerischem Urzustande, haben sie hier ihre althergebrachten Pfade, wie die Regel ihrer Stunden. Mit dem Morgen kommen sie aus dem Buschwald ans Meer, um das Salzwasser zu saufen, dann strecken sie sich am Strande hin oder weiden an der Küste. Sie bleiben dort die heiße Tageszeit über, und wenn die Nachmittagskühle zu wehen beginnt, erheben sie sich vom Sande und wandeln langsam grasend die Küste hinauf und ziehen sich weiter ins Gebüsch, bis sie im tiefen Wald zur Nachtzeit sich nieder-

legen, um dann Morgens wieder zur Küste hinabzusteigen.

So standen wir zweifelnd bei diesem Anblick der wimmelnden Küste still. Wie sollten wir hindurchkommen, da zahllose Rinder des Helios sie bedeckten, uns den Weg abschnitten, und da viele schon in den Wellen standen, um die Flut zu schlürfen. Wenn wir nun auf dem Strande fortgingen, so durchschnitten wir offenbar ihre Richtung, weil sie doch den Zug meerwärts nahmen, und irgend ein wüthender Stier schleuderte uns vielleicht nach dem Cap Circeion hinüber. Wir überlegten daher, ob es nicht gerathener sei, uns in den Buschwald zu schlagen, und „dieser Rath schien den Zweifelnden endlich der beste".

Immer stiegen neue Scharen herab und andere ließen sich im Walde vernehmen, wo sie aus dem Myrtendickicht hervorbrachen. Ein paar herrliche Stiere sahen uns, hoben die schimmernden Stirnen auf, stutzten; wir wandten uns stillschweigend seitwärts in die Macchie und im Augenblick waren wir darin. Schwerlich kann sich die Phantasie einen Buschwald denken, der sich zum Räuberleben besser eignete als dieser Wald von Astura. Hier sind es noch nicht hochstämmige Eichen, die ihn bilden, sondern dichtestes Gestrüpp von Korkholz, Oleaster, Mastix, Arbutus, Schwarzdornen und Myrten. Die Gebüsche sind von den Schlingpflanzen dicht verfitzt oder von dem herrlichsten Epheu so übersponnen, daß sie hohe Kuppeln nebeneinander bilden, gleich grünen Waldmoscheen, undurchdringlich für die Sonne oder den Regen. Wir fanden Myrten-

gebüsche in Baumeshöhe, blütenbedeckt und duftig, und rings flog und wehte ein Geruch der Wildniß, welcher wohlig alle Sinne durchdrang. Der Boden ist wellenförmig gehügelt, von Quellen durchrieselt, oder von Sümpfen durchzogen. Das Stachelschwein, die Schildkröte und die Schlange wohnen hier. Oft sahen wir die zerrauften Flügel und Federn eines wilden Huhns am Boden hingestreut, Reste eines Adlermahls, deren Anblick die düstere Poesie dieses Ufers noch erhöhte.

Wir vermieden glücklich die Heerden, und so oft ein Nachzügler herabstieg, hielten wir uns still im Busch, bis er vorüber war, und nachdem wir kreuz und quer über Quellen und Gräben und Hecken gestiegen waren, gelangten wir endlich wieder ans Ufer, sahen den Strand frei und ruhten behaglich an einem Gemäuer am Meer, von dem eine Verzäunung quer über den Strand gezogen war, die Abtheilung einer Heerde zu bezeichnen. Auch dies Gemäuer gehörte zu einem alten römischen Palaste, wie uns ein Stück Mosaik deutlich überzeugte.

Wir hatten nun Astura eine Stunde weit vor uns, und indem wir auf dem traurigen Strande den melancholisch-rauschenden Wellen entlang gingen, überschlich mich selbst eine Traurigkeit, wie sie die menschliche Seele an Gräbern großer Vergangenheit zu rühren pflegt. Es ist nicht die Erinnerung an das tragische Ende des jungen Konradin und des Hohenstaufengeschlechts allein, welche diesen Ufern ihre wehmüthige Seele gibt und die das deutsche Gemüth mehr als ein anderes ergreifen muß; es ist auch der Charakter der Gegend selbst.

Ich wünschte, ihn so ganz ausdrücken zu können, wie es mein Gefährte in seiner Zeichnung vermochte, und es ist mein Wunsch, daß er die Blätter, die er hier entwarf, bald veröffentlichte. Ueberhaupt sollte irgend ein artistisches Institut Deutschlands ein Hohenstaufen-Album herausgeben. Landhinein schließt hier die Gegend der wilde Sumpfwald, über welchem die Volskergebirge aufsteigen und in ernsten Formen sich zum Meere niedersenken; seewärts erhebt sich inselartig das flimmernde blaue Cap der Circe; im Mittelgrunde zieht der todtenstille, schneeweiße Strand hin und endet in einer ins Meer laufenden Düne. Auf ihr trauert hin verloren eine kleine Kapelle, und wenige Schritte weiter steht mitten in der Flut das Schloß Astura, ein kleines Viereck von crenelirten Mauern, aus dessen Mitte ein einzelner Thurm ragt. Kapelle und Schloß sind die einzigen Gebäude, die man in dieser weiten, grenzenlosen Einsamkeit erblickt. Weit und breit sahen wir keine andere lebende Seele als ein paar dunkle Gestalten auf den Zinnen des Schlosses, und zwei graue Fischer saßen am Gemäuer schweigend und wie verzaubert in der glimmernden Sonnenwärme und flochten still vor sich hin ein Trugnetz von Binsen, den Fisch zu umgarnen, während ihre Barke auf den smaragdenen Wellen schaukelte.

Es war in den letzten Tagen des August 1268, nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo, als über diesen Strand gesprengt kamen fliehend und angstvoll der junge Konradin, Friedrich, Prinz von Oesterreich, der Graf Galvan Lancia mit seinen Söhnen und

die beiden Grafen della Gherardesca, Verwandte des unglücklichen Ugolino von Pisa, welchen Dante unsterblich gemacht hat. Sie waren von Rom gekommen, denn so erzählt der Chronist Saba Malaspina, daß sie nach der Schlacht in jene Stadt geflüchtet waren, wo Guido von Montefeltro als Vicar des Senators Heinrich von Castilien zurückgeblieben war. Konradin war dort eingezogen „mit abgelegtem Pomp der Macht, nicht wie ein Oberhaupt, sondern wie Einer, der seine Beute im Stich gelassen und entflohen, heimlich, verstörten Sinnes" (latenter ingreditur mente captus). Aber zugleich waren seine Feinde Johann und Pandolf Savelli und Berthold nnd viele Guelfen von dem Schlachtfelde her nach Rom gekommen und wiegelten die Stadt auf; da riethen dem Jüngling seine Freunde, schnell zu entfliehen. Sie flohen gegen das Meer, um von dort Pisa zu erreichen und dann nach Sicilien zu gelangen. Sie suchten ein Schiff, das sie fortbrächte; die Leute im Schloß Astura gaben es ihnen, und also stachen sie in See. Aber Johannes Frangipani, der Herr von Astura, erhielt eilig davon Kunde, und indem er aus den Kleinodien, welche Konradin hergegeben hatte, erkannte, daß die Flüchtlinge vornehme Herren sein müßten, bemannte er sogleich ein anderes Schiff, setzte den Flüchtigen nach und führte sie in das Schloß zurück. Vergebens beschwor Konradin den Herrn von Astura, ihn und die Seinigen durch die Flucht zu retten, sie nicht in die Hände des blutgierigen Karl zu liefern; er mahnte ihn an die Dankbarkeit, die er dem Schwabenhause schulde, denn die Frangipani hatten vom Kaiser

Friedrich große Lehen und Johann selbst den Ritterschlag erhalten. Konradin versprach ihm den reichsten Lohn, und es heißt, er verpflichtete sich sogar, Frangipani's Tochter seine Hand zu geben. Der Herr von Astura schwankte, vielleicht gerührt von der Jugend, von der Anmuth und von dem Unglück Konradin's, hauptsächlich aber, wie es auch die Chronisten sagen, ungewiß, wo er größern Gewinn zu ziehen habe, von dem jungen Konradin oder von Karl von Anjou. Während sie so im Schloß hin und her unterhandelten, erschien Robert von Lavena, Capitän der Galeeren Karl's, vor dem Castell und foderte Frangipani auf, ihm die Flüchtlinge auszuliefern. Ich finde hier bei Saba Malaspina die Nachricht, Frangipani habe die Flüchtlinge in ein anderes Castell in der Nähe hinübergebracht, um nicht wider seinen Willen und ohne Ausbedingung des Lohns von Robert zur Ueberlieferung Konradin's gezwungen zu werden. Aber dies Castell, wol ein noch festerer Thurm von Astura selbst, wird nicht benannt. Bald darauf erschien auch von der Landseite her der Cardinal Jordanus von Terracina, Rector der campanischen Grafschaft für den Heiligen Stuhl, mit Volk zu Fuß und zu Roß vor Astura und foderte die Auslieferung. Da gab der feige Verräther Frangipani die edeln Herren, welche das heilige Gastrecht bei ihm angesprochen, heilige Flüchtlinge, um schnöden Judaslohn in die Hände der grausamen Feinde. Man führte dies verrathene Edelwild durch den Wald in die Gebirge von Palestrina und von dort weiter durch die schönen Gefilde, welche Konradin kurz vorher siegreich

durchzogen hatte, nach Neapel. Schon am 29. October fielen die Edeln alle auf dem Schaffot, Konradin zuerst, dann Friedrich, sein Freund, die tapfern Grafen della Gherardesca, der hochherzige Galvan Lancia, der Bruder jener schönen Blanca, welche dem großen Friedrich Manfred geboren hatte, und seine beiden jungen Söhne Galeotto und Gherardo, die man in des Vaters Armen zuvor erwürgte.

Wer kann so großen Jammer ohne Schmerz überdenken und von dem Untergange der Hohenstaufen ohne Rührung hören! So lange ein deutsches Herz schlägt, wird es um sie klagen. Nun schwebt um ihre leuchtenden Gestalten, die herrlichsten Blüten unserer Geschichte, die verklärende Poesie und umhüllt Friedrich, Manfred, Enzius, Konradin wie mit einem ewigen Schimmer des Sonnenuntergangs.

Am Thurme Astura und auf dem einsamen Ufer kamen mir nun wieder alle jene fernen Stätten, welche die Geschichte der Hohenstaufen geheiligt hat und die ich Italien durchwandernd besuchte, in die Erinnerung. Da trat auch vor mich die schöne, blondgelockte Gestalt Manfred's vom Feld von Benevent, wie sie Dante sah, mit doppelter Wunde auf Stirn und Brust und traurig klagend: „I' son Manfredi, Nipote di Costanza imperadrice!“ Ich ließ erinnerungsvoll die Blicke über das Meer schweifen, dorthin, wo das schöne Sicilien liegt und wo unter immer blühenden Gärten am seligsten Gestade der Welt jenes Schloß von Palermo steht, in dem einst Friedrich als Jüngling gelebt und gesungen und die italienische Poesie erweckt hatte; nacherinnernd

stand ich noch ein mal im schönen Dom Palermos, in jener dämmerdunkeln Kapelle, wo in blutigrothen Porphyrsarkophagen Heinrich VI. und Friedrich und die beiden Konstanzen schlafen, die Kronen auf dem Haupt und angethan mit der seidenen Dalmatica, deren Saum sarazenische Inschriften verzieren.

Wir gingen ins Schloß. Eine gemauerte Brücke verbindet es mit dem Lande und eine Zugbrücke führt in das Innere. Aus dem kleinen Hofe erhebt sich der achteckige Thurm und oben läuft um ihn her eine Terrasse, auf welcher eine einzige verrostete Kanone stand. Die Besatzung, acht Mann Artillerie, exercirte eben im Hofraum, und Don Pasquale, Lieutenant von Astura, sah von der Terrasse nieder wie Einer, der gern irgendwo anders, nur nicht hier sein möchte. Er führte uns in sein kleines und ärmliches Thurmgemach; er selbst malt und zeichnet gut und getröstet sich seiner schauervollen Einsamkeit in Astura mit Zeichnen von pompejanischen Arabesken. Die seltene Ankunft eines Malers war ihm ein hocherfreuliches Ereigniß. Der Lieutenant sagte uns, daß jeder dieser Küstenthürme acht Mann Besatzung habe mit einem Marschall oder Offizier, und daß die Küstenwacht, aus Furcht vor Mazzinistischen Handstreichen, nun strenger gehandhabt werde.

Wir besahen die kleinen Räume des Schlosses, traurige Thurmzimmer, an deren Wänden die Spinne ihre Netze webt und in deren Ritzen der giftige Scorpion sich eingegraben hat; aber die Aussicht nach allen Fernen in die grüne Wüste landhinein und in die schim-

mernde Meeresweite, über welche die beschwingten Schiffe gleiten, ist wundersam, ja ich möchte sagen, sie ist berauschend. Es ist ein Thurm für einen Barden, hier die Harfe zu schlagen und mit einem Schwanenliede zu sterben, wenn die niedersinkende Sonne das Cap Circeion ganz in Purpur malt. Dann, in dieser sirenischen Stille, wandelt es über das Meer, ein Schein, nicht in Worte zu fassen, ein Geist der Lebensversöhnung, ohne Namen; es ist, wie wenn Thanatos und die Hore Eirene mit irisfarbigen Flügeln über See schweben, und jenes eilende Schiff, das ums Cap der Circe geisterhaft zu kreisen scheint, dünkt wol das Schiff des mohnbekränzten Oneiros, der dahersegelt und Schlaf und Ruhe über die Wellen streut.

In sanften Uebergängen wechselt hier die Stimmung. Wenn jenes Cap der Circe fort und fort an die Homerischen Sagen erinnert und mit odysseischen Gestalten bezaubert, erhebt auch der einsame Thurm von Astura seine Stimme und redet von ebenso großen und weit tiefsinnigern Sagen aus der Hohenstaufenzeit. Was verknüpft er nicht mit den Namen der Hohenstaufen und Karl's von Anjou aus der Provence! Ehe man es gewahr wurde, ist man schon tief in den „Parzival" von Wolfram von Eschenbach versenkt, und Konradin wird zum Parzival, der in die Welt hineinreitet, die heilige Blutschale vom Graal zu finden, Elisabeth von Baiern aber wird zur Herzeleide, zu seiner Mutter, die ihn nicht will ziehen lassen, und so kommen auf und ab Gottfried von Anjou, der Ritter Gawein und Feirefiz, Arthur und Titurel, das Graalschloß

im wilden Walde, die Sarazenen, Harfner, Büßer, Pilger und tiefsinnige Weise des Morgenlandes.

Astura ist die Warte der Romantik, der deutsche Poetenthurm in Italien. Es gehört den Romantikern wie die blaue Grotte von Capri. In der Stille habe ich von ihm in ihrem Namen Besitz genommen und dies Sagenschloß für deutsches Nationaleigenthum erklärt.

Aus der Zeit des Frangipani ist nur der Thurm allein, alles übrige Säulengemäuer spätern Ursprungs, denn schon im Jahre 1286 kamen die Sicilianer, welche den Fall Konradin's durch die Vesper an dem Wütherich Karl so blutig gerächt hatten, unter ihrem Flottenhauptmann Bernardo da Sarriano vor das Schloß und zerstörten es bis auf den Thurm und erstachen auch den Sohn des Frangipani. Heute sieht man an der Außenmauer das Wappen der Colonna, denn diese mächtigen römischen Herren, Ghibellinen, besaßen einst das Schloß. Nach den Frangipani war es ein Lehn der Gaëtani geworden, dann hatten es nacheinander besessen die Malabranca, die Orsini, die Colonna, welche es im Jahre 1594 an Clemens VIII. verkauften. Heute aber ist Astura ein Feudum der Borghese.

Aber auch ältere historische Erinnerungen knüpfen sich an dies Astura. Schon vor der Schloßbrücke war mir ein Marmormosaikboden aufgefallen, welchen der Ufersand nur leicht bedeckt, und bald sah ich auch, daß das Castell mitten in den Wellen auf den Fundamenten eines großen römischen Palastes stand, welche noch

von allen Seiten und um Vieles umfangreicher als das Schloß unter der krystallreinen Flut heraufspiegelten oder frei hervorragten. Dem Cicero aber gehörte dieser Palast. Auf einer Sandbank war er aufgebaut; vielleicht nennt deshalb Plinius Astura, die Colonie von Antium, eine Insel, denn so bezeichnet er den alten Ort als Fluß und Insel. Strabo nennt den kleinen Fluß Storas (Στόρας ποταμός). Plutarch nennt den Ort Astyra (τὰ Ἄστυρα), und er ist es, der von einer andern tragischen Flucht erzählt, die hier ihre Scene hatte, von der Flucht des Cicero selbst. Fürwahr, es sollen meine Leser nicht wenig erstaunen, wie viel andere dunkle Erinnerungen dies einsame Astura verbirgt, und wie es schon lange vor Konradin ein verhängnißvoller, den Eumeniden geweihter Ort gewesen ist.

Cicero besaß hier eine Villa. Er nennt sie oft in seinen Briefen und schreibt einmal von Astura aus an Atticus: „Est hic locus amoenus et in mari ipso, qui et Antio et Circaeis aspici possit.“ (Es ist hier ein angenehmer Ort und im Meere selbst, den man von Antium und Circeï erblicken kann.) Er wohnte gern in dieser Villa, die ihm mehr als jede andere seiner köstlichen Besitzungen Einsamkeit und Muße gab. Kurz vor seinem Ende hielt er sich hier auf, ja Astura selbst brachte ihm das Verderben. Denn als er im Frühling vernahm, daß er auf die Proscriptionsliste gesetzt sei, flüchtete er nach Astura; Plutarch erzählt, er habe hier ein Schiff bestiegen, um nach Macedonien zum Brutus sich zu retten. Aber er schwankte in seinem

Entschluß, er kehrte wieder um. Indem er nun nach Rom wollte, Octavian's Herz zu erweichen, verließ er Astura in der Richtung auf die Stadt, doch nach zwölf Millien Wegs kehrte er plötzlich, von Furcht bewegt, wieder nach Astura um. Nun ließ er sich in einer Sänfte gegen Gaëta tragen; unterwegs aber ereilten ihn an der Stelle, die man noch heute bezeichnen will, die nachfolgenden Reiter und gaben ihm den Tod.

Wunderbar! Derselbe Octavian holte sich nach Sueton's Angabe in demselben Astura den Todeskeim. Er kam hierher vor seinem Ende und auf seiner letzten Reise nach Campanien. „Und nachdem er seine Reise begonnen hatte, gelangte er nach Astura, und wie er von hier wider seine Gewohnheit zur Nachtzeit ausfuhr, den günstigen Wind zu benutzen, zog er sich den Grund seiner Krankheit zu aus einer Dysenterie.“ Er starb bald darauf in Nola, nachdem er kurz vorher in Capri gewesen war.

Aber hier endet der dämonische Einfluß von Astura noch nicht. Auch Augustus' Nachfolger Tiberius erkrankte in demselben Astura kurz vor seinem Tode. Dies sind die Worte des Sueton: „Er kehrte eilig nach Campanien zurück und verfiel in Astura alsogleich in eine Krankheit. Er erholte sich ein wenig und schiffte dann nach dem Cap der Circe.“ Hier wurde er kränker, hielt sich jedoch aus Furcht aufrecht, schiffte nach Misenum, da er Capri nicht erreichen konnte, und fand dort seinen Tod.

Und was soll man nun dazu sagen, wenn eben dies Astura seine dämonische Gewalt auch an Tiberius'

Nachfolger Caligula geltend macht? Denn kurz vor seinem Tode landete auch Caligula hier, und Plinius erzählt: „Ein Fischchen, Remora genannt, hängte sich an den Mast des Fünfruderers, welcher den Caligula von Astura nach Antium führte, und das betrachtete man als eine Vorbedeutung seines nahen Todes.“

Astura mala terra, maladetta! Und auch uns, harmlose Wanderer, sollte der verhängnißvolle Thurm noch in athemlose Flucht und in schimpfliche Todesangst versetzen.

Als wir Astura verließen, beschlossen wir, nicht wieder den Weg am Meere entlang zurück zu nehmen, sondern durch den wilden Urwald zu gehen, von dessen Pracht wir so viel gehört hatten. Der wegewirren Wildniß nicht kundig, nahmen wir mit uns einen Soldaten aus dem Thurm, einen schönen, athletisch gebauten jungen Mann, der uns einige Miglien begleiten und uns zugleich als Beistand nicht gegen Räuber, wol aber gegen Büffel und Stiere dienen sollte. Wir schlugen uns also rechts hin, eine Weile am Strande entlang gehend, wo wir auf dem Ufer die prächtigsten schwarzen Stiere sahen, in der klaren Luft malerisch wirkend, von so herrlicher Gestalt, daß Jupiter keine andere wählen durfte, als er Europa auf seinem Stiernacken durch das Meer trug. Bald umgab uns der Wald von Astura. Wir gingen zwischen duftigen Myrtengebüschen und unter riesengroßen breitwipfeligen Eichen auf lieblichen Waldpfaden und ergötzten uns an der heiligen Sonnendämmerung, welche golden überall durch die Wipfel wehte und ihre Lichter weit und breit

spielen ließ. Der Wald von Astura ist sehr schön. Ich dachte an den heimatlichen Küstenwald und an seine hochstämmigen Eichen, durch die das blaue Meer scheint, und konnte mich ganz in die Vergangenheit zurückversetzen. Dort ist es auch schön zu wandern und Reh und Hirsch zu belauschen, wenn sie im Busche stutzend und neugierig ihr gekröntes Haupt hervorstrecken; hier blickt aus dem Waldesschatten statt ihrer manchmal das schwarze diabolische Haupt eines Büffels oder die hochgehörnte Stirn eines wilden Rindes, und lange schöngefleckte Schlangen schlüpfen über den Pfad. Die Pflanzenvegetation ist hier von einer tropischen Pracht; der Epheu umschlingt die Riesenstämme der Eichen, Stamm neben Stamm, und bewundernd stand ich vor dieser noch nie in solcher Herrlichkeit gesehenen Erscheinung still. Denn die Epheuranke hat hier selbst einen Stamm so dick wie ein Baum; so umstrickt sie die majestätische Eiche, ringelt sich mit Gewalt um sie, gleich der Schlange des Laokoon, zieht sich zusammen, als wollte sie den ungeheuern Stamm mit den Wurzeln dem Boden entreißen und in herculischer Umarmung ersticken, und tausend grüne Aeste, Zweige und tanzende Ranken läßt sie bacchantisch niederhängen und windet und knüpft ihre Schlingen durch alles knorrige und laubige Eichengeäst fort bis zum sonnigen Wipfel, den der Flügelschlag wilder Waldvögel umwittert.

Wir waren so in immer angespannter, froher Betrachtung einige Miglien hingegangen. Der Gefährte von Astura hatte uns auf den Weg gebracht, der nun wieder an die Küste hinabführte, und verließ uns da,

wo der Wald lichter wurde. Bald, so sagte er, würden wir in niedriges Gebüsch kommen und das Meer sehen. Wir gingen nun allein fort zwischen Myrten und Oelgesträuch in der heitersten Stimmung. Plötzlich sahen wir vor uns eine Heerde, wol mehr als hundert Stück beisammen. Wir blieben stehen. Ein Stier stutzte, hob die Stirn auf, sah uns mit majestätischem Ernst an, löste sich von der Heerde ab und kam gegen uns. In diesem Augenblick machte der Maler den verdammten großen weißen Malerschirm zu, und kaum hatte er das gethan, als der Stier wild wurde und einen Sprung that; sogleich setzte sich die ganze Heerde gegen uns in Bewegung. Eine Staubwolke erhob sich im Walde, und wie wir in wilder Flucht davonsprangen, in großer Angst immerfort umschauend, war es ein grauser und schöner Anblick, im wirbelnden Staube diese mächtigen Geschöpfe daherstürmen zu sehen. Wir nun sprangen ins Dickicht, und über hohe Gebüsche setzten wir hinweg und schlüpften wieder durch die Myrtensträucher und sprangen weiter, an den Händen von den Dornen blutend, die uns zerrissen, hinter uns die wirbelnde Staubwolke und die herausblitzenden Hörner und das Gekrache der brechenden Büsche.

Ich sah niemals so die lebendige Physiognomie des Entsetzens als auf dem Angesichte meines Gefährten, und mein Schreck war um nichts geringer. Endlich wurde es still, wir waren im dichten Walde und nichts mehr war zu sehen. Die wilde Heerde war meerwärts fortgestürzt. Wir holten ein wenig Odem und schlu-

gen uns nun in die Wildniß, eingeängstigt und immer nach den Stieren umschauend, bis wir endlich gegen die Küste kamen und, da wir diese frei fanden, auf den Strand sprangen. Und nie habe ich die Meereswellen mit solcher Freude begrüßt. So mußte ich denn in Astura, auf den Spuren Konradin's, selbst erfahren, was athemlose Flucht und Todesangst sei. Es war, als hätte irgend ein ironischer Geist, der Dämon dieses Ortes, weil er mich von Erinnerung also tief bewegt gesehen, mir von des armen Konradin Flucht ein lebendiges Nachgefühl geben wollen. Doch waren die Stiere der Wildniß barmherziger, als es einst die Menschen gewesen.

So wanderten wir denn weiter und ruhten wieder an dem alten Römerpalast eine Stunde vor Astura, dessen melancholisches Schloß nun schön und schöner die sinkende Sonne überfunkelte. Neue Sorge erfaßte uns, als wir hierauf den ganzen Strand bis Nettuno hin mit Heerden erfüllt sahen. Einige lagerten noch am Meer, andere zogen sich schon aufwärts, denn es kam nun die Abendkühle, wo sie wieder zu Walde gingen. Als wir nun vorwärts schritten, war es wie ein Spießruthenlaufen an hundert und aber hundert spitzen Hörnern vorbei; aber die herrlichen Geschöpfe thaten uns kein Leid, weil wir hinter ihrer Richtung an den Wellen blieben; auch kamen zwei stattliche Hirten, die ersten, die wir sahen, mit ihren Lanzen das Meer entlang gesprengt und flößten uns guten Muth ein.

Glücklich erreichten wir Nettuno und betrachteten nun von hier aus freudigen Gefühls die zurückgelegte

Straße und das Schloß Astura, welches nun wieder in traumhafter Weite wie ein Schwan auf den abendlichen Wellen zu schwimmen schien.

Römische Figuren.

Diese musivischen Blätter aus Rom werden so bunt aussehen wie ein Carneval und wollen eigentlich als ein Kaleidoskop betrachtet sein. Indeß werden wir versuchen, die wirre Figurenwelt durch einige systematische Ordnung im Zaum zu halten, und deshalb sollen todte und lebende Bilder, Puppen, mimische Tänze, Kinderpredigten, Volkstheater und andere ausgeflitterte Herrlichkeiten in aufsteigender Linie vor uns spielen.

Das erste spielt, wie billig, unter der Erde.

Eines Abends lockte mich, da es die Todtenwoche war, der Lichterschein in das Pantheon des Agrippa. Ein Priester predigte hier über das Purgatorium und ermahnte die Zuschauer fleißig zu beten, denn dies seien eben die Tage, wo das Fegefeuer geleert würde, und fromme Bitten vermöchten viel. „Che qui per quei di là molto s'avanza“, sagt ja auch die Seele des Königs Manfred im Purgatorium. Der Priester sprach mit großer Wärme, mit sonorer Stimme und in der theatralischen Weise, wie italienische Geistliche zum Volke reden. Im Pantheon des Agrippa machte

seine Predigt einen fast geschichtlich treffenden Eindruck. „Denn", sagte der Mann, „wir wandeln hier auf lauter Staub; gedenkt nur der unzähligen Christen, welche einst Nero, Domitian, Decius und Diocletian den Thieren vorwarf, ans Kreuz schlagen und erwürgen ließ." Die Stimme des Priesters hallte in der großen, stillen und halbdunkeln Rotonda mächtig wider und das Echo schmetterte von dem Gewölbe: Nero! Domitian! Decius! Diocletian! daß es schien, als riefen diese schreckenden Namen die Geister Roms selbst herunter. Ich saß nun am Grabe Rafael's, und durch das Dämmerdunkel des Pantheon auf die knieenden Gruppen und die weiße Gestalt des Predigers blickend, erschien mir der Mann wie ein Todtenbeschwörer.

Diese Pantheonscene aber bewog mich, die unterirdischen Grüfte Roms zu durchpilgern. Nun gibt es in der römischen Todtenwoche die Rappresentazioni oder Darstellungen von Märtyrergeschichten und biblischen Scenen auf einzelnen Kirchhöfen, welche merkwürdig genug sind. Die Kapellen der Kirchhöfe bestehen in der Regel aus einer Oberkirche und einer Unterkirche, dem eigentlichen Todtengewölbe. In der obern Kirche pflegt in der Todtenwoche ein schwarzbehängter Sarkophag zwischen Cypressen und Candelabern zu stehen; obenauf liegt ein Crucifix und ein Todtenschädel. Die Priester singen Bittpsalmen, Trauernde oder Neugierige stehen, knieen und drängen sich in der Kirche, Weihrauch umlagert sie wie eine Wolke.

Da ist nun die Todtenkapelle alla Morte an der Brücke Sisto, und in deren Unterkirche wollen wir hinab-

steigen. Wir sehen hier verwundersame Dinge. Alle Wände und Decken derselben sind mit den sonderbarsten Reliefs bekleidet, mit phantastischen Arabesken und Mosaiken bedeckt. Da sind zierliche Blumen angebracht, dort Rosetten, hier Sterne und Quadrate, Kreuze und allerlei Ornamentik, wie sie nur morgenländische Phantasie erfinden mag. Alles ist auf das sauberste gearbeitet, zusammengesetzt aus — Menschenknochen. Man möchte seinen Sinnen nicht trauen. Man denke sich nur eine unterirdische, von Kerzen hell erleuchtete Kapelle gleichsam aus Schädeln und Gerippen erbaut, die mit Todtenknochen ganz und gar überkleideten Wände aber rings besetzt mit einer Guirlande von lebenden, athmenden Menschen, meist von Mädchen und Frauen und in Seide gekleideten Damen, welche reihenweise auf Stühlen umhersitzen, blühende Gesichter, lachend, kichernd, angelehnt an Moder und bleichendes Gebein, in einer von Fäulniß durchzogenen Atmosphäre und umwallt von dumpfen Weihrauchwolken.

Ich setzte mich neben ein junges Mädchen, welches gerade unter einem grinsenden Gerippe saß und mit ihrer Nachbarin fröhlich und von sehr lebendigen Dingen plauderte; nachdenklich und fast erschreckt betrachtete ich den Knochenmann und seine junge Beute, über welcher er beide Hände ausgestreckt hielt, denn das Mädchen saß so, daß es schien, es wäre dem Skelett geradezu in die Arme gesunken. Dies hier also ist der Todtentanz unsers Holbein in ganz wirklicher Lebendigkeit.

Ganze Gerippe stehen nun in den Nischen der Kapelle. Ein jedes von ihnen hält in seinen Knochen-

fingern eine Schrift, einen moralischen Spruch von der Eitelkeit des Lebens, oder eine Bitte an die Lebendigen, der Seelen im Fegefeuer eingedenk zu sein. Die saubere Kunst und der peinliche Fleiß, womit die Knochen zur Decoration verwendet sind, ist ganz erstaunlich. Hier hat man einen Theil der Wand mit kleinen Kinderschädeln, dort wieder mit größern Schädeln bedeckt; hier sind lauter Schulterblätter zusammengesetzt, dort Brustknochen, Schlüsselbeine, Rippen, Fingerknochen, Gelenkknöchelchen zu Arabesken geordnet. Alles hat man ausgelesen, gesondert und zu Mosaikfiguren verwandelt. Selbst die Candelaber sind aus Menschengebeinen phantastisch zusammengefügt. Es ist merkwürdig, wie künstlerische Form und ästhetisches Gesetz das natürlich Schauderhafte beinahe überwunden haben. Aber daß hier die Kunst solche That gethan, daß sie hier geradezu mit dem Tode gebildet hat und aus Dem, was dem Lebendigen als das Grausigste erscheint und was die Alles verhüllende Erde in wohlthätiger Nacht begraben halten will, formenreiche Bilderwerke und graziöse Arabesken schuf, ist doch erschrecklich grauenerregend. Es scheint mir der höchste Gipfel religiös-fanatischer Selbstverleugnung zu sein und die bizarrste Phantastik vom Triumph über den Tod und seine Schrecken. Wäre es möglich, daß sich eine solche Todtenkapelle des Jahres 1853 nach Christi Geburt unter der Erde so lange Zeit erhielt, wie sich Grabgewölbe der Etrusker und der Aegypter erhalten haben, und vermöchte man sie nach 3000 Jahren wieder aufzugraben, so würde sie dann ohne Zweifel ein

hochwichtiges culturgeschichtliches Denkmal sein, aus welchem die Nachwelt ihre Ansichten über den christlichen Cultus sich versinnbildlichen könnte. Aber auch uns lebenden Menschen ist ein Blick in eine solche christlich-römische Todtenkapelle lehrreich genug; es ist ein schaudernder Blick in das merkwürdige Wesen des Christenthums selbst.

Die Aegypter trugen die Mumien ihrer Anverwandten bei den Gastmählern umher, auf daß der Fröhliche des Endes aller Dinge sich bewußt bleibe; sie gelten bei uns als dasjenige Volk, welches unter allen Nationen der Erde die Schauer des Todes am meisten überwunden habe, und ihre Religion nennt unsere Philosophie die Religion des Todes. Schwerlich haben die mit dem Tode befreundeten düstern Aegypter Aehnliches zu schaffen oder zu ertragen vermocht. Auch das Christenthum ist die Religion des Todes oder des Triumphes über den Tod. In keiner mythischen Vorstellung der Religionen haben Tod und Leichnam eine gleiche Rolle gespielt; die Passion, der Kreuzestod, die Kreuzesabnahme, die Grablegung, die Auferstehung aus den Gräbern und die lange Reihe von Märtyrern im Gefolge jener Christenverfolgungen des Nero, Domitian, Decius, Diocletian und anderer Kaiser haben dem christlichen Cultus dies leichenhafte Gepräge aufgedrückt, die Lebensansicht der Christen bestimmt und ihre Kunst, die Musik, die Bildnerei und Malerei gleichfalls mit Todesanschauungen durchdrungen. Die lebenstiefe Weisheit des deutschen Gemüths, welches Alles zu vollem Geistesleben machtvoll bewäl-

tigt, hat aus diesen Todesanschauungen die Todtentänze Holbein's geschaffen, die plastische Spruchweisheit Salomonis.

Wer aber mag zuerst auf den Gedanken gekommen sein, aus menschlichem Gebein Mosaik zu machen? Wenn ich die Todtenkapelle betrachtete, so war es mir, als hätte die verrückte Phantasie unsers Hoffmann sie gedichtet. Oder ich bildete mir ein, einen wahnsinnig gewordenen Kapuzinermönch zu sehen, welcher in dunstiger Mitternacht beim trüben Schein einer Lampe diese Menschenknochen zusammensetzt und allemal ein Gelächter ausstößt, wenn ihm eine Arabeske gelang. Ein Gerippe hilft ihm dabei. Es ist das Gerippe eines schon im Leben wahnsinnigen Künstlers. Da sitzen sie nun beide und sticken emsig die Knöchelchen zusammen und grinsen und schlagen eine Lache auf, wenn ein bleiches Menschenknochenbildchen fertig geworden ist — wenn nicht überhaupt all dies phantastische Knochenwerk ein paar wahnsinnige Gerippe in wüsten Nächten gemacht haben, was wol das Wahrscheinlichste ist. Ich sagte zu einem neben mir stehenden Kapuzinermönche: „Padre, wenn alle diese Schädel und Gebeine ihr Zubehör suchen müssen, welche Verwirrung!" — „Ja", entgegnete der Mönch ernsthaft, „am Jüngsten Gericht, wenn die Todten auferstehen, wird hier ein großes Rasseln sein."

Auch die Todtenkapelle der Kapuziner auf der Piazza Barberini ist ähnlich verziert wie jene am Ponte Sisto. Nur gelang es dort der Kunst minder, den Schauder der Natur zu überwinden. Man hat hier hie und da

Gerippe mit Kapuzinerkutten bekleidet, was einen fürchterlichen Eindruck macht. Ein nacktes Skelett ist weniger schrecklich, weil es immer natürlich bleibt, ein aus der Kutte grinsender Schädel ist ganz entsetzlich gespenstisch. Ich sah an der Decke des Gewölbes zwei Gerippe schwebend angebracht, wie man wol an Kirchendecken liebliche Engel schwebend darstellt. Es waren Kindergerippe, einst Prinzessinnen des Hauses Barberini. Die Todtenerde, wie es heißt, aus Jerusalem gebracht, soll die Leichen schnell verzehren.

Von der Oberkirche unserer Kapelle am Ponte Sisto schallt nun das Domine! Domine! und Misericordia der oben singenden Priester dumpf und schauerlich wie Stimmen aus dem Purgatorium von abgeschiedenem Volke „cantando Miserere verso a verso“. Auf einmal kamen sie herunter, mit schwarzen Fahnen, mit schwarzen Kreuzen, in schwarzen Kapuzen, mit Kerzen und Weihrauchfässern, stellten sich zu zweien Reihen in der Kapelle auf und sangen das Misericordia. Die Kerzenschimmer und die Dampfwolken schienen, indem sie flackerten und wallten, den Gerippen Leben und Bewegung zu geben, und selbst schienen nun diese beinernen Todten den eintönigen Klagegesang zu singen: „In te Domine speravi — Beati, quorum tecta sunt peccata“; ich weiß nicht, was sie sangen, aber es erschreckte die schon lange geängstigte Seele. Einige Frauen in schwarzer Trauer sah ich weinen, di pentimento che lagrime spanda — nach Luft und Leben ringend wühlte ich mich hervor und trat aus dem Purgatorium heraus, „aufs neue zu schauen die Sterne“.

Und nun seid gegrüßt, freundliche, lebenspendende Sterne! Wie stehen sie in schlummerstiller, klarer Nacht unverwandelt und unendlich an dem Himmel Roms und schauen in diese öde Katakombe der Ge- schichte hinunter, als die alleinigen Götter, welche hier ausdauerten. Welchen bacchischen Taumel sahen sie nicht einst in diesen Straßen — Isispriester, Melitta- priester, Korybanten und Gallen, Klageprocessionen des Adonis, Chöre des Mithras, Juden, Christen, zum heimlichen Fest nach den Katakomben wallend, oder brennend in den Gärten des Nero, wo nun Sanct- Peter's Kuppel zum Himmel aufragt.

Ich sah in der dunkeln und todten Straße ein ein- sames Licht auf mich zuwandeln. Ich erwartete, was es sei. Es war ein goldlockiger Knabe von vier Jah- ren, der, eine kleine Wachskerze in der Hand, gegan- gen kam. Er ging, das Licht vergnügt anblickend, an einen Palast, wo ein Haufen von Holzspänen zusam- mengekehrt war, und diesen zündete er an. Das Kind sprang mit dem Kerzchen an dem Feuer umher und schürte fröhlich das flammende Gespän zusammen. Es war ein gar reizendes Nachtbild. Ein Fremder kam dazu und gab dem Kinde einen Bajocco. Aber der Kleine ließ ihn fallen und wiederholte stets: „Nein, das ist meine Candela! ich will euch meine Candela nicht geben.“ Er hatte keinen Begriff davon, daß man Geld schenke, und als wir ihm sagten, er könne beides behalten, das Geld uud die Kerze, nahm er den Ba- jocco und streckte uns zugleich zögernd und weinerlich seine Candela entgegen. „Welch ein rührendes Kind“,

sagte der Fremde, „es ist die Unschuld selbst.“ Ja, es ist ein kleiner Lichtgeist, der mich aus dem schauerlichen Purgatorium geführt und mich von den Phantomen befreit hat.

In einem Theile der Oberkirche jener Kapellen, oder auch im Hofraum in eigens dazu aufgeschlagenen Gerüsten pflegen Wachsfiguren irgend welche Heiligen- und Märtyrergeschichte oder eine biblische Begebenheit darzustellen. Das Volk strömt zu diesen Rappresentazioni mit derselben Neugierde und mit demselben Vergnügen, als man bei uns zu Lande in die Wachsfigurencabinete geht, welche in alten Zeiten größtentheils auch Scenen aus der biblischen Geschichte darstellten, wie vor allen Dingen das ganz volksthümliche Urtheil Salomonis. Ist die Hauptperson ein Heiliger oder Märtyrer, so fehlt es nicht an Andächtigen, welche dort ihr Gebet verrichten und um Fürsprache für die Erlösung ihrer Verstorbenen aus dem Fegefeuer bitten. Mancher Bajocco und mancher Grosso fällt in die zinnerne Schale, die der Thürsteher an dem Wachsfigurencabinet neben sich stehen hat. In der Regel geht ein Chorknabe vor den Wachsfiguren auf und ab, eine mächtige Büchse in der Hand, in welcher er die klappernden Groschen schüttelt, um zu Geldspenden einzuladen.

In der Kapelle alla Morte hatte man eine Scene aus der Geschichte der heiligen Agnese dargestellt. In transparenten Wolken erschien diese blondgelockte Märtyrerin, in einem Kleide von ätherischer Gaze herabschwebend; vor ihr knieten verehrend die Glieder ihrer

16 *

Familie. Die Gruppirung der Figuren, die malerische Gewandung und die rosige Beleuchtung zeigten, wie viel Fleiß die Brüderschaft auf diese Repräsentation verwendet und wie sie ihre Ehre darein gesetzt hatte, hinter andern Darstellungen nicht zurückzubleiben, sondern sie allgesammt zu übertreffen. In der Todtenkapelle der Santa-Maria di Trastevere hatte man die Begegnung des Moses mit Jethro in der Wüste als ein ganz vortreffliches idyllisches Stück dargestellt und mit landschaftlichem Zubehör von Felsen und Palmen, wie mit einer guten Staffage von Schafen ausgestattet. Aber die Krone aller Rappresentazioni war das Wachsfigurencabinet auf dem Kirchhofe am Sanct-Johann vom Lateran.

Dort wurde der heilige Erasmus und sein Martyrium dargestellt. Der Heilige liegt auf einem Gestell auf dem Rücken, aufgeschnittenen Bauches, die Eingeweide heraus, welche zwei Henkersknechte heraushaspeln und um eine Garnwinde winden. Erasmus sieht und hört nichts mehr, da sein ersterbender Kopf zur Erde sinkt. Neben ihm steht ein Priester des Zeus, das Haupt bekränzt, in schönster Gewandung, und zeigt mit liebevoller Geberde auf das Jupiterbild in der Ecke, vor welchem eine Opferflamme brennt. Auf keine Weise ist dieser Heidenpriester fanatisch oder diabolisch vorgestellt, sondern seine sanftmüthige Miene sagt offenbar: „Siehst du, o mein Freund Erasmus! jetzt werden dir die Eingeweide herausgehaspelt, weil du diesem höchsten Jupiter nicht hast opfern wollen; darum beschwöre ich dich, o mein Sohn, kehre um, solange

es noch Zeit ist, und Alles soll vergessen sein." Dagegen ist der höchste Jupiter als eine Art von fratzenhaftem Kobold und Moloch aufgefaßt. Die ganze Märtyrerabschlachtung, vor deren barbarischem Gräuel man nur durch Ironie sich retten kann, geschieht vor dem Throne des Kaisers Hadrian, welcher ihr ruhig und in kaiserlicher Haltung zuschaut, zwei lanzenhaltende Kriegsknechte neben sich. Er trägt einen schönen kohlschwarzen Bart und den Lorberkranz. Ich war nicht wenig erstaunt, diesen im Ganzen christenfreundlichen Imperator hier in Rom als Mitacteur bei einer so kannibalischen Scene wiederzufinden, und muß nun zu seiner Ehre erklären, daß er solchen japanischen Hofvergnügungen, als wie das Bauchaufschneiden ist, niemals ergeben war.

Uebrigens waren die Figuren mit sehr viel malerischem Verstand und offenbar von einem Künstler drapirt, und ich erinnere mich kaum, bessere Wachsfiguren gesehen zu haben. So unmenschlich auch die Scene war, so beleidigte sie doch das Gefühl weit weniger als das entsetzliche Gemälde des Nicolas Poussin in der Bildergalerie des Vatican, welches denselben Gegenstand darstellt. Denn hier macht der Betrachter keine Ansprüche an ein ästhetisches Kunstwerk. Jenes Bild aber ist wol das Aeußerste von Mishandlung der Kunst und von Verhöhnung aller ihrer sittlichen Gesetze; es setzt voraus, daß der Beobachter entweder ein Gladiator oder ein Metzger sei. Die barbarische Lust der alten Römer an der Qual sterbender Thiere und Menschen scheint sich hier vielfach in die christliche

Malerei hinübergezogen zu haben, nur noch ekelerregender und frivoler. Denn was kann schändlicher den Menschensinn beleidigen als solches Gemälde, oder die in der Kirche San-Bartolomeo auf der Tiberinsel dargestellte Abschindung dieses Heiligen, oder endlich jene Fresken in der Kirche San-Stefano Rotondo, welche die unsaglichsten Todesarten von Märtyrern in blühenden Farben und guter Zeichnung mit himmelschreiender Wahrheit vorstellen. Würde ein Grieche die Bildermuseen des heutigen Italien und dessen Kirchen durchwandern, so möchte er das Urtheil fällen, daß er zu dem Volke menschenfressender Cyklopen gekommen sei, deren Religion kannibalisch und welche sich im Verfolg der Zeiten auf Malerei verlegt hätten, daß aber unter ihnen auch ebenso viel Bilder zu finden seien, welche die himmlischen Grazien selbst unbegreiflicherweise müßten gemalt haben.

Der Sinn der Römer für Figuren und jederlei scenische Darstellung oder Gruppirung ist merkwürdig groß und allgemein. Es gibt kaum ein Fest, wo man ihn nicht gewahrte. Die biblischen Darstellungen, Legenden, Weihnachts- und Passionsvorstellungen sieht man in vielen Kirchen. Es erstreckt sich das bis in die Buden der Fettwaarenhändler und der öffentlichen Straßenküchen. Auch diese haben ihre Heiligen und Patrone und ihre Feste, an denen sie miteinander wetteifern, ihre Buden mit Blumen, mit Buntwerk, mit Ampeln und Figürchen auszuschmücken. Sobald die Fastenzeit vorüber ist, verwandeln sich die Buden der Pizzicaroli, der Verkäufer von Käsen, Würsten, Schinken und an-

dern fetten Dingen, in kleine Tempel, in denen irgend eine köstliche Wurst als Wurstgottheit, als mythische Göttin Salami verehrt zu werden scheint. Wie in den Todtenkapellen die Wände mit Schädeln und Menschengebein gebildet oder überkleidet sind, so macht der Pizzicarolo seinen Laden zu einer graziösen Wurstkapelle. Symmetrisch aufgeschichtete Käse bilden etwa die eine Wand, die andere wieder mächtige Speck- und Schmeerseiten, die weißen Kanten, welche mit Arabesken von Gold- und Silberpapierstreifen überkleidet sind, zierlich herauskehrend. An der Decke hängen zahllose Wurstmosaiken, und Würste schweben hier phantastisch unter zwischengesteckten Blumen und Lorber- und Myrtenzweigen, und nicht minder graziös als die schwebenden Bacchantinnen auf Fresken von Pompeji oder die reizenden Jahreszeiten des Giulio Romano. Es sind ohne Zweifel höchst geschmackvolle Wurstfresken. In der Mittelwand nun wölbt sich eine mysteriöse Grotte, und darin dreht sich zwischen Schinken und Würsten die Passion Christi. Sie ist in einem Tempelchen vorgestellt, welches umkreisend alle bezüglichen Figuren und Figürchen auf das beste sehen läßt. Ueberall flimmern Ampeln und Lichter, und von Freude, von Stolz und Fett strahlend steht der kunstreiche Wurstbildner hinter seiner Fleischbank und scheint der hereindringenden Menge die großen Worte zuzurufen: „Anch' io sono pittore!" Glückliches, kindlich heiteres, aber auch kindisches Volk! Haben sie doch Alles, die ganze Weltgeschichte und den Pulcinella, die Kunst und die Sonne des Südens, Blumen, Früchte und Wein in

unerschöpfter Fülle. Seht also diesen Fetthändler, wie er die große Menschheitstragödie, das Weltleiden zu einem Puppenspiel travestirt und zwischen den Schinken sich drehen läßt, und was er für ein großer Triumphator über den Tod ist!

Dies Rom ist eine wunderliche Figurenwelt. Die ganze Entwickelungsgeschichte der Erde ist hier in Figuren zu finden, von den Museen des Vatican und des Capitol und den Kirchen herab bis auf die Springbrunnen des Bernini und die Marionettentheater. Wenn alle diese Figuren lebendig würden, so möchten sie das römische Volk austreiben, und es sollte eine lustige Gesellschaft sein, die dann Rom bewohnte, vom Apollo vom Belvedere bis zu dem kleinen Pagliazzo auf der Montanara und dem armen Erasmus, dem die Eingeweide aus dem Leibe gewunden werden. Aber das ist keineswegs ein burlesker Spaß für die Phantasie, sondern es ist für den Denkenden. Denn alle diese Figuren und Figürchen, Göttergestalten, Menschengestalten und Thierbilder sind ebenso viel geschichtliche Gestalten des Menschen selbst und alle aus seinem innersten Wesen durch große Processe von Entwickelungskämpfen vieler Zeitalter herausgeschaffen; und am Ende kann sich die Marionettenpuppe neben den Laokoon stellen und ausrufen: „Anch' io sono Laocoonte!“

Gegenwärtig spielen in Rom zwei Marionettentheater (Teatri delle marionette oder dei burattini), eins auf der Piazza Montanara, das andere auf der Piazza di San-Apollinare. Jenes ist das echt volksthümliche Puppentheater für die unterste Classe der Bevölkerung,

dieses hat schon civilisirte Puppen, welche auch im Leibrock und in Glacéhandschuhen spielen und jedesmal mit einem prächtigen Ballet endigen. Die Puppen auf der Montanara dagegen sind noch nicht von der Cultur ergriffen, sondern gehen in mittelalterlichem Costüm, und ihre Art sich zu betragen ist reckenhaft, wild und von einer frivolen Ungeberde. Sie tragiren fast durchgehends alte Ritterstücke, bisweilen auch ein Stück vom Aeneas und vom König Turnus, in der Regel aber spielen sie die mittelalterlichen Romanzen und den ganzen Ariosto von A bis Z, sodaß sie die romantischen Sagen im Volke lebendig erhalten, was kein kleines Verdienst ist. Am heutigen Tage aber hängt am Arco dei Saponari, wo das Marionettentheater aufgeschlagen ist, ausnahmsweise ein großes papiernes Aushängeschild, auf welchem in langen Buchstaben zu lesen ist, daß man spielen wird den Cristoforo Colombo, wie er die Indien entdeckt hat, nämlich im Jahre 1399, wie solches der Wahrheit gemäß der Zettel besagt.

Die Piazza Montanara, eher Straße als Platz zu nennen, gegen den Fuß des Tarpeischen Felsens gelegen und zwischen ihm und dem Tiber, ist einer der Sammelplätze des römischen Volkslebens, namentlich für die untersten Schichten und für die vom Lande kommenden Campagnolen. Alles sieht hier ärmlich und unsauber aus; die Bedürfnißartikel, welche dort auf den Bänken feilgeboten werden, zeigen, daß hier für Quattrini gehandelt wird. Wer wird jene zahllosen Cigarrenstummel kaufen, welche die Jungen von den Straßen aufgelesen haben und die nun in hölzernen Kisten zum

Verkauf ausliegen? Der arme Mann und der Arbeiter von der Campagna kauft sie für seine Pfeife oder als Kautaback. Es fehlt auch nicht der Straßenschreiber, welcher an der Ecke jenes Hauses hinter seinem Tische sitzt, Papier und Feder vor sich habend und das großmächtige Tintenfaß, aus welchem er mit derselben Geläufigkeit Liebesbriefe, Drohbriefe, Contracte, Beschwerden und Bittgesuche aufzusetzen weiß. In dieser Gegend hat also das Marionettentheater sein passendes Local gewählt; es findet sein Publicum an den Straßenjungen, an den Bettlern, Arbeitern und Handlangern, welche Abends sich am Ariosto zu ergötzen ein Recht haben.

Nun thut sich das gähnende Thor der Seifensieder auf, in welchem es dunkel und ungeheuerlich ist, und schon dringen durch diese Höhle Stimmen von lärmenden und quäkenden streitbaren Jungen, welche vor der Billetverkaufsbude und vor der steinernen Treppe des Hauses lungern und sich drängen. Da es heute noch ein Carnevalstag ist, so wird das Publicum sehr zahlreich sein. Das schmuzige alte Haus steht in einem kleinen Wolfswinkel, welchen eine Lampe erhellt, wenn der Mond nicht hineinscheint. Unten befindet sich ein zimmerartiges Loch, worin die Billets verkauft werden. Wir können dreierlei Plätze haben: im Paradiese für 2 Bajocchi, im Parterre für 1 Bajocco und auf dem Palchettone für 2 Bajocchi. Da wir vermögende Leute sind, bezahlen wir den besten Platz. Nachdem nun das Billet gelöst ist, gilt es, sich ins Haus zu schieben. Dies aber ist kein geringes Unternehmen,

denn die enge Treppe ist von Schaulustigen, namentlich von Jungen, vollgepfropft, von denen jeder der erste sein will, und ein ohrenzerreißender Lärm wird verführt. Hundert Füße und Hände sind im Aufruhr, und keine anständige Tasche ist vor Fingerübungen sicher. Man wird also durch eine enge Thür in das Haus hineingeschoben, denn es geht hier Alles im Schub hinein, und ebenso werden die Zuschauer nach Beendigung des Spiels, da Alles hinausstürzt, im eigentlichen Sinne des Wortes im Schub wieder an die Luft gesetzt. An der Thüre aber steht gedankenvoll ein päpstlicher Jäger und bemüht sich um die Drangsale der Menschen, so oft es ihm einfällt.

Wir haben uns jetzt über einer Hühnerstiege auf den Palchettone gerettet, eine um die Wände laufende ganz enge hölzerne Balustrade, und dort haben wir auf wackelnden Holzbänken Platz genommen. Wir beschauen jetzt das Haus in der Nähe. Ein Vorhang mit mythologischen Figuren, Apollo und einige Musen, welche nur noch halb kenntlich und in der elendesten Verfassung sind, verschleiert noch die Geheimnisse der Bühne. Von der Decke hängt ein halber Breterverschlag, der von den Lampen angeschmaucht ist und in dessen Ritzen zahllose Düten hineingesteckt sind, die uns räthselhaft erscheinen. In diesem Verschlage nun trampeln die Zwei-Bajocco-Menschen umher, denn das ist das irdische Paradies. Unter uns liegt auf dem Boden das Parterre. Wenn Hercules, als er nach Rom kam, den Riesen Cacus auf dem Aventin zu erschlagen, dieses Parterre gesehen hätte, so hätte er wahrscheinlich eine

Arbeit daran gewendet, und wir würden heute in der Schule nicht lernen: siebentens, er hat die Ställe des Augias gereinigt, sondern: siebentens, er hat das Marionettentheater auf Montanara ausgefegt. Denn dies Parterre hat wol, solange es existirt, niemals weder die Ehre noch die Wohlthat eines Besens erfahren. Auf seinem erdigen Boden liegen Tausende von weißen Kürbiskernhülsen, Fruchtschalen und Papierfetzen, welche nun eine natürliche Mosaik bilden. Auf den Bänken sitzt eine zerlumpte Jungenschaft, Roms Sprößlinge von der Wolfsmilch genährt, die raubsüchtige Brut des Romulus. Betrachtet man auch die Physiognomien der Erwachsenen, diese bronzefarbenen, schwarzhaarigen Kerle, so glaubt man wahrlich in das Banditen- und Räuberasyl des Romulus gekommen zu sein. Indessen so urrevolutionär auch der Lärm ist, welcher von unterwärts aufsteigt, so friedlich ist der Zweck dieser Versammlung, denn sie Alle wollen sich von Puppen schöne Dinge vorspielen lassen, also ein höchst unschuldiges und kindliches Vergnügen genießen. Es hat die ganze Versammlung einen Marionettenanstrich; denn nun kommen vom Carneval her Masken ins Parterre, Pulcinelle, Pagliazzen mit Peitschen und aufgeblasenen Schweinsblasen, Wunderdoctoren und Charlatane. Sie nehmen unter Gelächter Platz; ein Zug von infernalischer Heiterkeit, ein ganz Höllenbreughelischer Charakter ist über das Parterre ausgegossen. Die Gesellschaft bedarf einiger Erfrischungen. Und siehe da, ein Verkäufer schlüpft mit Geschick durch die Bänke, auf beiden Händen einen Korb balancirend, in welchem Pfeffer-

kügelchen, kleine Pasten und die beliebten Kürbiskerne in Düten zu haben sind. Bald beginnt das ganze Parterre Kerne aufzuknuppern und die Mosaik des Bodens zu vermehren, während die Düten von den Jungen in die Ritzen des Paradieses gesteckt werden, wo sie wie Tropfsteinbildungen in einer Höhle herabhängen. Der Lärm ist wahrhaft sinnebetäubend.

Es haben sich nun auch einige Damen, Wölfinnen und tarpejische Nymphen, auf dem Palchettone eingefunden; es ist Zeit zum Beginnen. Man ruft: „Anfangen! Anfangen!" Die Musik beschwichtigt. Welche Musik! In der Ecke des Palchettone sitzen eingedrückt drei Musikanten, erzdurchtönende Männer, langausathmende Tubabläser. Wenn sie nicht von den Posaunisten Jerichos abstammen, so stammen sie sicherlich von den alten pelasgischen Tyrrhenern, welche die ersten Tuben nach Italien in die Stadt Tarquinii gebracht haben. Ihre Musik ist niederreißend, wahre Ruinenmusik. Trotz des Heulens, Pfeifens, Schreiens und trotz all dem schrillen Spectakel blasen die Musikanten mit unerschütterter Standhaftigkeit, und es fährt bisweilen durch das Chaos der Töne ein armstarker schrecklicher Trompetenstoß.

Nnn werden die Puppen spielen, und wir können die herrlichsten Geschichten sehen, den Kaiser Karl und die Paladine, den Orlando, den Medoro, den Lancelot, den Zauberer Malagis, den Sultan Abdorrhaman, die Melisandra, den Ruggero, den König Marsilio und die Königin Ginevra; wir können ganze Völkerschaf-

ten von Mohren und Sarazenen und die schrecklichsten Bataillen anstaunen.

Heute spielen sie die schöne Geschichte „Angelica e Medoro“ oder „Orlando furioso e li Paladini“. Es geht der Vorhang auf und die Puppen erscheinen. Da kommt der tapfere Orlando und sein Schildknappe Pulcinella mit einem Schwung und gleichsam durch die Luft; jener ist vom Scheitel bis zur Sohle gepanzert, und das Schwert Durandal ist an seiner Hand befestigt. Der Pulcinella trägt die weißen Hosen, den weißen weitärmeligen Rock und die spitze weiße Kappe. Die Puppen sind zwei Fuß und darüber hoch, ihre Glieder sind höchst gelenk und leisten alle menschenmöglichen Bewegungen mit einer burlesk-komischen steifen Grandezza, wobei das Klopfen ihrer hölzernen Beine, auf welchen sie beständig balanciren, um sich aufrecht zu halten, das beständige Aufhüpfen und Aufspringen und die puppenhafte Geberdung zu dem Pathos der von obenher unsichtbar declamirenden Stimmen eine ganz ergötzliche Wirkung hervorbringt.

Allmälig gewöhnt sich das Auge an die Maße dieser Gliederchen, indem es die natürlichen Verhältnisse herabstimmt, und wenn nun eine Marionette nicht gehorchen will und plötzlich eine nachhelfende Menschenhand herunterfährt, so erscheint diese dem Auge als eine ungeschlachte Hand eines Riesen und als etwas Unnatürliches.

Während nun die Puppen spielen und in bombastischen Ritterreden einander ausfodern oder sich verliebte Herzensergießungen machen, geschieht es bisweilen, daß

es einem Jungen im Parterre einfällt mitzuspielen, und daß er ein Stück Holz auf die Bühne unter die Marionetten schleudert. Ich sah eines Abends, da man die Geschichte des bösen Ganelon gab, einen Jungen diesem schändlichen Verräther ein Stück Holz nach dem Kopfe werfen, und ich glaube, der Junge that das aus demselben heroischen Mitgefühl, welches den edeln Ritter Don Quixote so weit fortriß, alle Puppen eines Marionettentheaters mit seinem tapfern Degen zusammenzuhauen, weil sich seine Ehre dagegen sträubte, zu dulden, daß schändliche Verräther eine edle und tugendsame Dame auf ihr Schloß gefangen führten. Der Antheil an dem Stück zeigt sich immer auf das lebhafteste, und es fehlt nicht an kritischen und witzigen Bemerkungen, welche beweisen, daß der Zuhörer mit dem Gegenstande bestens vertraut ist.

Den höchsten Jubel rufen immer die furiosen Scenen hervor, die sich natürlich häufen. Als Orlando über die Untreue der Angelica in Raserei geräth, schüttelt er sich mit einer so beispiellosen Wuth, daß ihm Panzer, Beinschienen und Helm Stück für Stück abfallen und er wie Amadis von Gallien im Büßerhemde dasteht. Hierauf schlägt er mit dem Degen eine Hirtencapanne, zwei Bäume und einen Felsen nieder, immer brüllend: à terra, à terra! Dazu brüllt auch Pulcinella: à terra, à terra! und rüttelt aus Leibeskräften an der Capanne. In den Schlachtscenen, deren so viel als möglich in jedem Stück vorkommen müssen, wird hinter den Coulissen stets die Trommel gerührt. Die kämpfenden Paladine oder Ritter und Mohren schlagen wol

drei Minuten lang mit unbeschreiblicher Tapferkeit aufeinander; die Puppen werden dabei in der Luft mit großer Geschicklichkeit gegeneinander geschwenkt und ihre Arme an den Gelenkfäden so geschickt bewegt und gegeneinander geschlagen, daß die Degenklingen sich beständig treffen und ein fürchterliches Getöse machen. Ich sah Orlando mit immer gleicher Tapferkeit zehn Hirten erschlagen und ungezählte Mohren niederhauen. Ist es eine Schlacht, so rennen sich die Heere stoßweise an und hauen wüthend ein; der unterliegende Theil stirbt jedesmal paarweise. Denn es fallen je zwei Puppen; auf diese fallen wieder zwei und so weiter, bis ein gräuelvoller Leichenhaufe aufgeschichtet liegt, worauf sich dann der Paladin triumphirend oder der Pulcinella einen Witz machend hinstellt.

Der Pulcinella, welcher in einem gurgelnden Tone spricht, der zur komischen Rolle vortrefflich passend ist, liebt es, in der platten Mundart von Trastevere zu reden. Die Ausgelassenheit dieses Volkshumors ist so groß, wie oftmals die bewundernswerthe Feinheit der Einfälle. Er ist ein unveräußerliches Eigenthum der romanischen Völker, der Italiener und der Spanier. Er zeigt, wie im Wesen der Volkspoesie das Tragische und das Komische zusammengehen. Auch der Leporello ist nichts Anderes als der Pulcinella. Calderon hat die komische Volksfigur ganz vortrefflich und weit volksthümlicher aufgenommen als irgend ein anderer Tragödiendichter, vor allem in seinem Faustischen Stück: „Der wunderthätige Magus". In unserm Puppenspiel „Faust", das vor dem Volke leider selten geworden ist,

erscheint auch der Pulcinella leibhaftig, wenn auch im deutschen Kittel; im Goethe'schen „Faust" hat der Wagner den ursprünglichen Charakter verloren und ist eine dem Volke unverständliche intellectuelle Figur geworden. Der Pulcinella ist eigentlich zum Mephistopheles erweitert und namentlich ist der Teufel in der parodistischen Gartenscene ganz pulcinellenhaft. Es besteht aber das Wesen der italienischen Figur nicht in der Ironie, sondern in der Parodie, welche hier wieder nur ein ganz bewußtloser Zug des ausgelassenen Humors überhaupt ist.

Die schöne Geschichte vom Cristoforo Colombo spielt das Puppentheater bereits seit 14 Tagen unausgesetzt dreimal am Abend. Es ist ein ausgesuchtes Spectakelstück und reizt die Neugierde besonders durch die unerhörte Erscheinung der Indianer. Die Fabel ist aus allen zu einem Ritterstücke erfoderlichen Bestandtheilen auf das beste zusammengesetzt. Diese Dinge sind: schändlicher Verrath, Liebe und Eifersucht, ritterliche Ausfoderung und Kampf und so viel Schlachterei als möglich. Der schändliche Verräther in dem Stücke war Roldano, die einzige geschichtliche Person neben dem Colombo in diesem trefflichen Drama. Roldano hatte sich auf die Seite der Indianer geschlagen, man sah ihn sogar auf einem indianischen Throne sitzen, über und über mit Federn ausstaffirt, sodaß er einem Paradiesvogel ähnlich sah. Die Indianer waren ebenfalls mit prächtigen Federbüschen gekrönt und trugen mitunter auch Federn an den Beinen, nach Art des Mercur. Roldano redete sie Soldati an. Sie waren übrigens gut einexercirt und erschienen in der Schlacht mit Flinten

und Schießgewehren. Colombo selbst trug einen stattlichen spanischen Rock mit einer Halskrause und ein schwarzes Barett. Man hatte ihn nicht als Paladin aufgefaßt, sondern als Admiral; daher war ihm der Degen nicht an der Hand befestigt. Er handelte gar nicht, desto mehr aber seine Ritter Pisandro, Glorimondo und Sannazaro. Vor seinen Augen fodern sich zwei edle Damen, welche nach Ariostischer Weise Panzer tragen, zum Kampf, die beleidigte Martidora erschlägt ihre Feindin und deren Gemahl. Der Pulcinella ist Colombo's Schildknappe. Ein Engel erscheint ihm und gibt ihm einen Ring, mit welchem er den Roldano und die Indianer etwa so verzaubert, wie der Ritter Hyon den Sultan von Babylon und die Heiden mit dem Horn verzaubert. Denn die gefiederten Indianer fahren beim Anblick des Rings in die Lüfte, Roldano aber bleibt regungslos an den Boden geheftet stehen. Hierauf erscheinen zwei gräuliche Prügelgeister, welche den Roldan auf Befehl des Pulcinella auf das grausamste durchprügeln. Dieser Act der Gerechtigkeit erregte ein unglaubliches Jauchzen unter dem Parterre, welches vor moralischem Wohlbehagen nicht anders schrillte als eine Wolke von grillen Mauerschwalben; dazu wurde auf der Trommel der Gerechtigkeit gerasselt und ein Hornbläser hauchte in erschütternden Tönen seine Seele aus. Ich sah wieder einige Jungen dem schändlichen Verräther mit Papierdüten nach dem Kopfe werfen, um ihm so die gründlichste Verachtung des Parterre zu erkennen zu geben.

Nun folgte ein Zwischenact. Wer niemals einen

Zwischenact auf der Montanara erlebt hat, kann sich keine Vorstellung von Lärm machen. Man glaubt in der Arche Noah zu sein und alle Thiergeschlechter schreien zu hören. Es ist das nächtliche Thierleben im Urwald, wie es Humboldt beschreibt, und dieses Gezeter von 300 Jungen begleitet mit einer wahrhaft göttlichen Ruhe ein pflichtschuldiger Hornbläser. Von dem Parterre kriechen nun beständig Jungen nach dem Palchettone empor, um sich dort einzuschmuggeln: sie klettern wie Marder, wie Wiesel und Eidechsen. Sieht sie aber der wachthabende päpstliche Jäger auf dem Palchettone, so schlägt er ihnen mit der Faust auf die Köpfe, daß sie hinunterpurzeln. Hat er sich weggedreht, so sind sie wieder oben. Kaum aber ist der Vorhang zum Zwischenact gefallen, so kriechen einige Jungen an die Bühne und heben ihn von unten auf, um zu sehen, ob es nicht bald wieder losgeht.

Der Schluß des Cristoforo Colombo war eine der glänzendsten Schlachtscenen; denn beide Heere, Indianer wie Spanier, rückten mit Feuergewehr an, welches losgebrannt wurde. Auch eine Kanone wurde abgefeuert, worauf die Indianer alle paarweise, doch erst nach heldenmüthigem Kampfe, niederfielen. Dies Schießen, Trommeln, Hornblasen, das Klappern der im Kampfe zappelnden Marionetten und das gellende Kreischen des Parterre war das ausgesuchteste Schlachtgetöse, das je auf einer Bühne gehört worden ist.

In der Regel spielen die Marionettentheater drei mal des Abends. Sie beginnen mit Ave Maria; das erste Stück ist das kürzere, dann folgt ein größeres,

welches man Camerata lunga heißt. Wir wollen nicht mehr zur Camerata lunga bleiben, sondern nach dem zweiten Marionettentheater auf Piazza San-Apollinare gehen.

Da führt uns der Weg über den San-Eustachio-Markt mitten in ein unabsehbares Gewühl von Menschen und in ein Meer von schrillenden, pfeifenden, knarrenden und schnarrenden Tönen, welche das Ohr zu zerreißen drohen. Nicht wie bei uns zu Lande beschenkt sich hier die Welt am Christabend, sondern sinnvoller am Tage, da die drei Magier dem Christkinde die Bescheerung brachten. Dieser Begebenheit zu Ehren wird nun mit dem 6. Jan. hinter dem Pantheon der San-Eustachio-Markt eröffnet. Mehre Straßen hindurch gibt es nichts als Ausstellungen von Spielwaaren jeder Art, welche oft auf das sinnreichste und graziöseste zusammengesetzt sind. Es scheint davon so viel vorhanden zu sein, daß man die ganze Kinderwelt damit versorgen könnte. Nun wogt durch diese Straßen eine Flut von Menschen; man trommelt auf kleinen Trommeln, man bläst auf Muschelhörnern, man kreischt mit Schnarren, und besonders wird auf kleinen Pfeifen gepfiffen, welche die Form von Kinderspielzeug haben, als Pulcinelle, Springmännchen, Hündchen und Vögelchen von Thon. Buben, welche sich als Pulcinelle herausstaffirt haben, gehen bandenweise mit solchem Gepfeife durch die Straßen. Es ist ein dämonischer Lärm. Er steckt an, Alles pfeift und kreischt, und selbst mancher feingekleidete Herr widersteht nun dem Drange nicht länger und setzt nun auch die Pfeife an

den Mund. Diese Tausende von schrillen Tönen bringen eine Wirkung hervor, welche die Seele im Leibe zu einer miauenden Katze verwandelt. Seltsam! dieselbe Neigung, die den Menschen bisweilen plagt, sich in eine wildfremde Maske zu werfen, treibt ihn auch, seine Stimme und Sprache zu maskiren und in die wunderlichsten Laute ausbrechen zu lassen. Wie der im Zorn kreischende Mensch will er ganz und gar aus seiner Haut fahren.

Wir sind im Theater San-Apollinare angelangt. Dieses zweite Marionettentheater, ehemals Teatro Fiano und in der Zeit der jüngsten römischen Republik durch die sarkastische Figur Cassandrino beliebt, welche sich jetzt in den politisch unschuldigen Pulcinella verwandelt hat, ist, wie ich schon gesagt habe, das civilisirte Puppentheater. Die Puppen spielen hier vor einem anständigen Publicum auf einer kleinen, sehr zierlich ausgestatteten Bühne, welche sauber gemalte Coulissen jeder Art aufzustellen vermag und mit einem vollständigen Bühnenapparat ausgerüstet ist. Der Zuschauerraum in einem kleinen Saale besteht aus dem Parterre und dem Palchettone. Für einen Sitz in jenem zahlt man drei Bajocchi, für den Palchettone aber fünf. Der Preis verwehrt also der untersten Classe den Eintritt. Man sieht die Mittelclasse und die gebildete Welt, welche auch das Vergnügen eines Marionettenspiels nicht verschmäht. Das Proscenium hat sogar Lampen, vor denen ein kleines Orchester in den Zwischenacten spielt, und der Vorhang ist neu und elegant. Man gibt hier wol auch Ritterstücke, wie den

bekannten Volfango fiero, aber in dem schönsten Costüm, da die Ritter köstliche Harnische, die Damen sammtene und seidene Schleppkleider tragen; doch meist spielt man Leibrockstücke in Glacéhandschuhen, Conversationsdramen, Localpossen und Heirathsgeschichten, in denen bisweilen reiche Engländer herhalten müssen. Der Pulcinella hat dasselbe Costüm wie sein Zwillingsbruder auf der Montanara, und ist gleich seine Natur dieselbe, so hat er sich doch in höherer Gesellschaft Lebensart angeeignet. Ganz erstaunlich aber ist seine Gelenkigkeit, denn sitzend weiß er sogar die Beine übereinander zu schlagen und mit den Füßen zu schlenkern wie ein Engländer. Bei Hochzeiten oder bei andern festlichen Gelegenheiten lassen sich Herren und Damen mit großem Anstand auf die Polster nieder und schauen einem Ballet zu, welches das Orchester mit Musik begleitet. Außerdem wird jedes Stück mit einem Ballet geschlossen. Die Kunstfertigkeit und Grazie, wozu es diese Puppen im Ballet gebracht haben, ist bewundernswürdig; denn nicht allein tanzen sie die schwierigsten Tänze ebenso feenhaft und anmuthig, als die Cerrito oder die Pepita sie tanzt, sondern auch der Anstand ihrer Bewegungen und die huldreichen Mienen, mit welchen sie sich verneigen und grüßend die Arme bewegen, sind hinreißend. Man vermißt hier nichts, was einem Ballet der Oper zukommt. Diese Puppen tanzen Goethe, Shakspeare und Dante mit den ausgesuchtesten Beinschwenkungen, und bald schweben sie in lustiger Polka, bald wiegen sie sich wie Schmetterlinge, bald drehen sie sich auf der äußersten Zehspitze, bald knien sie zur Attitude nieder,

und jedesmal endigen sie ihr Ballet mit einer großartigen malerischen Gruppe, zuweilen in bengalischem Feuer. In allem Ernst, es ist das non plus ultra von Gelenksamkeit, wozu es Puppen gebracht haben.

Wir haben also gesehen, daß dies ernstmelancholische und düstere Rom in seiner Physiognomie auch einen kindlichen Zug zeigen kann, und daß der Pulcinella auf all diesen Trümmern, Katakomben und Todtenschädeln lustig sein Wesen treibt und so fröhlich ist wie das Heimchen auf dem Grase der zerstörten Kaiserpaläste und die grüngoldene Eidechse, welche an dem Grabmal der Cäcilia Metella sich emporschlängelt.

Ich wollte nun meine Freunde in das Volkstheater auf die Piazza Navona führen, aber ich höre die Stimme eines predigenden Kindes, und diese lockt uns in die alte schöne Basilika von Ara Celi auf das Capitol. Dort predigen Vormittags und Nachmittags kleine Kinder, Buben und Mädchen, mehr als eine Woche lang bis zum Fest der heiligen drei Könige, an denen die Kinderpredigten endigen. Aus einem Marionettentheater ist es kein weiter Sprung zu einer Predigt kleiner Mädchen von sechs oder acht Jahren. Auch ist der Mittelpunkt dieser Schauspiele eine Puppe, eine mit Edelsteinen und flimmernder Krone reich gezierte, der heilige Bambino von Ara Celi.

In einer Kapelle der Kirche ist die Grotte von Bethlehem und die Verehrung der drei bescheerenden Könige vom Morgenlande auf das zierlichste dargestellt; es sind Wachsfiguren in Weise eines Guckkastens mit Staffagen von Schäferei und landschaftlichem Zubehör.

Die Mutter Gottes sitzt nun in der Grotte und hält auf ihrem Schoos den Bambino, welchem die Könige die Geschenke kniend darreichen. Draußen aber kniet am Pfeiler eine stattliche Figur im scharlachnen Mantel, mit türkischen Pantalons und in einem Kopfbunde; anbetend hält sie die Arme zum Bambinello erhoben. Ihr gegenüber steht an dem andern Pfeiler ein großes und erhabenes Weib, welches dem knienden Halbtürken das Jesuskind zu zeigen scheint. Dieser Halbtürke ist kein Anderer als der Kaiser Augustus und das Weib ist die Sybille. So hat man hier die Sage dargestellt, daß die Sybille dem Augustus in einer Vision das Jesuskind gezeigt habe, welches in die Welt gekommen sei, sie zu beherrschen. Sie ist eine der tiefsinnigsten Legenden des Christenthums.

Dieser Grotte gegenüber steht nun auf der andern Seite des Kirchenschiffs ein Predigtpult, auf welches Kinder im Alter von sechs bis zu zehn Jahren steigen, eins nach dem andern, jedes etwa fünf Minuten lang predigend; und das geht etwa zwei Stunden vor einigen Tausend Menschen so fort. Ein kleiner hübscher Junge stieg zuerst auf das Pult, schlug ein Kreuz und fing nun mit Geberden, wie Kinder handbewegend zu declamiren pflegen, eine wohlgesetzte Predigt von dem in die Welt gekommenen Heile an. Sein Nachfolger, ein größerer Knabe im Chorhemd, verstand es noch besser. Er schrie mit einem komischen Pathos, donnerte seine Predigt gleich einem Kapuzinermönch herunter und gesticulirte trotz einem tragischen Schauspieler. Man sah dem Knaben an, daß er ein ange-

borenes Talent zur Mimik besaß; kam in seiner Predigt das Wort Kopf vor, so faßte er nachdrucksvoll nach dem Kopfe, Auge, nach dem Auge, Ohr, nach dem Ohre. Als er einmal Harfenspiel sagte, machte er sofort mit beiden Händen die Griffe eines Harfenspielers. Diese kindliche Art, mit der Mimik die Dinge selbst in ihrer Leiblichkeit zu geben, war sehr ergötzlich, und sie erntete den lebhaftesten Beifall aller Zuhörer, welche die Predigt theils andächtig hinnahmen, weil Kinder die Wahrheit sagen, theils sich an ihr vergnügten wie an einem Marionettenspiel. Keins der Kinder war im mindesten verlegen, die meisten schienen stolz zu sein, daß sie vor Tausenden sprechen durften, und mit dem zunehmenden Sicherheitsgefühl nach überwundenem Anfang schwoll ihre Stimme immer höher und wurden ihre Geberden immer theatralischer. Mancher Redner vor dem Parlament würde sich die Unbefangenheit eines solchen vor aller Welt predigenden Kindes zu wünschen Ursache haben, und wenige Redner möchten ein so großes und aus so vielen Nationen zusammengesetztes Publicum vor sich sehen, als hier in Ara Celi sich zusammenfindet.

Auf die Knaben folgten Mädchen, zierliche kleine Fräulein mit Locken, im Federhütchen und im atlasnen Jäckchen. Sie machten einen Knix, schlugen ein Kreuz und huben ihre Predigt an. Es ist seltsam genug anzuhören, spricht ein so kleines Ding von der Sünde Adam's, die der Herr von uns genommen hat, von dem Glauben an das Heil und an das Wort, welches Fleisch geworden ist durch Jesum Christum, und von

dessen Opfertod, wodurch er die Menschheit gereinigt hat. Es ist nicht anders, als ob die Puppen auf der Montanara zu reden anfangen, und die kleinen Marionettenpaladine mit dem ernstesten Pathos ungeheuere Dinge sagen, zur Ehre Christi gegen die Mohren das Schwert ziehen und die gesammte Heidenschaft herausfodern, oder als ob die Marionettendämchen in Federhut und Mäntelchen in die herzbewegendsten Declamationen ausbrechen und bei den Sternen ewige Liebe schwören.

Betrachtet man diese predigende Kinderwelt, so möchte man glauben, daß auch ihre Predigten und die Dinge, welche sie darin sagen, marionettenhaft sein müßten, und daß es sich hier um einen ganz kleinen Puppencultus und kleine Gefühle handelte, die der Zuhörer mit dem Mikroskop besehen müßte. Aber dem ist keineswegs so, es sind sehr gewichtige Predigten im großen Stil, und keiner fehlt der grundgelehrte Anstrich der Citate. Und so hört man fast ein jedes Mädchen, unter denen auch Kinder von sechs Jahren predigten, einzelne Glaubenswahrheiten durch Anführung von Kirchenvätern bekräftigen und sagen: So sagt der heilige Paulus, così dice San Bernardo, dice San Agostino, und so sagt der heilige Tertullianus.

Ich glaube, irgendwo steht geschrieben: „Wenn die Propheten schweigen, werden die Kinder reden, und wenn die Kinder schweigen, werden die Steine sagen: Amen!“ Geschahen doch selbst Wunder in Bremen, wo die Tische anfingen zu wandeln. Aber der ernste und wahrhaft religiöse Mensch wendet sich mit Er-

staunen von diesem Kindercultus in Ara Celi und überdenkt die Metamorphosen des Christenthums. Was würden Sanct-Paulus und Sanct-Petrus sagen, träten sie in jene Kirche und sähen sie, was aus ihrer Predigt geworden ist!

Eins bemerke ich nur, daß Madame Harriet Beecher-Stowe, die Verfasserin von „Uncle Tom's Cabin", welche die menschliche Natur in unserm ohnehin schon frühlebigen Jahrhundert so weit gesteigert hat, daß sie die fünfjährige Evangeline zu einer Methodistenpredigerin, ja zu einem Genius des Christenthums machte, in Ara Celi zu Rom in einer einzigen Stunde mindestens zwölf kleine Evangelinen sehen könnte, welche noch obenein sämmtliche Kirchenväter studirt haben.

Die Kinder nun, die das Jesuskind im Schoose der Maria wie ein Püppchen anlächelten, knieten am Schluß ihrer Predigt nieder und richteten ein Gebet an den Bambinello. Ein kleines Mädchen betete also: „Allerliebstes kleines Knäbchen, schlag' doch deine kleinen Augen auf und wirf auf uns Sünder einen Blick der Gnade." Das Ansehen, welches der Bambinello von Ara Celi in Rom genießt, ist sehr groß, es hängt mit einer Legende zusammen. Eines Tages, es war vor vielen Jahren, verliebte sich eine junge und schöne Engländerin in den Bambino bis zum Sterben. Täglich besuchte sie die Kirche, täglich wuchs ihre Sehnsucht, endlich beschloß sie, den Kleinen zu entführen. Sie verfertigte also heimlich einen ähnlichen Bambino, einen Wechselbalg, trug ihn in die Kirche und vertauschte ihn mit dem echten Bambinello, welchen sie

mit sich nach Hause nahm. Aber in derselben Nacht fingen alle Glocken im Kloster und in der Kirche Ara Celi von selbst zu läuten an, die Mönche stürzten heraus und fanden den entführten Bambinello mit gebogenem Knie an der Thüre stehen, im Begriff, sie aufzustoßen, denn er hatte sich aus den Gemächern der Engländerin selbst auf und davon gemacht. Dies ist die Legende vom Bambino von Ara Celi. Seitdem kam er in große Liebe, und oft genug kann man ihn in seiner Kutsche fahren sehen, wenn er Krankenbesuche macht. Auch in der jüngsten Revolution Roms spielte er eine Rolle. Das Volk hatte nämlich die Wagen der Cardinäle zertrümmert und verbrannt, es schleppte selbst den kostbaren Wagen des Papstes aus seinem Verschluß und wollte ihn vernichten. Einige gemäßigte Männer aber, oder solche, die von den Priestern bearbeitet waren, erhoben sich dagegen. Sie wollten die Prachtkutsche des Papstes retten, also machten sie den Vorschlag, sie nicht zu vernichten, sondern dem heiligen Bambino von Ara Celi zum Geschenk zu machen. Niemand von den Republikanern Roms wagte diesem Vorschlag zu widersprechen, und feierlich ward der Bambino in Besitz des Wagens gesetzt. Zum Beweise aber, daß er factisch davon Besitz ergriffen habe, führten ihn eines Tages die Mönche in dem Papstwagen öffentlich auf dem Corso spazieren.

Seht, die große Procession setzt sich in Bewegung, sie holt den Bambino aus dem Schoos der Mutter Gottes, führt ihn durch die Kirche und auf die große Treppe, wo er dem Volk gezeigt wird, und dann kehrt

sie zurück, um den Bambinello zu verschließen. Es sind prächtige Köpfe unter den Franciscanern von Ara Celi, versunkene Physiognomien, die in der Kutte stecken, wie ein halb eingesunkener Grabstein von römischem Travertin in der Erde steckt mit verwischter Lapidarschrift; andere sind eherne Köpfe, Dickköpfe wie Claudius und Fettgesichter gleich dem Nero.

Die Kinderpredigten sind nun zu Ende.

Wir aber gehen in das recitirende Volksschauspiel, das Teatro Emiliani, das unterste von allen römischen Theatern für das Drama. Die dramatische Gesellschaft Emiliani hat ihrem Repertoire gemäß, gleich der Marionettenbude auf der Montanara, ein passendes Local gewählt, nämlich die Piazza Navona. Auf diesem großartigen, schönsten Platze Roms, ehemals das Stadium Domitian's, werden im August die Wasserlustbarkeiten gefeiert, da man die Brunnen der Navona verstopft und den Platz unter Wasser setzt, worauf dann das Volk in Wagen umherfährt oder nach Vergnügen darin watet. Die Mitte des Platzes ziert der herrliche phantastische Springbrunnen des Bernini, ein ausgehöhlter Felsen, auf dessen Ecken die Flußgötter Ganges, Nil, Donau und Rio de la Plata in kolossaler Größe liegen, während seine Spitze der Obelisk vom Circus des Maxentius krönt. Zwei andere Springbrunnen sprudeln auf jeder Seite des Platzes. Um den Obelisk nun und zwischen den Springbrunnen über die ganze Länge der Navona tummelt sich vom Morgen bis zum Abend das Volk; denn hier haben die Gemüsehändler, die Kastanienröster, die Fruchtverkäufer,

Wirker, Strumpfer und Händler mit alten Eisenwaaren ihre Posten, und der Mittelstand kauft hier seine Bedürfnisse ein. Die große Volksmenge zieht deshalb Charlatane, Spielleute, Menageriebesitzer auf den Platz, und jener Trompeter dort sagt, daß man hier auch ein recitirendes Schauspiel genießen könne. Er kommt von Zeit zu Zeit weit in den Markt hinein, stößt in die Trompete und ruft mit hallender Stimme: „Ai biglietti, ai biglietti!“ Vor dem Theatergebäude, welches sich von den andern ernst aussehenden Häusern nur durch einen großen Theaterzettel unterscheidet, sitzen Verkäuferinnen von Pfefferkuchen und von Kürbiskernen, welche hoch aufgeschichtet auf den Tischen liegen. Das Volk strömt nach der Kasse. Es ist die Mittelclasse, der Handwerker und der Kleinbürger, der im Stande ist, drei oder fünf Bajocchi für einen Theaterabend auszugeben.

Das Haus hat ganz dieselbe räumliche Einrichtung wie jenes in der Montanara, nur in etwas größerm Maßstabe. Auch hier herrscht ziemliche Wüstheit und Unordnung, und das Gebaren der Zuschauer im Parterre, welche die krächzende Musik mit Fußstampfen und Pfeifen zu begleiten pflegen, oder mit den Händen auf den Banklehnen den Takt schlagen, ruft bisweilen die Montanara ins Gedächtniß. Indeß ist die Frauenwelt zahlreich vertreten, und nach löblicher italienischer Sitte überschreitet die Heiterkeit niemals die Grenzen des Schicklichen. Man kann hier Frauen auf den Bänken sitzen und geruhig ihre Kinder säugen sehen, während sie mit aller Lebendigkeit der Handlung auf der Bühne folgen.

Der Vorhang, mit einer Scene von Satyrn um den trunkenen Silen lustig ausstaffirt, geht nun in die Höhe, und da wir nicht wissen, was heute gespielt wird, müssen wir es rathen. Es tritt ein alter Wucherer auf. Er gewinnt die Marketenderin eines Regiments, um deren Hand sich ein Cadet und ein Sergeant bewerben, zum Eheversprechen. Hierauf erscheint auch der Sergeant, die lustige Person; er betrinkt sich nach und nach in Aquavita. Wie er nun auf der Scene allein bleibt, kommt ein blasser Mensch von ziemlicher Leibeslänge mit Schnauz- und Knebelbart und in hohen Reitstiefeln herein. Bei Seite sagt er, er sei gekommen, seine Soldaten zu beobachten, und das bringt uns auf den Gedanken, daß er, wenn nicht gar ein berühmter König, so doch mindestens ein großer Feldherr sein müsse. Indem er martialisch seinen Schnauzbart dreht und mit den Reitstiefeln umherpoltert, zieht er auffallend oft eine große Dose hervor, und fast unaufhörlich schnupft er Taback, welcher bereits die Aufschläge seiner Montur bedeckt. Der räthselhafte Mensch gibt sich dem Sergeanten für einen verarmten Veteran aus und fragt ihn, wie er es mache, wenn er in Geldverlegenheit gekommen sei. Hierauf zeigt ihm jener im Vertrauen seine Säbelklinge; die eiserne, sagt er, habe er versetzt und sich dafür eine hölzerne einsetzen lassen. Unterdeß kommt der Wucherer. Der alte Fritz — denn kein Anderer ist jener martialische Veteran mit Schnauz- und Knebelbart — verkauft ihm endlich seine goldene Dose für den Spottpreis von einem Friedrichsdor.

Im folgenden Act sitzt der betrunkene Sergeant eingeschlafen auf einem Stuhl; ein Tambour geht um ihn herum und erweckt ihn mit Trommelschlägen. Nun marschiren sechs päpstliche Jäger auf, welche den Wucherer arretiren; dann erscheint der alte Fritz in königlicher Uniform mit demselben Schnauz- und Knebelbart, mit einem großen Dreimaster und ungeheuern gelben Rockaufschlägen. Der betrunkene Sergeant hat sich zwar in Reih' und Glied gestellt, taumelt aber mehrmals auf den König, was vom Publicum mit großem Gelächter bemerkt wird, der alte Fritz aber zu ignoriren scheint. Indeß verhängt er sowol über den Wucherer als über den Sergeanten die gebührende Strafe. Jenem soll auf der Stelle der Kopf abgeschlagen werden, und zwar soll diese Execution der Sergeant mit seinem eigenen Säbel vollziehen. Während nun der Wucherer nach vielen flehentlichen Geberden sich in sein Schicksal ergeben hat und niedergekniet ist, den Todesstreich zu empfangen, hat auch der Sergeant nach vielem Sträuben sich in das Unvermeidliche gefügt. Er bringt das Schlachtopfer zuerst in die passende Lage, besieht dessen Hals und merkt sich die Stelle, in welche er einzuhauen habe, dann wirft er sich auf die Knie und bittet die Madonna um Beistand bei dieser schrecklichen Action. Sobald er endlich zum Schlag ausholt, ruft er plötzlich aus: „Miracolo! miracolo! Sehet, die Madonna hat meine Säbelklinge in Holz verwandelt!“ Es folgt die großartige Verzeihung des alten Fritz; doch muß der Wucherer zur gerechten Strafe das Regiment drei Tage lang auf seine Kosten verpflegen.

Der alte Fritz wurde mit Ungestüm gerufen, erschien und bat in wohlgesetzter Rede das verehrungswürdige Publicum, zum nächsten mal wiederzukommen, wo man die Ehre haben würde, den Artaxerxes, König von Persien, zu spielen; was denn mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Dieses schöne Schauspiel lehrt, in wie mythischer Gestalt der alte Fritz im Gedächtniß des italienischen Volks lebt, welches noch heute die Deutschen unterscheidet als Austriaci und als Prussiani. Die Prussiani kennt es nur aus der Geschichte des alten Fritz, von welchem gesagt wird, daß er ein zweiter Attila gewesen sei und die Austriaci bezwungen habe.

Die Schauspieler auf der Navona sind sehr mittelmäßig. Man findet wol auf den kleinsten wandernden Bühnen Deutschlands nicht schlechtere, als hier agiren, und namentlich ist das Frauenpersonal ausgezeichnet durch Häßlichkeit.

Jede Vorstellung auf dem Teatro Emiliani schließt entweder ein Ballet oder eine Pantomime und ein lebendes Bild, wie Abel's Tod, Ahasver, die römische Virginia, Salvator Rosa unter den Banditen und andere Darstellungen.

Eines Abends kündigte der Theaterzettel ein besonders vielversprechendes Stück an, dessen Name ist: Ravanello spaventato da un morto parlante (Der durch einen redenden Todten erschreckte Ravanello). Das mußte also eine außerordentliche Begebenheit sein und eine ergötzliche Vorstellung werden. Das Stück

war die Geschichte des Don Juan im volksthümlich romanischen Gewande. Wie im Spanischen, und wie auch sein eigentlicher Name lautet, heißt er hier Don Tenorio, der Leporello aber heißt Ravanello. Donna Anna, Don Octavio und der Commendatore sind Figuren wie bei uns. In dieser volksthümlichen Fassung ist der Don Juan keineswegs ein Faust der Sinnenlust, sondern schlechthin ein gottloser und frivoler Lebemann. Sein Charakter wird nur in einer Handlung entwickelt. Er tödtet den alten Comthur aus Rache, nachdem er dessen Zimmer Nachts erstiegen hat. Wie er sich später auf dem Kirchhof findet, folgt dieselbe Scene der Einladung der zu Roß sitzenden Statue, wie sie in unserer Oper vorgestellt wird, nur fehlen die herkömmlichen Witze des Ravanello. Der Commendatore erscheint zum Banket. Er ist vorgestellt als ein weißer Mehlteufel und höchst gräuelvolle Gestalt. Der erschreckte Don Juan ladet das Gespenst ein, Platz zu nehmen und sich zu bedienen. „Ich esse keine Speise", sagt der Geist. „Willst du Musik hören?" fragt Don Tenorio. „Ja", sagt der Geist. Nun spielt die Musik einige Minuten lang, während Don Tenorio und das Gespenst sich sprachlos gegenüberstehen. Diese Scene ist von einer wahrhaft tiefen Wirkung und, wie man erkennen wird, höchst sinnreich, da hier die Musik gleichsam als himmlische Macht, als die übersinnliche Stimme Gottes und Posaune des Gerichts dem Don Tenorio in die Seele dringen soll. Sobald die Musik schweigt, ladet der Comthur den Don Tenorio seinerseits zu sich, das heißt in das Todtengewölbe zum Banket, und

da Tenorio als echter Caballero diese Einladung nicht ausschlagen darf, sagt er zu, sein Gast zu sein.

Er geht also in die Todtengruft, worin er sich allein befindet. Unter Särgen und Monumenten steht ein schwarzbedeckter Tisch, auf welchem man Teller und Flaschen sieht; das Gedeck ist mit Todtenschädeln decorirt. Plötzlich kündigen, wie in der ersten Gespensterscene, laute Stöße mit einem Stocke unter dem Boden das Erscheinen des Gastgebers an, und die weiße Gestalt tritt, feierlich schreitend, auf. „Iß!" sagt der Geist. Der schaudernde Don Tenorio wendet sich hinweg. „Ich mag nicht essen", ruft er mit bebender Stimme. „Willst du Musik?" „Ja!" sagt Don Tenorio. Wieder eine wirksame Pause, da nur die Musik spielt. Die Musikanten, vier Hornbläser und ein Bassist, thaten ihr Möglichstes, um etwas ganz Infernalisches von Tönen zusammenzubringen, und so erkannte man deutlich die Wirkung der Scene auf die Gemüther der schaudernden Zuhörer. Sobald die Musik schwieg, begann der Geist seine Stimme zu erheben und nach Art eines Kapuzinermönchs eine eindringliche Ermahnungsrede an Don Tenorio zu richten, indem er ihn auffoderte, in sich zu gehen, das Heil seiner Seele zu bedenken und sich zu Gott zu wenden. Don Tenorio aber verweigerte die Bekehrung in cavaliermäßigem Trotze. Nun folgte der Handschlag, das Ergreifen und Festhalten der Hand des Don Tenorio, und es öffnete sich augenblicks eine Fallthüre, aus welcher schreckliche Flammen von Kolophonium hervorbrachen. Nicht so bald ersah Don Tenorio diese Fallthüre, als

er auf sie zuschritt und mit der Tapferkeit des römischen Curtius sich mitten in das Kolophonium hineinstürzte.

In der letzten Scene erschien nun auch die Hölle selbst mit bengalischen Flammen und mit dem in großer Fürchterlichkeit aufgesperrten Höllenrachen. Jetzt stürzte Don Tenorio herein; halbnackt, an den Armen gefesselt und gesträubten Haars, wälzte er sich am Boden, während ihn einige Kobolde von der höllischen Inquisition gehörig zwickten. In solcher Pein rief der Verdammte: „Schon tausend Jahre schmachte ich hier, ist keine Rettung?" Hinter der Scene brüllten die Dämonen: „Keine! keine!" Der Vorhang fällt. Dies ist der Don Juan in seiner volksthümlichen Behandlung; aller Nachdruck geht auf die moralische Wirkung, das Possenhafte verschwindet fast gänzlich, und der Ravanello ist eine ganz unbedeutende Figur geworden; denn die Färbung von Humor, welche das Stück anfangs zeigte, verliert sich schon in seiner Hälfte.

Wir sehen, daß dieses Teatro Emiliani ziemlich interessante Dinge von tragischem Kaliber vorzuführen im Stande ist, und so wollen wir es uns nicht nehmen lassen, die erschütterndste Tragödie der italienischen Poesie auf ihm spielen zu sehen, nämlich die „Francesca da Rimini".

Die weltberühmte Episode des Dante'schen Gedichts hat, wie die Malerei, so auch die Dichtung zur Behandlung gereizt und auch dramatische Versuche veranlaßt, welche sich alle als undramatisch erwiesen haben. Selbst Byron sagt in seinen Tagebüchern, daß er den

Gedanken faßte, eine Tragödie „Francesca da Rimini“ zu schreiben. Es ist zu bedauern, daß er es nicht that; wenn er auch kein Bühnenstück geliefert hätte, so war er doch der Poet dazu, große Leidenschaften groß aufzufassen. Die Einfachheit der Handlung macht die dramatische Entwickelung schwer, und sie fodert einen großen Dichter, welcher sich auf die Dialektik der Leidenschaft versteht. Silvio Pellico ist der Einzige, der ihr nahe gekommen ist. Seine „Francesca da Rimini“ hat eine gute innerliche Entwickelung bei sehr edel gefaßten Charakteren, wenn auch die dramatische Wirkung nicht groß ist. Das Stück ist in Italien classisch und wird auf kleinen wie auf großen Bühnen gespielt. Hier in Rom spielten es in diesen Tagen zwei Theater nebeneinander, das Teatro della Valle als ernstes Trauerspiel, das Teatro Emiliani als Travestie.

Sehen wir es also auf der Navona. Die Schauspieler tragiren es hier im römischen Dialekt, das ist in der platten Mundart von Trastevere. Man wird also wissen, was hier aus der „Francesca da Rimini“ gemacht wird; sie wird travestirt oder trasteverirt. Es ist, als gäbe man die „Iphigenia“ plattdeutsch oder den „Faust“ in der niederländischen Uebersetzung des Bleeschhauer. Und so war es höchst charakteristisch für den italienischen Volkssinn, daß man die einzige Tragödie Italiens travestirte. Bei uns wäre eine solche Caricatur des Tragischen unmöglich, wir wollen es mit Freuden sagen. Wo würde sich wol eine noch so kleine Bühne finden, welche es wagen sollte, die „Maria Stuart“ als lachenerregende Travestie vor dem Volke

zu spielen? Man travestirt bei uns die Tragödien nur durch schlechtes Spiel, nicht aber aus Absicht zu ergötzen.

Auf der Navona traf Alles zusammen, um die größtmögliche Lächerlichkeit zu erregen, der platte Dialekt und das schon von Natur entsetzliche Spiel der Schauspieler, namentlich der Francesca selbst. Indem sie die tragischen Rollen, welche der Dialekt lächerlich machte, ernst spielten und von dem Kothurn immer wieder auf die Socken fielen, glichen sie jenen Schauspielern von Pyramus und Thisbe. Der alte Guido von Ravenna, Francesca's Vater, hatte sich einen Buckel gemacht und spielte in sammtenen Hosen und in Hemdärmeln als Kobold. Die unglückliche Francesca glich einer von Gesundheit strotzenden Milchmagd, und Lanciotto und Paolo hatten Figur und Art von zwei ledernen Raufbolden, welche schimpfend und schreiend die Plempen ziehen. Sie spielten jedoch mit vollem Ernst und in unveränderter Handlung des Stücks, nur war jede erhabene Sentenz ins Trasteverinische nicht allein dem Wortlaut, sondern auch dem Gedankenausdruck nach herabgestimmt. Dieselbe Tragödie war stehen geblieben, aber sie war nach dem Recht des Carneval in eine Hanswurstjacke gesteckt, und die Muse der Tragödie hatte sich gleichsam das Gesicht beschmiert und sich mit Kohlen einen Schnurrbart angemalt.

Der Fremde, welcher in die Unterschiede des reinen Italienisch und des Trasteverinisch nicht eingeweiht ist, lacht nur über die Verhunzung des Tragischen selbst, wenn er überhaupt lachen kann, der Römer aber lacht

über den Dialekt. Es ist ein ganz localrömisches Vergnügen. Als einmal der alte Herr von Ravenna zur Francesca sagte: „State mosca!“ brach das Publicum in ein schallendes Gelächter aus. Ich fragte einen neben mir sitzenden jungen Menschen, der sich in Lachkrämpfen wand: „Warum lacht ihr denn eigentlich?“ „Mosca“, sagte er, „o mein Gott! so sagen sie ja in Trastevere statt zitto (stille).“ Statt niente (nichts) sagt der Dialekt nientaccio, wie überhaupt das accio und uccio ein vorherrschendes Anhängsel von Trastevere ist, und jedesmal erregte das ein schallendes Gelächter. Der Dialekt liebt, wie jede platte Mundart Italiens, das ne anzuhängen und die Verbalendungen are und ire zu verschlucken, er sagt deshalb andane und partine, statt andare und partire. Ebenso verwandelt der Dialekt das l gern in r und sagt also statt del teatro: der teatro. Indeß verstellte man auch die Ausdrucksweise ins Platte; es sagte Lanciotto einmal zu Paul: „Warte, ich will dich zerhacken wie eine Wurst.“ Bei Silvio Pellico schließt das Stück: Es ist genug Blut, daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, schaudert; im Dialekt hieß es: daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, das Zipperlein kriegt. Die Stelle im Dante, wo Francesca und Paul die Liebesgeschichte vom Lancelot und der Ginevra lesen, ward so travestirt, daß gesagt wurde: „Wir lesen eines Tags die schöne Geschichte von Chiarina und Tamante.“ Dies ist nämlich eine Liebesgeschichte aus Corsica, welche als fliegendes Blatt durch ganz Italien verbreitet ist und hier überall verkauft wird wie bei uns die neuen Lieder.

„Was würde wol Dante oder Silvio Pellico dazu sagen, wenn sie diese Tragödie auf den Bretern in solcher Form sähen?" fragte ich einen meiner Nachbarn. Der Mann sah mich verwundert an, und nachdem er begriffen zu haben schien, was ich meinte, sagte er: „Eh! si vuol ridere." Ich habe nun in Wahrheit kaum etwas Lachenswürdigeres gesehen als jene Scene, in welcher Lanciotto den Bruder und sein Weib ersticht, und wie diese beiden Liebenden nun niederfallen, Paul zur Francesca, welche hier Checca heißt, sagt: „Checca, verzeihe mir — ach, sie ist caput! — nun bin ich auch caput", und wie der Signor von Ravenna, buckelig, in sammtmanchesternen Hosen und in Hemdärmeln an den Leichen steht und zu Lanciotto sagt: „Genug Blut, daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, davon das Zipperlein kriegt." Der Vorhang fällt.

Man kann im Theater Emiliani auch die Medea im dialetto romanesco vorstellen sehen, oder sich an der „Didone abbandonata" ergötzen, worin Aeneas als der mythische Ahnherr der Römer dem Volke mit heroischen Erinnerungen schmeichelt. Doch sei dessen genug.

Damit aber der Leser die trasteveriner Sprache vor sich habe, gebe ich hier den Anfang eines Theaterzettels:

Teatro Emiliani
In Piazza Navona
Invito Strasordinario

Per la sera der giorno de Giuvedine 27 Gennaro der mille ottocento cinquantatrene. A Benefiziamento della prima donna Pantomimica assoluta Marietta Descarsi.

Man wird, wie der Zettel sagt, geben den

Parcinella Impicciato in tra' una Mucchia de Sorci,
dopo na nova pantomimica tutta de spettacolo,
fadica d'un regazzino granne de 5 anni e questa
se chiama Er Naufragiamento de Tom-Pusse.

In der Camerata Lunga wird man an demselben Abend geben das erste Stück von neuem, dann ein Balletto in punta e tacco, hierauf den Capo d'Opera der Sor Pietro Metastasio Didone abbandonata, endlich die Pantomimica er balletto. Darum, schließt der Zettel, kommt und lacht und macht auch die Schauspielerin lachen, deren Benefiz ist, und sie wird euch zum Lohn Alles geben, was sie in der Brust verschlossen hat (tutto quello che tie chiuso nder petto).

Dante nennt in seinem Buche „De vulgari eloquentia" den römischen Dialekt den häßlichsten von allen Dialekten Italiens.

Die beiden Marionettentheater auf der Montanara und auf San-Apollinare und das recitirende Theater Emiliani sind also die eigentlichen römischen Volkstheater mit einem ganz localen Gepräge. Dazu kommt noch im Winter das große Theater Alibert für Spectakelstücke und mit dem Beginn der schönen Jahreszeit das Volkstheater im Mausoleum des August.

Alle übrigen Theater haben nichts eigentlich Nationelles mehr. Nur die Capranica im Palast des Collegio Capranica steht noch in der Reihe der Volkstheater, macht aber schon den Uebergang zu den größern Theatern. Man gibt hier Tragödien und Komödien, Ritter- und Räuberstücke, Singspiele, Pantomimen, Bal-

lete jeder Art. Die stehende lustige Person ist der Stenterello, eine toscanische Figur ohne stereotype Maske, überhaupt nur der Lustigmacher, welcher auch in den Rührspielen nicht fehlen darf. Er ist der Pulcinella der recitirenden Volksschauspiele in ganz Ober- und Mittelitalien, und selbst das Teatro Emiliani hat ihn neben dem Pulcinella aufgenommen. Einen guten Stenterello haben, gilt für das toscanische Volkstheater Dasselbe, was ein erster Tenor und eine Primadonna für die Oper gelten. Die Theaterzettel kündigen ihre Stücke jedesmal mit dem Zusatz con stenterello an, wie auf den Marionettentheatern die Stücke immer angekündigt werden: con pulcinella.

Außer der Capranica spielen noch das Theater der Torre d'Argentina, das Teatro Valle, das Teatro Tordinone oder Apollo. Das Apollotheater ist das Opernhaus; in der Wintersaison brachte es die neue Oper „Il Trovatore" von Verdi. Valle ist das größte Theater für recitirendes Schauspiel; eine gute turiner Gesellschaft spielt hier seit Ostern und ergötzt das Publicum durch die im tragischen Fache ausgezeichnete Signora Ristori. Man spielt hier, wie bei uns, viele französische Bühnenstücke, bisweilen auch Dramen Kotzebue's, und höchst selten geht Goldoni, Silvio Pellico und der censurwidrige Alfieri über die Bühne. Alle diese Theater entziehen sich dem Bereich der Figurenwelt dieser Blätter.

Wir wollen also den Vorhang fallen lassen und die Puppen sammt und sonders wieder in die Schachtel legen. „Ebenso", sagte einst Don Quixote, „geht es

in der Komödie und in der Darstellung dieser Welt, wo Etliche Kaiser spielen, Andere Päpste, und kurz, ebenso viele Figuren, als nur in der Komödie auftreten können; wenn es aber zu Ende ist, wenn das Leben nämlich aus ist, zieht der Tod allen die Kleider aus, nach welchen sie sich unterscheiden, und in ihren Gruben sind sie alle gleich."

Und so seht hier, meine Freunde, eine römische Figur, die ihre Rolle ausgespielt hat, und jetzt auf dem Paradebette zwischen brennenden Kerzen öffentlich ausgestellt daliegt, starr und todt, neugierig begafft von dem herzudrängenden Volke, von Menschen des niedrigsten Standes, die, als jener Mann lebte, ihm nicht in die Augen zu sehen wagten und scheu den Hut zogen, wenn er in seiner Prachtcarrosse vorüberfuhr. Es ist ein Cardinal. In einem Zimmer des Palastes der Consulta liegt er über dem Bette an der Wand in seiner rothen, fürstlichen Gewandung. Wie wenig Prunk um diesen Mann, der einst den römischen Staat gelenkt hat und dessen Lebensgeschichte mit den größten Weltereignissen sich verzweigte. Das Zimmer ist klein und nicht allzu sauber. Betrachtet die Behänge seines Paradebettes, sie sind von schwarzem Tafft, sie haben schon manchem Cardinal gedient, denn sie sind alt und abgebraucht, schmuzig, zerrissen und hier und da geflickt. Ein paar Kerzen brennen. Ein Priester murmelt an einem Pulte die Todtengebete. Ab und zu strömt das Volk herein, Arbeiter von der Straße, Weiber und Kinder, und sie gaffen dem Todten mit dumpfer Gleichgültigkeit ins blasse Angesicht. Er liegt da wie eine

rothe umgestürzte Porphyrsäule eines Tempels. Sein Haupt ist groß und wie aus Stein gehauen, steinalt und von spärlichem Haar umsilbert; seine bleichen Züge drücken noch festen Willen und ruhige Ergebung aus. Ueber diesem Haupte schwebte 1846 die Papstkrone, der Gegenstand seiner langgenährten Hoffnung. Als Gregor XVI. gestorben war, zweifelte Niemand an der Wahl dieses berühmten Staatsmannes, des Ministers von Gregor, Erzbischofs von Genua, Großpriors der Malteser und Abts von Farfa, der einst Nuntius in Paris gewesen war. Viele Cardinäle waren seine Creaturen, sein Anhang in Rom der größte; und als nun das Conclave beisammen war und man zur ersten Abstimmung schritt, fielen auf ihn die meisten Stimmen. Er zweifelte nicht an seiner Wahl, in der Stille seines bewegten Herzens trug er schon den Namen, den er sich als Papst hatte geben wollen. Aber die Papstwahl ist wie das Spiel einer Lotterie, und jener Cardinal zog eine Niete. Ein Mann, welcher einst an seine Thüre in Genua geklopft hatte, demüthig um seine Gnade und seine Beförderung bittend, der arme Graf Mastai Ferretti, gewann die Papstkrone, und der Greis Lambruschini fiel vor ihm auf die Knie und küßte die Füße Seiner Heiligkeit. Da liegt nun Lambruschini, der stolze unbeugsame Genuese, der einst Niemand neben sich geduldet und eigentlich statt Gregor's geherrscht hatte, ein Mann von großer Energie und eine despotische Natur von der unerbittlichen Strenge eines Mönchs, unzugänglich den Leidenschaften der Welt, nur auf die Herrschaft der Kirche allein be-

dacht, noch einer der Wenigen aus der alten Zeit und alten Schule. Fünf Päpste hatte er erlebt, der sechste nahm ihm die Krone. Und welche Stürme der Geschichte von der Französischen Revolution an bis auf die jüngste von 1848 hatte er nicht erfahren, welche Erscheinungen, welche Personen, Kaiser, Könige und Fürsten, Gewaltherrscher und Entthronte waren nicht einst an ihm vorübergegangen. Im Papismus alt und grau geworden, das Haupt der Kirchenabsolutie, mußte er auch noch die letzte Revolution erleben, die Pio Nono mit den Reformen selbst hervorrief; wie ein Verbrecher mußte der alte Mann, schon an der Schwelle des Grabes, aus Rom entfliehen. Ich sah ihn oft bei den Kirchenfesten, wenn er vor Alter zusammengesunken, gebeugt und zitternd, ehrwürdig wie ein Patriarch, in der Procession einherwankte oder in die Sixtinische Kapelle geführt ward. Aller Augen waren dann auf ihn gerichtet und es lief ein Murmeln durch die zuschauende Menge: „Das ist Lambruschini!" Hier nun steht der zerlumpte Bettler und der Handlanger von der Straße frank und frei an seinem Paradebette und gafft ihn an: „Ecco Lambruschini!" So liegt er, ein gleichgültiger Gegenstand, von den Weltdingen und der Geschichte abgetrennt, eine Figur, die ausgespielt hat und nun zu den andern Puppen gepackt wird, schon vergessen. Diese Oeffentlichkeit, diese gleichgültige Beschau einer Leiche hat etwas Erschreckendes, und sie zwang mich, wenigstens innerlich dem todten Cardinal eine Leichenrede zu halten, indem ich an seine hohe Stellung, an seine große Thätigkeit und an sein großes

Zeitalter zurückdachte und sein greises Todtenantlitz mit Ehrfurcht betrachtete.

Aber was kümmert sich auch das Leben um Kaiser, Könige, Päpste und Cardinäle, und was bedeuten solche Erscheinungen in Rom! Hier unter den Ruinen der Weltgeschichte wird Alles, was draußen durch Größe blendet, fahl und bleich oder klein wie ein Marionettenspiel; denn hier modert eine Welt von Purpur, und die Luft ist voll von Namen todter Kaiser und todter Päpste.

Also weiter in das Puppenspiel des Lebens! Aber wohin soll ich meine Freunde nunmehr führen? Auf den Corso, wo die rothen und goldgestickten Teppiche aus allen Fenstern hängen, wo tausend schöne Frauen von den Balconen herablachen und einen ganzen Frühling von Blumen herunterstreuen, wie Pfirsichbäume, wenn sie der Zephyr bewegt und ihre Blüten umherstreut? Sollen wir nach San-Antonio in die Diocletiansthermen, wo die langen Züge von buntbebänderten Pferden geweiht werden, wo wir die Equipage des Papstes Pio Nono und sein schönes weißes Maulthier bewundern oder die Carrosse des Herzogs Buoncompagni-Ludovisi anstaunen können, deren herrliches Gespann, 16 Rosse zumal, der Wagenlenker vom Bocke regiert? Doch nichts von alle Dem, sondern hier drängt sich uns mit unabweisbarer Allgegenwart die glänzende Erscheinung auf, welche Grasso Lucido heißt.

Aber nein! unsere Aufmerksamkeit nimmt jener wunderliche Zug von Wesen in Beschlag, welche paarweise und feierlich daherschreiten und dem tiefsten Mittel-

alter anzugehören scheinen, wie dessen Gestalten von Giotto oder Ghirlandajo und Sandro Botticelli gemalt sind. Diese Männer sind von Kopf bis zu Fuß in ein langes rothes Gewand gekleidet, eine Kapuze, welche spitz zuläuft, verhüllt ihr Haupt und läßt nur die Augen wie durch die Augenlöcher einer Maske sehen. Alle sind sie barfuß. Ein Strick umgürtet ihre Lenden; einige tragen Kreuze, aber jene beiden rothen Gespenster, die den Zug eröffnen, halten vor sich in beiden Händen einen Menschenschädel und Menschenknochen. So schreiten sie im Zuge einher und murmeln Gebete. Es ist die Brüderschaft der rothen Sacconi. Wahrlich, ihr Anblick ist von unsaglicher Bizarrheit und versetzt in die ältesten Jahrhunderte zurück. Aber es gibt auch Brüderschaften von andern Farben, und wenn wir Abends Rom durchwandern, können wir wol mehr als einem Zug von Todtenbrüderschaften begegnen, diese in schwarzen Kapuzen, jene in himmelblauen, andere in weißen oder gelben Gewändern. Dies sind römische Figuren, die man täglich sieht, und wenn sie jene menschenöden und alterthümlichen Stadtviertel Roms, die Regionen de' Monti, Campitelli oder Trastevere durchschreiten, oder wenn die Kapuziner selbst in ihren braunen Kutten und silbergrauen Bärten mit angezündeten Wachskerzen feierlich hinter dem Kreuze oder einem Sarge voraufgehen, erfüllen sie die öden Plätze und Straßen Roms mit einem schauerlichen Geiste des Todes und der Schwermuth.

Der Cultus Roms, ja das ganze innere Leben der Stadt hat wesentlich den Charakter der Procession,

denn Rom ist die Stadt der Processionen. Und selbst wenn es nicht kirchliche Umzüge sind, die zumal im Sommer mit dem Mai und Juni ihren Anfang nehmen, sind es ungezählte andere Züge von Genossenschaften, welche paarweise über die Plätze hinwandeln und überall ein feierliches Wesen verbreiten. Seht, dort ziehen Mädchen, von Nonnen geführt, paarweise durch die Straße. Sie alle tragen ein schwarzes Kleid und ein weißes Brusttuch, ein weißes Kopftuch mit schwarzem Bande; vorauf gehen die Erwachsenen, dann in absteigender Linie geht es so fort bis zu den kleinsten Mädchen von zehn bis acht Jahren. Es sind Zöglinge irgend eines Instituts, welche spazieren gehen. Sie begegnen sich mit einem Zuge von Jünglingen, welche von Geistlichen spazieren geführt werden. Auch sie sind paarweise in absteigender Linie geordnet, denn vorauf gehen die Großen und ihnen folgen die Kleinern. Alle tragen sie schwarze Leibröcke und einen schwarzen Hut, selbst die Kleinsten sind also ballmäßig angezogen, und wol 30 — 50 Knaben sieht man beisammen, ein komischer Anblick, da Leibrock und Hut ihnen ein zwerghaft veraltetes Ansehen geben. Wenn sich jene schwarzen Mädchen und diese schwarzen Jünglinge begegnen, werfen sie sich sehnsüchtige Blicke zu und gehen stumm aneinander vorüber. Denn ach! sie sind stumm und ihre Ohren hören nicht, nur mit den Augen und mit den Händen telegraphiren sie sich ihre Unglückszeichen.

Es ist unmöglich, alle diese Vereine und Körperschaften zu nennen, welche also paarweise und in socialer

Uniform Rom durchschreiten. Es sind Hunderte von pädagogischen Provinzen in dieser Stadt des geistlichen Socialismus, Hunderte von kirchlichen Phalansterien, welche die Phantasie Goethe's oder Fourier's zu Schanden machen.

Seht, da kommt wieder ein anderer Zug von Jünglingen, schwarz uniformirt in kaftanartigen Röcken mit aufstehenden Kragen, welche ein rother Streifen verziert. Ein paar Mohren aus Afrika sind darunter, andere haben dunkelgelbe Gesichter. Sie sprechen in diesem Zuge Sprachen aus allen Zonen, europäische und asiatische wie afrikanische, sie reden chinesisch, persisch, hindostanisch, malabarisch, abyssinisch, koptisch und orangutisch. Das sind Schüler der Propaganda Fide, spazierende junge Missionäre. Aber die dort, die rothgekleideten, flachshaarigen Jünglinge, welche eben vorüberkommen, paarweise wie die andern, sprechen alle deutsch, denn es sind die Zöglinge des Collegium Germanicum. Und so sehen wir noch andere Collegien, bald hellblau gekleidete Jünglinge, bald weißgewandige und bald schwarze, Engländer oder Schotten, Nazarener und Nobili — wer möchte sie alle benennen!

Fürwahr, dieser Grasso Lucido, welcher uns schon ein mal und immer wieder begegnete, ist doch gar zu zudringlich; aber er gedulde sich noch eine Zeit, denn wir haben noch ein wunderbares Schauspiel zu sehen. Folgt mir, Freunde, nach dem Platz des Lateran und denkt euch, es sei der sonnengoldigste Junitag. Dort wird eine der größten Processionen über den Platz ziehen, alle Mönchsorden werden erscheinen und viele Körperschaften sich betheiligen, viele reizende Mädchen

mit kleinen silbernen Kronen auf dem Haupte und mit Gewändern und Busentüchern, die nicht genäht, sondern mit tausend Stecknadeln zusammengesteckt und gleichsam in Mosaik gestickt sind, werden in der Procession auftreten, auch das riesengroße Kreuz werden Kuttenmänner balanciren, ohne es zu tragen, sondern es wird nur auf der Brust des Trägers in einem ledernen Behälter balancirt werden, so geschickt, als wäre es eine Production in einer Kunstreiterbude. Diese unermeßliche Procession wird mitten durch jenes Lazareth für Frauen am Lateran schreiten, mitten durch die Reihen von Betten gehen, in welchen kranke Frauen und sehnsuchtsmatte Mädchen liegen, und diese werden den Segen empfangen. Habt ihr je so etwas gesehen oder nur gehört, meine Freunde? daß kranke Mädchen Besuche empfangen, nicht von einzelnen guten Freunden, sondern vom römischen Volke und allen Quiriten? Seht, es stehen die Thüren des Lazareths sperrweit offen, grüne Buxuszweige und Blumen sind davor gestreut. Schweizerhellebardiere sind am Eingang aufgepflanzt, stattlich und rothgelb wie Königskerzen und wie Feuerlilien. Aber sie wehren den Eintritt Niemand, und schon strömen Hunderte hinein und wir mit ihnen. Welch ein Anblick! und wo sind wir? Wir treten sanft auf, wie auf Blumenfüßen. Aber wir dürfen uns nicht an dem Bette, auch nicht der reizendsten kranken Rose aufhalten, sondern nur vorüberschreiten und mit den Blicken heimlich grüßen. Seht, wie luftig und schön ist der Saal und wie reich ist er ausgeschmückt. Heute feiert die Krankheit ihr Fest und

borgt von der Freude und von der Gesundheit Schminke und Putz; denn in diesem Rom will Alles einmal Figur machen, der Glückliche und der Reiche, wie der Bettler und der Krüppel, ja selbst die Todten müssen ihre Feste haben. Seht die Betten zu beiden Seiten in langer Reihe, wie sind sie sauber und weiß, mit purpurrothen Teppichen und Goldfransen und künstlichen Blumen wunderschön ausgeziert! Jedes Bett sieht aus wie ein kleines krankes und blasses Gedicht von Matthison oder von Geibel. In jedem sitzt aufrecht oder liegt niederschmachtend eine Frau oder ein Mädchen, schneeweiß angethan mit der besten Krankenjacke. Viele sehen aus — zum Davonlaufen, aber viele zum Krankwerden schön. Seht dort das Mädchen, wie ihr Gesicht von Genesung verklärt ist und von dem unwiderstehlichen Zauber der Ermattung glänzt! Ihre schwarzen Augen funkeln wie illuminirt von Erinnerungen. Bald werden es wieder Blitze sein. Ihr wollt stehen bleiben, gute Freunde? Das ist nicht erlaubt, denn seht, an diesem Bette steht der schmuckste junge Rittersporn mit geschultertem Gewehr als Ehrenhold, und er sieht aus, als stünde er an einer Pulvermine Schildwache. Und dort wieder, wo das junge Mädchen aufrecht sitzt, dessen Wangen rosige Fieberröthe so schön anhaucht und dessen Blicke wie Feuerfliegen in die Irre schweifen, dort stehen gar alte gelbgekleidete Hospitaldienerinnen wie Parzen Schildwache. Fort also, fort, denn dieser Aufenthalt ist gefährlicher als die Malaria in der Mondnacht. Das war eine Lazarethscene aus diesem wunderbaren Rom!

Wer kann aber nun dem Grasso Lucido entrinnen? Eine Volksgruppe steht auf irgendeiner Straße, eine declamirende Stimme erschallt aus ihrem Kreise. Wir eilen herbei: was gibt es hier? Il legittimo Grasso Lucido. Ein ganz frischer, blutrother Maueranschlag dort an der Ecke — wir eilen ihn zu lesen, denn was mag es geben? Il legittimo Grasso Lucido. Wir sitzen im Café Ruspoli — ein Zettelträger vertheilt Zettel — was gibt es? Il legittimo Grasso Lucido. Dieser legitime Grasso Lucido hat also auch ein unbestrittenes Recht, die Augen aller Welt auf sich zu ziehen, ja er ist nichts Geringeres als die im Jahre 1850 nach Christi Geburt mit einer silbernen Medaille patentirte Glanzwichse, welche gar keine corrosiven Zumischungen von Vitriol oder andern Säuren enthält, sondern jedes beliebige Leder nicht allein im höchsten Maße geschmeidig, sondern auch in einer ganz wunderbaren und unglaublichen Weise dauerhaft macht. Man sehe also einer solchen Vorstellung des Grasso Lucido unter dem Obelisk vor dem Pantheon zu. Dort stehen neben einem Tisch, welcher mit blechernen Wichsbüchsen überladen ist, zwei dieser Straßensophisten und reden stundenlang in nie endendem Redefluß über die Vortrefflichkeit des Grasso Lucido. Sollte man dem größten Philosophen die Aufgabe stellen, etwas zum Lobe einer Glanzwichse zu sagen, so würde er in ein paar Sätzen damit zu Ende sein; aber dieser Mann dort, in einem schmierigen Rocke und in einer langen Sammtweste, welche beide gleichsam mit Glanzwichse überzogen sind, spricht über die Materie des Grasso Lucido ohne Aufhören

mehre Stunden fort, immer zur Sache und immer mit ganz neuen Gedanken und genialen Ansichten von Dem, was eigentlich der Grasso Lucido sei und was er für ein Verhältniß zur Oekonomie, zur menschlichen Gesellschaft, zum verschiedenartigsten Leder, zur Cultur, zur Witterung, zur Sonne und zu den Sternen habe, und welches sein Einfluß auf das menschliche Gemüth sei.

In der ersten halben Stunde fallen dem Zuhörer die Schuppen von den Augen, er wird von der Vortrefflichkeit des Grasso Lucido beinahe überzeugt; allmälig aber beginnt er die Einzigkeit und die ungeheuere Wichtigkeit des Grasso Lucido zu begreifen und geräth in Verwunderung, wie er bisher ohne den Grasso Lucido nur habe existiren können. Immerfort aber perorirt der Sophist vor dem Pantheon. Gorgias, Protagoras und Karneades sprachen nie schöner über die Gerechtigkeit als dieser Mann über den Grasso Lucido. Er verdient, daß man ihm in Padua einen eigenen Katheder über den Grasso Lucido stifte; er selbst nennt sich bereits Professor und wahrscheinlich auch Mitglied mehrer gelehrten Akademien, und seinen Collegen desgleichen; denn, sagt er, seht diesen Professore, er hat elf Bände über den Grasso Lucido geschrieben. „Nicht wahr, Professore, hast du es nicht in deinem zehnten Bande auseinandergesetzt, daß dieser echte und in ganz Europa einzige Grasso Lucido eine so wunderbare Eigenschaft habe, daß er selbst das härteste Ochsenleder durchdringt und so weich macht wie ein Stückchen Sammt?" Der Professore bejaht es, daß er dies im zehnten Bande von dem Grasso Lucido geschrieben habe, und ergießt

sich nun, da jener heiser geworden ist, von neuem in das Lob dieses erstaunlichen Products.

Er demonstrirt zuerst, was der Grasso Lucido an sich sei. „Man will behaupten“, sagt er, „daß in diesem Grasso Lucido vernichtende Säuren und corrosive Substanzen enthalten seien — ich frage euch nun, kann ein lebendiger Mensch Vitriol verschlucken? Glaubt ihr wirklich, daß es einen Magen gebe, der sich mit Schwefelsäure anfüllen kann? Seht her, ich will euch den Beweis liefern, denn ich will vor euern Augen diesen Grasso Lucido essen, und er wird mir weder den Tod geben noch eine Uebelkeit erregen, sondern vielmehr einen solchen Wohlgeschmack, als wäre es die allersüßeste Polenta.“ Hierauf verschlingt der Professore vor Aller Augen eine ziemliche Quantität von Grasso Lucido, die Zuhörer aber sind bis in die Eingeweide hinein überzeugt, daß in diesem Grasso Lucido kein Vitriol enthalten sei. „Kauft also“, ruft der großherzige Professore, „profitirt von diesem höchst ökonomischen, genießbaren, unschuldigen und einzigen Grasso Lucido, das Schächtelchen nur zu 13 Bajocchi. Sagte ich 13? Nein, nehmt es für 12. Sagte ich 12? Seht, ich gebe es für 10.“

Um nun zu beweisen, daß der Grasso Lucido alle ledernen Dinge blank mache, und zwar ohne Anstrengung, nimmt er zuerst ein Stück Papier und wichst dasselbe mit der äußersten Gemächlichkeit und mit einem Lächeln des Wohlbehagens; dann ergreift er einen Jungen und wichst ihm unter beständigem Declamiren einen Stiefel. Der Junge strahlt im Antlitz vor Freude,

denn es ist ihm noch nicht passirt, daß ihm Jemand die Stiefel gewichst hat, noch hat er überhaupt, solange er lebt, gewichste Stiefel getragen. „Seht", sagt der Professore, „dieser Stiefel war eben erst gleichsam der Stiefel eines Schweins und jetzt erglänzt er wie das reinste Silber, ein kaum geborenes Kind konnte ihn mit leichtester Mühe blank machen." Der Junge geht nun mit einem gewichsten und einem ungewichsten Stiefel von dannen, und drei Straßen entlang läßt er kein Auge von seinem gewichsten Stiefel und scheint sich und sein Glück darin zu spiegeln.

Dies aber war denn eine kleine Vorstellung von dem Grasso Lucido, welcher uns in den Stand setzt, nicht allein in der feinsten Gesellschaft anständig zu erscheinen, sondern geradezu auf einen Ball zu gehen.

Der Ball wird weder beim Duca Torlonia, noch beim Duca Braschi gegeben, sondern ist weit mehr interessant und sehenswerth als ein Tanz in fürstlichen Prunkgemächern und im Costüm der Zeit Ludwig's XIV. Es ist ein sogenannter Modellball in einem großen wüsten Saal in der Via Claudiana.

Es gibt in Rom eine eigene Menschenclasse, deren Leben so absonderlich und seltsam ist, daß es den Novellisten vielleicht mehr reizen sollte als das Leben jener Blumen-Marien und Grisetten von Paris, welche die französische Literatur gegenwärtig zu den Idealen der schönen Weiblichkeit und zu den wahren Musen der Poesie erhoben hat. Die römischen Figuren, welche hier einen Ball halten werden, sind nämlich Modelle der Künstler, Männer und Mädchen, die das traurige

Loos erdulden, viele Stunden des Tages als Figuren leblos dazusitzen. Sie erwerben ihren Unterhalt durch die schönen oder charakteristischen Formen ihres Leibes. In allen nur denkbaren Gestalten erscheinen sie. Heute ist das Mädchen, welches Modell steht, die Venus von Medici, morgen die Diana, die Ariadne, die Madonna, eine Bacchantin, eine büßende Magdalena, eine Psyche, eine Göttin, eine Sklavin, eine Mirjam, eine Vestalin; heute nackt und morgen sittig verschleiert, mit köstlichen bunten Gewändern drapirt, bald als Türkin, bald als Griechin, wieder im Costüm von Albano, im Costüm der Campagna und als Römerin. Immer ist das arme Geschöpf eine Figur, deren Aufgabe es ist, so sehr Statue zu sein als möglich und in der vom Künstler vorgeschriebenen Stellung auszuharren; denn einer Gliederpuppe gleich werden dem Modell Lage und Stellung des Leibes wie der Glieder angeordnet, versucht, geändert, aufs neue gerichtet, bis die Figur in die regelrechte Position gekommen ist.

Es gibt außer den größern Akademien, in denen zu bestimmten Tagesstunden Act gezeichnet wird, auch Privatakademien, welche Besitzer von geeigneten Sälen eröffnen und wo gegen ein Eintrittsgeld Modelle gezeigt werden. Der berühmteste dieser Modellväter ist Nicola in der Via San-Claudiana, ein Mann, welcher eine erstaunliche Fertigkeit im Modellstehen besitzt und in der Kunst der plastischen Darstellung jeder beliebigen Figur es mit dem besten Schauspieler aufnehmen darf.

Ein Modellsaal gewährt nun einen sonderbaren und

eigenthümlich fremdartigen Anblick; ich habe ein Bild davon unter dem Genre noch niemals angetroffen, und doch sollte eine solche Scene in guter Ausführung ein gar interessantes Genregemälde liefern. In einem wüsten Saal sitzt auf einem ziemlich hohen Postamente das Modell, sei es ein Mann oder ein halbverhülltes Mädchen in malerischem Costüm, gleich einer Statue regungslos. Um sie her ein drei- oder vierfaches Amphitheater von Zeichnenden, ihrer vielleicht hundert, Menschen aus allen Ländern, Franzosen, Engländer, Deutsche, Amerikaner, Polen, Russen, Dänen, Belgier, Italiener. Ein jeder hat einen kleinen Tisch und eine kleine Lampe vor sich. Ein jeder zeichnet das Modell, je nachdem er sitzt oder steht, von vorn oder von hinten oder von der Seite; der zeichnet es in Blei, dieser in Kreide, jener in Aquarell, der eine schülerhaft, der andere stümperhaft, der dritte vortrefflich. Der eine zieht es ins Gemeine, der andere idealisirt es, und so verhundertfacht sich mit einem mal die Schaupuppe gleich einer Schrift in einer Abschreiberofficin. Man erinnert sich wol unwillkürlich an eine Druckerei, wo in einem gleicherweise wüsten und angerauchten Saal die Setzer niedergebeugten Kopfes, ein jeder an seiner Lampe, stehen und abwechselnd zur Schrift aufschauen, abwechselnd zum Satz niederblicken. Indem nun die tiefste Stille herrscht und alle diese Zeichnenden dieselbe stumme auf- und niederschauende Bewegung des Kopfes machen, aller Blicke aber auf das bunt aufgeputzte leblos-lebendige Modell gerichtet sind, welches wie ein Götzenbild dasitzt, entsteht dem unbetheiligten

Zuschauer eine gemischte Empfindung von Lächerlichkeit und Mitleid mit dem gequälten Geschöpf. Denn dieses scheint von hundert Blicken gleichsam unabläßig durchbohrt zu werden und zu einer neuen und unerhörten Todesstrafe verdammt zu sein, nämlich sich zu Tode sehen und zu Tode zeichnen zu lassen.

Schon zwei Stunden sitzt das Schlachtopfer in derselben Stellung; das Gesicht ist von Anstrengung geröthet, die Züge sind erschlafft, die Augen matt, ihr Auf- und Niederschlagen verräth allein die athmende Seele. Was denkt dieser aufgeputzte Körper? Gar nichts. Indeß manchmal fliegt ein Lachen über ihren Mund, sie beißt die Lippen zusammen, um nicht in ein unsterbliches Gelächter auszubrechen und die ganze Position über den Haufen zu werfen. Sie kommt sich selbst lächerlich vor, oder die Zeichnenden kommen ihr im höchsten Maße albern und lächerlich vor; vielleicht hat sie einen blondhaarigen Pfuscher gesehen, welcher in einer komischen und ungeschlachten Stellung mit Begeisterung zeichnet und dessen Figur und Erscheinung der jungen Römerin lachenerregend ist.

Solchen Modellen nun zu Ehren gibt der Besitzer der Akademie in der Carnevalszeit einen Ball, auf welchem sie im Costüm erscheinen und wozu Künstler und Bekannte eingeladen werden und auch der Fremde eine Karte erhalten kann.

Wenn man die römischen Nationaltänze in aller ihrer Mannichfaltigkeit und Anmuth tanzen sehen will, so muß man sie auf einem Modellballe von den Mädchen und jungen Männern tanzen sehen. Der Reiz

wird noch erhöht durch den Wechsel der Costüme, die man hier beisammen sieht und unter denen das Campagnacostum, das Costüm von Albano und das reichste von allen, das schöne Costüm von Nettuno, besonders in die Augen fallen. Dazu wirkt auch die Musik, Mandolinen und Tambourins, eigenthümlich national. Man sieht die Jugend Roms auch im October in den Osterien und auf dem Felde ihre Nationaltänze tanzen; denn zur Zeit der Weinlese ziehen Scharen von Mädchen und jungen Männern, größtentheils aber Mädchen allein, vor die Thore Roms, besonders vor die Porta Angelica, und man sieht sie dort auf der schönen Aue unter dem Monte Mario, auf den Wegen und in den Schenken das Tambourin schwingen und tanzen. Abends kehren diese Mädchen mit Gesang heim. Indem sie nun durch die Straßen fahren oder zu Fuß einher kommen, einen blumenbekränzten Stab vorauftragen, ein gellendes und sehr lebhaftes Lied singen, das Tambourin schlagen und einige auch Fackeln in den Händen halten, möchte man wähnen, einen Zug von Mänaden oder Bacchantinnen vorüberziehen zu sehen. Aber jene Tänze an den Octoberfesten sind costümlos, und es wird die Mandoline dazu nicht gespielt.

Nun finden wir in der Via Claudiana einen großen Saal, welchen der Ballgeber mit besonderm Fleiß decorirt hat. Von der Seite herab läuft in vielen Gewinden nach allen Richtungen eine Blumenguirlande zu den Wänden hin; sie trägt einen Kronleuchter. Es fehlt nicht an Gold- und Silberpapierstreifen und allerlei buntem Ampelwerk. Die Decoration hat etwas Länd-

liches; der Boden des Saals ist schwarz wie die Erde und ziemlich ungleich. Auf einem kleinen Orchester stimmen schon die Musiker Mandoline und Hackebret, rings an den Wänden aber sitzen die Modelle, diesmal in höchster Regsamkeit und in Festfreude. Viele kamen eben vom Corso, wo sie in demselben Costüm auf gemietheten Stühlen an den Palästen saßen und Blumensträußchen empfingen oder austheilten. Die Mütter begleiten ihre Töchter auf den Ball als Schutzgeister; wie überhaupt kein unverdorbenes Mädchen unter den Modellen (denn es gibt deren auch solche), ohne die Mutter neben sich zu haben, im Privatatelier Figur macht.

Die Ballgesellschaft ist ziemlich bunt, denn auch Masken untergeordneter Art finden sich vom Corso ein, und bald wird der Saal von Fremden jedes Landes angefüllt, welche die Modelle wollen tanzen sehen. Der natürliche Anstand und die gefällige Weise des Benehmens dieser armen Mädchen ist überraschend; der von Natur feine Takt des italienischen Volkes erstreckt sich durch alle Schichten der Gesellschaft. Wenn dieser Ball, auf dem in ausgelassener Lust Modelle tanzen, bis an die helle Morgensonne währte, so würde der Zuschauer sich niemals durch eine Frivolität beleidigt, noch überhaupt die Schranken des Wohlanständigen überschreiten sehen.

Es herrscht die volle frische Tanzlust der Jugend, welche allein diese jungen Leute zu beseelen scheint, und es ist ein Genuß, ihren graziösen Bewegungen wie dem Ausdrucke von Leidenschaft und höchster Tanzesseligkeit zu folgen. Wer noch keinen südländischen

Nationaltanz sah, sondern nur die charakterlosen modischen Tänze oder die Abgeschmacktheit der Ballete kannte, erfreut sich an dieser herrlichen Pantomimik eines lebendigen Tanzes, wie ihn das Volk tanzt. Die gut zustimmende Musik der Mandolinen und Hackebreter mit ihren etwas capriciösen, krausen Klängen, das bunte Costüm von Purpur und Gold, von Grün und Roth, die schönen jugendlichen Formen der Tänzer und Tänzerinnen, die edelgebildeten klaren Römergesichter — es gibt eine vortreffliche Zusammenwirkung, und oft sind diese verschlungenen Tanzarabesken, dieses Verketten und Auflösen, diese anmuthigen Neigungen, dieses Winken, Enteilen, Sichsuchen, dieses Hinschweben mit wechselnder Stellung gleich einem reizenden und phantastischen Figurenrelief anzuschauen.

Man tanzt vielerlei Tänze, einheimische wie fremde. Der echt römische Nationaltanz ist der Saltarello, welcher nur von einem Paar zugleich getanzt wird. Er bewegt sich nicht in großen Linien, sondern in kleinen sehr raschen Schwingungen und wird besonders mit dem Oberkörper getanzt. Er hat eine große pantomimische Lebendigkeit und etwas Bacchantisches, weniger Grazie in der Bewegung als Leidenschaft in den Schwingungen eines hüpfend sich drehenden oder einen Halbbogen beschreibenden Tanzes. Die Mädchen tanzten auch die in aller Welt verbreitete Polka und versuchten sich selbst im Schleifer, welcher ihnen niemals gelang, denn der deutsche Tanz bewegt sich in horizontalen Linien, während das italienische Tanznaturell viel eher die aufhüpfende und sprungweise Bewegung liebt.

Der deutsche Tanz ist ein Tanz der Gemeinschaft und des Nebeneinander, der italienische viel eher eine Darstellung der einzelnen schönen Körperform, ein Gegenübertanz und darum dramatisch.

Während also die jungen Römerinnen in einer ihrer schönsten Pantomimen tanzen und eine gelungene Attitude bilden, wollen wir schnell die Girandola aufsteigen lassen, um so auch unsern ganzen bunten Figurentanz, welcher doch mit einem Todtentanz begann, wie sich gebührt, mit einem bengalischen Feuerwerk zu beschließen.

Ehedem stieg die Girandola am Tage nach der Beleuchtung des Sanct-Peter vom Mausoleum des Hadrian auf, jetzt aber vom Monte Pincio, über der Piazza del Popolo, gegen welche die Façade dieses herrlichen Spaziergangs gekehrt ist. Man sagt, daß sie auf dem hohen Castell einen weit prächtigern Anblick gewährt habe, und das ist wol glaublich, weil sie von dort aus gleichsam über die Stadt selbst sich erhob. Indeß machte die Girandola auch auf dem Monte Pincio immer eine über alles Vorstellen zauberische Wirkung. Man hatte eine gothische Kirchenfaçade gegen den Platz del Popolo hin aufgestellt und ihre Contouren mit Lampen besteckt. Sobald nun der Kanonenschuß vom Castell das Zeichen gab, donnerten die Kanonenschläge auf dem Pincio, und im Augenblick stand die ganze Façade in der Beleuchtung eines silberhellen Lichts. Leider lagerte sich die Dampfwolke bei gänzlicher Windstille darüber und verhüllte einen beträchtlichen Theil der Illumination.

Kaum hat das Auge einige Minuten an dieser feenhaften Lichterscheinung sich ergötzt, so schießt unvermuthet und gewaltsam der Feuerstrom der Girandola hinter der Façade hervor. Eine Riesengarbe oder eine ungeheuere Palmenkrone sprühenden Feuers fliegt, von der Erde gleichsam ausgestoßen, zischend und knallend auf, breitet sich fächerartig über den Himmel aus und scheint ihn halb bedecken zu wollen. Das geblendete Auge hat nicht die Zeit, in diesem Strahlenphänomen das Spiel der Einzelnheiten zu verfolgen; die ganze erhabene Erscheinung rauscht nun schon zu Häupten des Betrachtenden, der am Obelisk der Piazza del Popolo steht, und indem sie sich auflöst, scheint der Himmel in Myriaden Sterne zerfahrend herniederzuregnen. Es ist kaum ein Betrachten zu nennen, es ist eine urplötzliche Flammenvision, welche dahinfährt und in kürzester Zeit verschwindet; die Erinnerung hält sie nur wie die Magie einer Traumerscheinung fest.

Die Girandola ist verschwunden — der Nachthimmel glänzt wieder von Sternen tief und klar, und die Dampfwolke wallt langsam über die Porta del Popolo. Nun beginnen einzelne Stoß- und Knallraketen hinter den Bäumen des Pincio aufzuplatzen, lichtlos und gleichsam nur als geisterhafte Ankündigungen neuer Erscheinungen. Eine knallt hinter einer der marmornen Sphinxe, welche am Eingange des Monte Pincio liegen, und indem bei diesen heftigen Schlägen einzelne Blitze aus dem Dampfgewölk aufzucken, erscheint die dunkel und geheimnißvoll hingelagerte Sphinx wie ein dämonisches Wesen, das aus der Tiefe heraufbeschworen ist. Rake-

ten, Leuchtkugeln, zauberische Sterne in blauem, rothem und weißem Lichte fliegen sonder Aufhören empor und zerplatzen zum Sternregen. Ohne Ende zischen die Feuerschlangen in den Lüften und erhellen den Platz, und in dem Widerschein all dieser sausenden Lichter steht der Obelisk des Sesostris, einst in dem fernen Heliopolis der Sonne geweiht, fremd und seltsam und zeigt die Hieroglyphen seiner wunderlichen Bilderschrift. Es ist ein ganz trefflicher chaldäischer und nekromantischer Apparat für die Magie dieser Feuererscheinungen, welche die Sphinxe und der Obelisk hergeben, und aus den durchglühten Dampfwolken ragen, zauberisch beleuchtet und märchenhaft phantastisch, die Pinien und die Cypressen und die bunten und bizarren Figuren des Pincio, die Säulen mit den Schiffsschnäbeln, die melancholischen dacischen Kriegssklaven mit den phrygischen Mützen, die speerhaltende Roma und so viele andere im Lichtnebel hervorschimmernde Marmorfiguren. Nun ist die Roma ganz von Raketen umrauscht und von Kanonenschlägen umdonnert und ganz übergossen mit einer purpurnen Flammenglut, ein schönes Bild des ewigen Rom, welches unter allen Kämpfen der Geschichte in seiner Majestät sich behauptet hat, von der ersten Eroberung durch die barbarischen Gallier bis auf die jüngste durch ihre Nachkommen.

Der Römer selbst hat keine Festfreude mehr. Die Fremden haben ihm Alles genommen, selbst seine Feste haben sie erobert; seinen Carneval hat er ihnen hingegeben, und aus dem graziösesten Feste der Welt hat jetzt der reiche Fremde, welcher den Corso miethet, das

unsaubere Vergnügen gemacht, vom sichern Balcon aus Säcke und Gefäße voll Mehlstaub auf die Vorübergehenden auszuschütten. Ein unritterlicher Geist ist leider vom Norden hinübergedrungen, und der theilnahmlose Römer klagt mit Recht über das ungeschlachte Wesen dieses Carnevals dei forestieri.

Ein neuer überraschender Zauber — Feuercascaden ergießen sich nun von den Seiten der Façade den Monte Pincio hinunter, es sind rauschende, phosphorescirende Wellen, es ist das wirkliche Getön eines Wasserfalls, es sind die Cascaden von Tivoli — wie prächtig und wie natürlich! Auch sie sind erloschen; doch enden nimmer die Sternraketen, welche angenehm unterhalten und das Auge beschäftigen, und nun folgen wieder Feuerräder, Sprühlichter, Garben; das saust, zischt, knallt, knattert, züngelt, raschelt — die ganze Atmosphäre ist in feurigen Dampf gehüllt, und die Geister des Elements scheinen als Tausende von Feuerkobolden, als geflügelte Lichtdrachen, Feuereidechsen, Feuerfliegen, Leuchtkäfer, Feuerschlangen den tollsten Hexencarneval in den Lüften zu halten, oder auf feurigen Besen durch den Himmel zu fahren.

Nun wieder Stille und Nacht. Auch die Façade der gothischen Kirche ist mit all ihren bunten Lichtarabesken ganz erloschen. Jetzt steigen neue sonderbare Wesen aus den feenhaft schwankenden Pinien und Cypressen, Lorbern und Blumengebüschen des Monte Pincio auf — es sind leuchtende Geschöpfe, die sich langsam erheben, es sind Fische, die allmälig aufschweben und über die Porta del Popolo den Sternen zu-

ziehen. Diese wunderlichen Luftballons, in denen Lichter brennen, steigen zu dreien, zu fünfen, einzeln, gruppenweise aus dem Gebüsche auf und schweben nun in verschiedenen Richtungen fort, einige hoch, daß sie Sternen gleichen, andere träg und niedrig; so durchschwimmen sie das smaragdene Luftreich. Hier und da hascht ein Luftgeist einen Fisch und trägt ihn in die Weite; hier wieder fängt einer Feuer und verlodert in den Lüften. Auch diese Erscheinung geht vorüber — die letzte Salve von Kanonenschlägen donnert hinter der Roma, eine kleinere, letzte Girandole von Raketen — ein Kanonenschuß, und Alles ist erloschen.

Aber wer kann nach Hause kehren, in das dumpfe Gemach sich einzusperren, da der Mond in seiner Fülle an diesem transparenten Himmel schwebt und diese ernsten Riesenmassen der ewigen Stadt mit magischem Lichtnebel geisterhaft beleuchtet!

Man muß Rom im Mondenschein durchwandern, da beschwört man die Todten; sie sprengen dann ihre Gräber und beginnen alle Ruinen zu beleben und zu umwandeln, Könige und Kaiser, Helden und Poeten, Päpste und Tribunen, Cardinäle und Nobili des Mittelalters.

Steigen wir noch auf die Kaiserpaläste hinauf, deren gigantische Pfeiler, Bogen und Splitter aus dem schwankenden Buschwerk gen Himmel ragen. Zu Füßen liegt im Mondzauber das Colosseum, das Symbol der kolossalen Kaisergeschichte Roms, wie eine riesige Schale von Stein, in welche dieses Rom das Blut der Weltgeschichte aufgesammelt hat, neben ihm der Triumph-

bogen des Konstantin, die Grenzmarke zwischen Heidenthum und Christenthum, weiter der Triumphbogen des Titus, der Grenzstein zwischen Judenthum und Christenthum, und wie weit der Blick dringe, überall tauchen Trümmer der Geschichte auf — Alles ist still, wie gebannt und wie gefeit. In den Ruinen der Kaiserpaläste schreit die Eule. Was geschah hier im Laufe der Zeit! Wer wandelte hier in diesen Kaiserhallen? Augustus, Tiberius, Caligula, Nero, Titus, Domitian — die Götter der Erde und ihre Dämonen. Es klingt wie von Sterbeseufzern der Ermordeten. Hier ward aufgeführt jegliches Schauspiel der Leidenschaft, Tugend und Laster, Großmuth, Narrheit, Weisheit, teuflische Bosheit, jede Empfindung, für welche die menschliche Brust Raum enthält, hat hier Gestalt gewonnen. Hier ward die Welt regiert, verschwelgt, verpraßt, in einer Nacht vergeudet. Jedes Alter und jedes Geschlecht hat hier geherrscht, Greise und Weiber, Männer und Kinder, Sklaven und Eunuchen haben hier Gesetze dictirt. Nun ist Alles todt und still, bis auf den Klagegesang der Eule, die um die wüsten Steinbogen flattert. Auf der andern Seite aber blickt man in die ewige Stadt hinab — tausend Lichter funkeln in ihr, aber sie schweigt. Hundert Kuppeln, Thürme, Säulen, Obelisken ragen aus der blauen Mondnacht gen Himmel — dann und wann regt sich die Stimme einer Glocke — zauberische tiefe Stille, wie als wölbte sich die Zeit über diesem Rom in erzner fürchterlicher Ruhe.

Aus dem Labyrinth der Häuser aber ragen zwei

Säulen in die Nacht auf und heben über die Stadt zwei Figuren von Erz, die Herrschergestalten Roms, seitdem die Kaiser todt sind. Das sind die Apostel Sanct-Paul und Sanct-Peter, die sich auf jene kaiserlichen Säulen des Antonin und des Trajan niedergelassen haben, der eine mit dem Schwert in der Hand, als Eroberer der Erde, der andere mit den beiden Schlüsseln in der Hand, als Eroberer des Himmels, dessen Pforten er öffnen und schließen kann. So stehen diese beiden Zionswächter Roms in der stillen Nacht auf ihren luftigen Höhen und halten über allen Trümmern und Palästen der Stadt ihren nächtlichen Dialog.

Vielleicht sinnen sie jetzt auf eine feierliche Rede oder einen Marienlobgesang, denn bald werden sie nicht mehr allein über Rom wegragen, bald wird sich vor ihren Augen eine dritte Säule und auf ihr eine dritte Figur erheben, eine schöne Jungfrau mit der Strahlenkrone über dem halben Monde schwebend. Denn seht, auf dem spanischen Platze liegt schon die alte heidnische Säule, überbaut von einem Breterhause. Schon sind ihre Fundamente gelegt und feierlich gesegnet; schon arbeiten die Künstler an dem Schafte, ihn zu glätten, und andere in den Werkstätten an der Figur der Madonna Immaculata, welche Pio Nono auf jene Säule wird erheben lassen.

Es war am 8. Dec. 1854, als Rom sich plötzlich in Nicäa verwandelte. Zweihundertfunfzig Bischöfe und Prälaten, aus allen Ländern der Welt zusammengeströmt, gleichsam ein Volk von Greisen, eine Versammlung von Patriarchen katholischer Christenheit, Männer gleich

Methusalem und Noah, waren nach Rom gekommen. Und wo man ging und stand in diesem trümmerreichen Rom, wandelte man wie unter aufgestandenen Aposteln, Kirchenvätern, Heiligen und Päpsten. Ja, wer wenige Jahre zuvor die Tricoloren der jungen Freiheit in den Straßen wehen sah und nun plötzlich in diese überall auftauchenden steinalten, silberhaarigen Medusenhäupter der Erzbischöfe von Portugal und Spanien, von Brasilien und Irland, von Oesterreich und Indien, von Frankreich und von Schottland blickte, der mußte glauben, ein Zauber sei ihm angethan und er sei plötzlich über viele Jahrhunderte hinweg in das mittelalterliche Rom, in ein lateranisches Concil zurückversetzt worden.

Da war es am 8. Dec. 1854, daß Pio Nono ein Dogma verkündete, jenes der unbefleckten Marienempfängniß. Dies war der Abschluß der Reformen des Pio Nono. Ueber diesen Reformen von 1847 und über der Revolution, welche sie hervorriefen, wird nun jene Säule und jene Jungfrau aufsteigen, der Nachwelt zum Denkmal, wie schnell sich im Leben Alles wandelt.

Die Madonna vom Spanischen Platze, vor dem Palast der Propaganda Fide, wird sich bald zu jenen beiden Apostelfiguren gesellen und ihnen viel zu klagen und zu berichten haben. Ist sie doch die jüngste Madonna und gleichsam eine Stieftochter der Revolution. Aber ich vergaß, ihre ältere Schwester steht bereits auf einer der herrlichsten Säulen Roms, fast drittehalb Jahrhunderte lang mit jenen Aposteln befreundet. Das ist die Madonna von Santa-Maria Maggiore, auf der

großen korinthischen Säule vom alten Friedenstempel. Sie ist die Tochter der Restauration der katholischen Christenheit, aufgerichtet im Jahre 1614, eine stattliche Frau von Erz, die den Dreißigjährigen Krieg gesehen hat. Wie wird sie sich wundern, wenn ihre jüngste Schwester einst vor ihr aufsteigen wird in einer so schutzflehenden Gestalt!

Ich habe nun mein Versprechen gelöst. Ich versprach meinen Freunden ein buntes Figurenschauspiel Roms in aufsteigender Linie, und siehe da, höher hinauf können wir nicht mehr, oder wir müßten denn mit jenen Männern und Frauen, welche Pio Nono in diesen Jahren selig gesprochen hat, auf Wolken und Engelflügeln gen Himmel steigen. Doch ein solcher Ikarischer Flug ist gefährlich. Darum bleiben wir bei Sanct-Peter und Sanct-Paul, denn ihr luftiges Reich auf jenen Säulen ist doch immer fester und sicherer, als es Wolken sind.

Aber, so fragte mich ein Freund, was meint ihr wol: wird dereinst eine Zeit erscheinen, wo Sanct-Peter und Sanct-Paul von ihren Säulen herabsteigen und aus den Thoren Roms entweichen, und wo dann ihnen der Heiland begegnen und zurufen wird: „Domine, quo vadis?“ Welche Thorheit, das zu fragen, und welche größere, darauf zu antworten. Denn man muß, so sagte der weise Apollonius von Tyana, dem Sophokles glauben, der am schönsten gesagt hat:

„Nicht älter werden nur die Götter,
Und sterben nicht, da alles Uebrige
Die allgewalt'ge Zeit verzehrt.“

Capri, eine Einsiedelei.

Votum fecit, gratiam recepit.

Capri, eine Einsiedelei.

Einen vollen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoß all die Fülle zaubervollster Einsamkeit des Meers. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten, welche so magisch waren wie wunderbare Visionen. Aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen.

Jean Paul hat Capri mit einer Sphinx verglichen, mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festlande betrachtete, immer wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken, obenauf aber liegt Tiberius. Und so reizte mich dies classisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit und die düstern Erinnerungen an jenen Kaiser Roms, welcher von der Welt, die ihm gehörte, nur diesen kleinen Fels als Eigenthum erwählte.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns

nach Capri hinüberrudern. Das Meer war so still wie der Himmel und Alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der schroffen Jähe der schwindelsteilen Kalkwände von rother Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Castelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit einsamlichen Kanonenschlünden, die schon der wilde Ginsterstrauch lachend mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen, wüst und wild und schartig, in den Aether hinaufgreifend und von den Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Aeschylus sagt; Höhlen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer gewölbten Kirchenkuppel; unten an der schmalen weißsandigen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgereihte Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, auf dem Ufer aber stand ein schmuckes Fischermädchen, das Holzbänkchen haltend, welches sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land kämen. Wie ich nun ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause; Alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen ringsumher ernst

und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der Marina gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach dem Städtchen Capri. Es sind Oliven-, Wein- und Orangengärten in der Faltung der Felsen aufgegrünt, doch spärlich anzusehen, wenn das Auge durch die Ueberfülle campanischer Landschaft verwöhnt wurde. Auch die Bäume scheinen auf Capri Einsiedler.

Tritt man nun über eine hölzerne Brücke und durch das alte Thor in das Städtchen Capri selbst, so umfängt das Gemüth die heiterste Eremitage und das originellste Bild von Frieden, Armuth, Bedürfnißlosigkeit und Kindlichkeit. Denn dort sitzen auf den steinernen Stufen der Kirche auf einem ganz kleinen Platze Bewohner des Städtchens in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten ihn Kinder im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und oben gewölbten Dächern, und fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zu der Locanda des Michele Pagano, vor welcher ein wahrhaft königlicher Palmenbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit dem Stabe und dem Muschelhut.

Kaum waren wir in unser Zimmer eingezogen, als uns ein murmelnder Gesang wieder auf die Gasse trieb. Es war Sonntag und eine Procession durfte nicht

fehlen. Aber wie bizarr und fremd war ihr Anblick. Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weißen Kapuzen, diese in weißen Schleiern, hinter dem Kreuze. Um die Kapuzen hatten sie einen grünen Kranz aus den Zweigen des dornigen Brombeerstrauchs gewunden, und auch der Strick auf der Schulter zeigte, daß es um Pönitenz zu thun war, denn die Procession galt der Traubenkrankheit. So zogen sie mit Gesang durch die Straßen, und so heidnisch sahen diese dornbekränzten Gestalten aus, daß es schien, es sei dies eine Procession von Bacchuspriestern und sie zögen rebenüberkränzt zu einem Tempel des Dionysos. Es trugen fast alle Männer diese Kränze und auch solche, welche nicht in der Kapuze der Brüderschaft gingen. Vor allen aber fiel mir der Kopf eines alten Invaliden mit silberweißem Haar und Barte auf, der unter dem Brombeerkranze ganz und gar wie ein Satyr aussah. Hinter den Männern folgten Frauen und Mädchen in langen Schleiern. Weil nun die Gassen in Capri so eng sind, daß nur zwei Menschen nebeneinander Raum haben, so waren sie, wenn die Procession sie durchschritt, von einer Wand bis zur andern erfüllt.

Das also war an jenem Sonntage mein Willkomm in Capri. Seitdem lebte ich dort die glücklichsten Tage, und weil ich nun kaum eine andere Stelle in der Welt so eifrig durchwandert und durchklettert habe, in allen Höhen wie in allen zugänglichen Grotten der Tiefe, und weil mir Capri und sein Volk so überaus lieb geworden ist, so will ich es mit diesem kleinen Inselbilde machen wie dankbare Fischer, die eine Votivtafel

stiften und darunter schreiben: Votum fecit, gratiam recepit.

Die Insel Capri hieß bei den Griechen und Römern Caprea oder Capreä. Man will den Namen aus dem Lateinischen erklären, wo er Ziegeninsel bedeutet. Aber Andere leiten ihn aus dem Phönizischen ab, wonach Capraim Zweistadt heißen soll. Den Griechen galt die Insel als ein Sireneneiland, und noch heutzutage hat eine Stelle am Ufer den Namen La Sirena beibehalten. Doch liegen die Sireneninseln des Homer, wie man es einmal angenommen hat, Capri gegenüber an der amalfitanischen Seite des Caps der Minerva, und dieses selbst, heute Capo di Campanella genannt, wird auch für die Insel der Circe gehalten. Ringsum also ist fabelhaftes, odysseisches Land, die wogenschöne Heimat der Sirenen, deren Gesang den Schiffer hier berückte, wenn er aus dem Golfe von Posidonia an diesen schroffen Inselklippen vorüberfuhr.

Man weiß nicht, wann Capri seine ersten Bewohner erhielt. Vielleicht waren es oscische Nachbarn vom Festlande, die sich hier zuerst niederließen. Daß sich auch Phönizier dort ansiedelten, nimmt man allgemein an, und ihnen schreibt man die Gründung der beiden Städte zu, denn es lehrt die von Natur in eine niedere und höhere Hälfte getheilte Insel, daß sie schon vor Zeiten zwei Orte hatte, und Strabo sagt: „Capri hatte vor Alters zwei kleine Städte, nachher nur eine.“

Später kamen Griechen in das schöne Wasserbecken Neapels, den Krater, wie ihn die alten Geographen nennen, und ließen sich an den Küsten und auf den

Inseln nieder. Nach Capri aber zogen die Teleboer, taphische Männer akarnanischen Stamms, wie Tacitus und Virgil es selbst sagen. Der erste griechische Herrscher der Insel wird Telone genannt.

In jener Periode, etwa im achten Jahrhundert vor Christi Geburt, siedelten sich Griechen an beiden Golfen, an dem von Posidonia und von Neapel an, sie erbauten Cumä und Neapolis selbst und bemächtigten sich der Inseln dieses herrlichen Meers. Dem höchstgelegenen Orte in Capri gaben sie den noch heute bestehenden Namen Ana-Capri, oder die Oberstadt Capri. Horcht man nun in die Sprache der heutigen Capresen, so möchte man manchen griechischen Laut hören, und blickt man in ihre Gesichter, namentlich in diese kleinstirnigen, edelgeschnittenen und braunen Gesichter der Weiber, so möchte man hellenische Züge darin erkennen, ein Wahn, der durch die kunstlos ideale Tracht des tief geknoteten Haars und durch die reizende Umfaltung des Mucadore oder Kopftuchs noch verstärkt wird. Aber die Griechen, obwol auch noch in nachrömischer Zeit Herren des Eilandes, sind doch gar ferne Ahnen dieses Inselvolks, in dessen Adern sich das Blut mischte wie in denen der Neapolitaner selbst. Indeß Hellenen waren die Ahnen dieses Volks, dessen Milde und Grazie nun den Fremden fesselt, den nackten Felsen zu einer lieblichen Idylle macht und selbst den fürchterlichen Dämon Tiberius beschwichtigt.

In jener Zeit bauten die Hellenen Tempel auf Capri, von denen keine Spur blieb, und man sagt, daß die Jugend der Insel in griechischen Kampfspielen,

welche sie in der Palästra übte, außerordentlich geschickt war. Selbst Augustus erfreute sich noch an den gymnastischen Spielen der Jünglinge Capris, denn zu seiner Zeit war die Insel noch hellenischen Wesens. Sie gehörte damals der griechischen Stadt Neapolis. Augustus verliebte sich in Capri. Er trat den Neapolitanern das blühende Eiland Ischia ab und tauschte dafür den classisch geformten Felsen Capri ein. Als er nämlich einst an dem Strande des Eilands aus dem Schiffe stieg, brachte man ihm als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche bei seiner Ankunft plötzlich frisch zu grünen begonnen. Und dies erfreute den Kaiser so hoch, daß er jenen Tausch beschloß.

Augustus kam, die heilsamen Lüfte Campaniens zu athmen, da seine Gesundheit durch Alter geschwächt worden war. Die balsamische Luft der kühlen Insel, die seltene Schönheit der Felsformen wie der griechische Charakter des Volks behagten ihm; er baute sich in Capri eine Villa und Gärten. Dieses Landhaus des Augustus lag nach der Annahme der Alterthumsforscher auf der Stelle, wo heute die mächtigen Trümmer der Villa di Giove liegen, welche das Volk vorzugsweise Villa des Tiber benennt. Der Ort ist entzückend, der höchste Punkt des östlichen Ufers, von wo der Blick über beide Golfe und in das schrankenlose sicilische Meer hinüberschweift. Aber das Andenken des August ist auf der Insel in den schrecklichen Erinnerungen an Tiberius untergegangen, und so weiß man nicht mehr, wie viel und was er dort baute, auch nicht, wie oft er dort gewesen sei.

Ohne Zweifel waren es seine letzten Lebensjahre, in denen er das Eiland besuchte. Kurz vor seinem Tode brachte er in Gesellschaft des Tiberius und des Sterndeuters Thrasyllus vier Tage auf Capri zu, wie Sueton erzählt, ganz hingegeben der Muße und aller Heiterkeit. „Als er zufällig dem Golf von Puteoli vorbeifuhr, war eben ein alexandrinisches Schiff gelandet; dessen Reisende und Mannschaft nun legten weiße Gewänder an und bekränzten sich, und indem sie Weihrauch opferten, erhoben sie sein Lob und wünschten ihm Heil, denn von ihm hätten sie Leben, Schiffahrt, Freiheit und Glücksgüter. Das erfreute ihn so sehr, daß er unter seine Begleiter 400 Goldstücke vertheilen und sie eidlich sich verpflichten ließ, daß Keiner solches Geld zu andern Dingen verwenden wolle, als von den Alexandrinern Waaren zu kaufen. Aber auch an allen übrigen Tagen vertheilte er unter andern Geschenken Togen und Pallien und befahl, daß die Römer griechisch und die Griechen römisch sich kleiden und sprechen sollten. Beständig sah er den Uebungen der Epheben (in Capri) zu, von denen noch aus dem alten Institute eine Anzahl übrig geblieben war. Er gab ihnen in seiner Gegenwart einen Schmaus und ausdrücklich die Freiheit, Aepfel und Nachtisch und zugeworfene Geschenke scherzend sich aus den Händen zu reißen, einer dem andern. Und keine Art von heiterm Vergnügen schloß er aus. Ein Capri nahe gelegenes Eiland nannte er Apragopolis wegen des Nichtsthuns Derer, die aus seinem Gefolge dahin sich entfernten. Einen von seinen Lieblingen, Masgaba, pflegte er, gleich als wäre

er der Gründer des Eilandes, Ktistes zu nennen; als er nun von der Tafel aus das Grab dieses Masgaba, welcher ein Jahr zuvor gestorben war, von einem großen Schwarm mit vielen Lichtern besucht sah, sprach er mit lauter Stimme den improvisirten (griechischen) Vers:

«Des Gründers Grab, im Brande seh' ich es.»

Er wandte sich dabei an Thrasyll, den Begleiter des Tiberius, der ihm gegenüberlag, und fragte ihn, welcher nicht wußte, von welchem Dichter er wol glaube, daß der Vers sei. Als der nun stockte, setzte er sofort einen zweiten hinzu:

«Schaust du den Masgaba mit Fackelschein geehrt?»

Auch um diesen Vers fragte er. Jener antwortete nur, die Verse, von wem sie auch seien, wären vortrefflich. Augustus aber brach in ein Gelächter aus und strömte von Scherzen über."

Bald darauf fuhr er nach Neapel, um dann in Nola zu sterben. Dies ist, was Sueton von dem letzten Aufenthalte des großen Kaisers in Capri erzählt. So wenig es ist, so viel ist es doch werth, dies heitere Bild des greisen Augustus, welcher mit den Bewohnern des Eilandes fröhlichen Scherz treibt. Doppelt anziehend aber wird die menschliche Erscheinung durch den Gegensatz zu Tiberius. Denn nun folgt: der greise Tiberius auf Capri.

Das kleine Eiland war elf Jahre lang Rom und Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greiser geworden wie der Eremit dieser Felsenklippe, die

Weltgeschichte selbst nur ein düsterer Monolog des Mannes mit dem Medusenhaupt.

Wenn ich nun hier auf den Ruinen der Villa des Zeus sitze und über den strahlenden Golf blicke, ist es mir, als wäre der rauchende Vesuv dort ein Tiberius der Natur, und ich glaube, oft saß hier Tiber in sich versunken, blickte zum Vesuv hinüber und weidete sich in diabolischer Skepsis an seinem Ebenbilde, dem Dämon der Zerstörung. Ja, schaut man den Vulkan und wieder jenes elysische Campanien zu seinen Füßen und dieses lichtausathmende, gastliche Meer, so erscheint der einzelne Berg, welcher über all das selige Land schrecklich herrschend hinüberragt, ein Symbol der Menschengeschichte selbst und dies ganze große Theater Neapels das tiefsinnigste tragische Gedicht der Natur zu sein. So düster, tückisch und einsam, wie dort der Vulkan über dem Paradies zu seinen Füßen, ragte einst der Eremit von Capri über der schönen Welt, die er beherrschte. Es kocht dem einen Mann die ungeheuere Seele, und wenn sie von Vernichtungswuth überschwillt, speit er aus Todesurtheile, Städteverwüstung, Flucht und Exil, und begräbt er die Welt in tiefe Finsterniß.

Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volke. Nicht Jahrtausende verwischen sie, denn das Fürchterliche dauert im Gedächtniß länger als das Gute. Sie nennen ihn hier Timberio und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall sieht man die Tigerspuren des Tiberius. Selbst den ausgezeichneten Wein von Capri nennt man hier „Thränen des Tiberius“, wie jener vom Vesuv „Thränen Christi“

heißt. Köstlich hoch, so glaube ich, muß im Preise der Natur die Thräne stehen, die ein Mensch wie Tiberius weint.

Ich begegne hier einem seltsamen Volksglauben, der mich nicht wenig überrascht hat. Das Volk behauptet nämlich, daß tief in dem Berge, worauf die Trümmer der Tiberius-Villa liegen, Tiber selbst auf einem kolossalen bronzenen Rosse sitze, er selbst eine Gestalt von Bronze mit brillantenen Augen, und auch sein riesiges Roß habe Augen von Brillant. Ein Jüngling, der in einen Bergspalt gekrochen, habe ihn also sitzen sehen, aber die Spur des Ortes alsbald wieder verloren. Ich habe diese Sage aus dem Munde des alten Franciscaners, der nun als Eremit auf der Villa einsiedelt, und ich fand sie auch in dem Buche Mangone's über Capri. Sie erinnert an die Sage vom Kaiser Rothbart im Kyffhäuser; aber schwerlich wird das Volk die Wiederkehr des Tiber ins Leben wünschen.

Tiberius kam auf die Insel im Jahre 26 nach Christi Geburt und lebte hier elf lange Jahre, bis er während kurzer Abwesenheit von Capri am Berge Misen erstickt ward. Er hatte Capri zu einem Lusthain der Venus und zu einem Olymp aller Götter prachtvoll umgestaltet. Seine zwölf den Obergöttern geweihten Villen nebst andern herrlichen Gebäuden müssen der Insel in Verbindung mit den grandiosesten Felsen ein zauberhaft schönes Ansehen gegeben haben. Heute ist sie mit ihren Trümmern überstreut, und viel birgt noch die Erde unter den Weingärten. Hohl und ge-

spenstisch gähnen nun die Bogen und Untergewölbe der Lustschlösser aus dem Schutte auf den Hügeln, wie durcheinander geworfene Reste eines wüsten ausgeschalten Festes, grauenvoll zu betrachten, indem sie die Phantasie mit häßlichen und lüsternen, mit bizarren und reizenden Gestalten bestürmen.

Als Tiberius todt war, blieb das schöne Theater seiner Lüste verödet; die Pracht von Capri begann zu verfallen. Das Volk erzählt, daß nach Tiber's Tode Römer auf die Insel kamen und ihre Gebäude niederrissen. Zwar weiß die Geschichte nichts davon, aber sie sagt auch nicht, daß die Nachfolger des Kaisers Capri besuchten. Caligula war noch mit ihm auf der Insel gewesen, hatte hier als Jüngling zum ersten male den Bart abgelegt und die Toga genommen und sich in der Schule seines Oheims gebildet. Auch der Schwelger Vitellius lebte als Jüngling in Capri. Später duldeten zur Zeit des Commodus Crispina, sein Weib, und seine Schwester Lucilla eine trauervolle Verbannung auf diesem Eiland, wie es Dio Cassius erzählt und ein im vorigen Jahrhundert auf Capri gefundenes Relief bestätigt, welches beide Fürstinnen in der Gestalt schutzflehender Trauer darstellt.

Nachher theilte die Insel das Loos der naheliegenden Küstenländer. Sie kam nach dem Falle Roms erst in Besitz der Barbaren, dann der Griechen, wie Neapel selbst. Sie wurde Eigenthum des griechischen Herzogs von Neapel und kam im neunten Jahrhundert an die damals blühende Republik Amalfi, welche sie als Geschenk vom Kaiser Ludwig erhielt.

Mit dem Beginne der normannischen Herrschaft in Süditalien fiel Capri an den tapfern Roger von Sicilien, der die Insel den Amalfitanern entriß, und so wurde sie nach der Reihe von den Normannen, den Hohenstaufen, von den Anjous, den Aragoniern besetzt und durch Capitäne regiert. Im Jahre 1806 entrissen sie die Engländer den Neapolitanern; sie besetzten sie im Namen des Königs Ferdinand von Sicilien, befestigten sie stärker und gaben ihr zum Commandanten jenen Hudson Lowe, welcher einst als Kerkermeister von Sanct-Helena unsterblich werden sollte. Fast drei Jahre behaupteten die Engländer Capri, bis die Muratisten durch einen kühnen Handstreich sich des Eilandes bemächtigten. Es war der Geschichtschreiber Coletta, damals Ingenieur unter Murat, welcher Capri zuvor auskundschaftete und die Stelle bezeichnete, wo das Felsenufer könne erstiegen werden. Am 4. Oct. 1808 wurde die Insel überfallen und nach heftigem Kampfe erobert, Hudson Lowe aber als Gefangener nach Neapel abgeführt.

Diese Nachrichten mögen hinreichen, uns über die historischen Schicksale Capris aufzuklären. Eindrucklos, bis auf die letzten Ereignisse, sind sie am Erinnern des Volks vorübergegangen. Es lebt hier allein das Gedächtniß an den grausamen Timberio, und oft war es mir wundersam, den fürchterlichsten Namen der Geschichte aus dem Munde spielender Kinder zu hören. Aller Orten hört man ihn, weil er mit dem Locale verwachsen ist. Die Lebensgeschichte dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem

Ernste seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gesellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für Den, welcher für wilde und dunkle Scenen in der Natur und in der Geschichte empfänglich ist. Es liegt hier Fürchterliches und Liebliches in einem seltsamen Contraste. Das lachende grüne Thal stößt hart an schroffe Felsenwände, welche das heitere Pflanzenleben zerreißen und nackt und gigantisch in die Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenschen, welche Armuth und Frömmigkeit verschönt und die Arbeit veredelt, seinen grellsten Gegensatz an der immer sich aufdrängenden Vorstellung des Tiberius, des Menschen der absoluten Unnatur und der diabolischen Verruchtheit.

Der Charakter des Widerspruchs und die wunderbare Weise, in welcher die Natur hier Entgegensetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was hier mein Erstaunen erregt. Es gibt hier so viel wüstes Gestein, daß es auf größern Flächen den Eindruck trostloser Oede hervorbringen würde; auf Capri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Todten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün und den Schmuck der Blumengewinde, und so bildet sie alle Eigenheiten von Oede, Felsgetrümmer, Schroffheit, Einförmigkeit und Nacktheit im Kleinen und Engen zusammen und stellt ein bezauberndes Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt nnd doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form

graziös bezwungen ist. Das Gemüth fühlt sich hier heiter, das Gewaltige wird zum Anmuthigen, die Oede zum traulich Einsiedlerischen gemildert. Berge, Klippen und Thäler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch welches der schönste Golf der Erde hereinscheint, den wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Aehnlichkeit der Natur Capris mit der von Sicilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie Siciliens, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrothe Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen und selbst wegen des Pflanzenwuchses. Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem rothen Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesät, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit süßem Wohlgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Citisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden; Brombeeren und Epheuranken wie die Gewinde der Clematis umschlingen Trümmer und Klippen anmuthsvoll, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Aber der schönste Strauch Capris, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist nicht das Caprifolium oder Geisblatt, sondern der Capernstrauch; er hängt sich an alle Gemäuer und an alle Felsenwände und schmückt sie mit seinen lieblichen weißen Blumen

voll langer lilafarbigen Staubfäden. Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen abgewonnen, seine Gärten darauf angebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeglicher Baum Campaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in großer Zahl, stark, vielästig und fruchtgesegnet der Oelbaum, sparsam die Cypresse und die Pinie, groß und mächtig der Johannisbrotbaum, überaus fruchtreich und in Menge die Feige, häufig der Mandelbaum, kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Dicke und Pracht findet und deren Früchte oft die Größe eines Kindeskopfs erreichen. Die Rebe wächst nicht in der bacchantischen Ueppigkeit Campaniens, aber schwer und reich an Trauben, deren köstlichen und berühmten Feuerwein die Sonnenglut gekocht hat. Was nun den kleinen Insellandschaften ganz und gar den Charakter Siciliens verleiht, ist die große Fülle von Cactusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wohl zu der Dürre der Felsen und der tropischen Glut ihrer sonnigen Farbe.

Wie nun die Natur, in Formen und Farben ganz harmonisch, dies märchenhafte Eiland zusammengedichtet hat, scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben, in diesem phantastisch-idyllischen Charakter zu bauen. Das Städtchen Capri, welches sich in einer Linie auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San-Michele und Castello aufreiht, ist merkwürdig originell. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes Dach,

das sich in der Mitte aufwölbt; auf dem Dache stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer und in die weite Welt. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiber. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Loggia oder Veranda, welche ungemein freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und die schönsten Blumen, blaue Hortensien, purpurrothe Nelken und rosenfarbiger Oleander überreich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Thüre die Pergola oder die Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; denn weil sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, so gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles. Diese Säulenreihen, lieblich von der Rebe umschlungen, sehen oft aus wie Arcaden eines Tempels; sie erinnern mich an die Säulen der Häuser von Pompeji, und so sind diese seltsamen Häuschen Capris wahrlich Tempel der Göttin Armuth. Hier und da steht in den Gärten auch eine Palme; die herrlichste erhebt sich in dem Garten des Gastwirths Pagano, dessen Haus unter den übrigen Capris der Palast zu nennen ist.

Auch außerhalb der kleinen Stadt wohnen Weinbauern zerstreut in ihren Masserien in Gärten, um die Höhen oder an den Füßen der Felsen, ganz eingesponnen in Rebenlaub und in Oleanderblüten. Ein jedes

dieser Landhäuser scheint reizend wie das Asyl der Glückseligkeit und des einsiedlerischen Friedens.

Die Capresen, etwa 2000 Seelen im Ganzen, sind wahrlich das friedseligste Volk der Welt, mild von Sitten, graziös und aufgeweckt, bitter arm und emsig thätig. Sie sind Acker- und Weinbauern oder Fischer, und nur diese besitzen im Allgemeinen ein Eigenthum, ihre Barke und den Fisch, den sie fangen. Die Andern sind in der Regel nur Pächter, weil die meisten Masserien Neapolitanern gehören. Der Pächter zahlt jährlich 80—120 neapolitanische Dukaten Pacht, die er sammt seinem Unterhalte aus dem Weine, aus dem Oele und den Früchten erziehen muß. Schlägt die Weinlese fehl, wie nun schon seit drei Jahren, so muß der Pächter verarmen, und es ist wahrlich ein Jammer, diese von der Traubenseuche verödeten Weinberge zu sehen und die Klagen der armen Weinbauern anzuhören. Ich fand Frauen, welche mir jammernd sagten, daß sie all ihren Halsschmuck, Ringe und Ohrgehänge verkauft hätten, und das ist das Zeichen sehr großer Noth, denn nur äußerste Verzweiflung entreißt dem Weibe den Goldschmuck. Sie tragen ihn hier beständig, sodaß es ein auffallender Widerspruch ist, ein Mädchen elende Lastarbeit verrichten zu sehen, welches lange Ohrgehänge von Gold und auf der Brust ein goldenes Herzchen trägt. Das ist ihr Kleinod, oft ihr einziges Vermögen, aber der Schmuck ist weder vom stärksten noch vom feinsten Golde.

Die Viehzucht Capris ist gering, doch werden jährlich mehr als 200 Stück nach dem Festlande ausgeführt,

und auch der Käse der Insel läßt sich rühmen. Im Herbst und im Frühjahr nährt die Inselbewohner die Vogeljagd. Es kommen dann Schwärme von Zugvögeln, aus dem Norden rückkehrend oder vom Süden nach dem Norden wandernd, hauptsächlich Wachteln. Die armen Vögel ruhen auf dem ungastlichen Felsen von ihrer Reise müde aus und werden dann in Schaaren erschlagen, ergriffen oder in Schlingen gefangen. Die Insel hat sonst keine Jagd und kein jagdbares vierfüßiges Thier, weder Fuchs noch Marder, nur eine große Menge von Kaninchen, welche Nachts aus den Felsenritzen hervorhüpfen und in die Felder laufen, von der Armuth des Landbauern ihr ärmlich Theil zu rauben. Die Kaninchen sind die unglücklichsten Geschöpfe der Insel, die armen Schelme müssen ihr einsiedlerisches Leben theuer bezahlen.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die schöne Murena, vor allen die Sardine und den Calamajo oder Tintenfisch. Dieser wird besonders des Nachts gefangen. Die Fischer fahren mit der Dunkelheit in See und locken den Fisch durch den Schein einer Fackel an die Oberfläche; das gräuliche, polypenartige Thier krallt sich dann in die vielen Nadeln eines rückwärts widerstachelnden Stäbchens und wird so hinaufgezogen. Der Fischer liegt die ganze Nacht auf der See, er kehrt erst mit der Sonne wieder, und dann geht es an das Trocknen der Netze und an das Flicken der Maschen, dann schläft er ein paar Stunden, dann macht er sich

frisch wieder zum Fange auf. Es ist ein armseliges und mühevolles Leben und das Meer oft trügerisch und nicht ein paar Carlin werth, was eine ganze Fischergesellschaft in dem Netze findet.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten einen großen Reiz. Die Fischer sind kräftige, oft schöne herculische Männer, muskulös und dunkelbraun, energische Gesichter und kühn aussehend unter der phrygischen Mütze. Ist das Meer bewegt, so erfreut man sich an ihrer wilden Thätigkeit, wenn sie die Barken durch die Brandung auf den Strand ziehen. Derselbe ist kurz und vor dem Wogenschlage nicht sicher, auch gibt er nicht Raum genug. Deshalb haben die Barken ihre gemauerten Schuppen, in welche sie beim Sturm hereingezogen werden. Es gibt etwa hundert Barken auf diesem Strande und drei große, welche den Verkehr zwischen der Insel und Neapel vermitteln. Schiffen ist das hafenlose Ufer unzugänglich. Jeden Dienstag und Freitag kehren die Verkehrsbarken aus Neapel zurück, wohin sie Tags zuvor abgegangen waren. Dann gibt es das bunteste Leben auf dem Strande, weil auch die Mädchen und Frauen von Ana-Capri die große Felsenstiege herabkommen, um Das in Empfang zu nehmen, was die Barke für sie gebracht hat. Ist das Meer bewegt, so springen, ehe das Boot landet, die jüngsten Fischer in die Wellen; sie stürzen sich kopfüber in das Wasser wie Taucherenten; die in der Barke werfen ihnen Taue und Ruder zu, es vermindert sich die Last

des Schiffchens, da Einer nach dem Andern über Bord springt. Jene am Lande ziehen nun das Fahrzeug mit lautem Geschrei am Tau, und die Stimme des Barkenpatrons übertönt das Rauschen der Brandung und das wilde Rufen aller dieser zur fieberhaftesten Thätigkeit aufgeregten Menschen. Am Strande harren die Weiber auf das Mitgebrachte; es sind Artikel für das Leben, Gemüse, Melonen, Zwieback, oder Kleidung und sonstiger Hausbedarf. Auch manch bebändertes Blumensträußchen von Napoli wird mitgebracht, und manche neu gedruckte Canzone vom Quai Santa-Lucia. Der Fremdling aber setzt sich auf eine der Klippentrümmer am Ufer und erbricht den Brief, der für ihn aus derselben Barke ausgeschifft worden.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern von Capri, nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel vom Meere abgesperrt. Denn es liegt hoch oben auf der höchsten Hälfte des Eilandes unter dem Gipfel des Solaro. Dagegen gehen viele rüstige junge Männer Ana-Capris und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang. Jährlich verlassen ihre Heimat etwa 200. Für Rechnung der Korallenhändler in Torre del Greco wagen sie sich in ihren Barken in die Meerenge von Bonifazio und an die Küsten Afrikas. Sie gehen im März und kommen im October wieder; dann finden sie, was seitdem das Schicksal in ihrer kleinen Welt zur Freude oder zum Leide gereift hat, Treue und Untreue, neues Leben und jungen Tod. Wenn sie hundert Dukaten gewonnen haben, heirathen sie ihren

Schatz. Denn in Capri gelten 100 Ducati als Erfoderniß zum Heirathen. Mir erzählte ein Maler, daß er mit seinem Jungen, der ihm die Staffelei nachträgt, folgendes Gespräch gehabt habe. Der Junge: Herr, habt Ihr eine Frau? Der Maler: Nein. Der Junge: Habt Ihr denn nicht 100 Ducati? Der Maler: Ja, ich habe 100 Dukaten. Der Junge (höchlichst erstaunt): Wie, Herr, Ihr habt 100 Ducati und heirathet nicht? — Lebhaft wurde ich eines Tages an jene heimatlosen Korallenfischer erinnert, als mir auf der Stiege von Ana-Capri ein junges Mädchen einige arabische Münzen anbot. Ihr Bruder hatte sie ihr verwichenes Jahr mitgebracht als Geschenk von den „Heiden". Ich kaufte sie mir zum Andenken und als Zauberpfennige, die eine sehr mysteriöse Geschichte haben.

Auch an den Strand von Capri treiben viel Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbchen von Stroh und thun in sie hinein rothe Korallenstückchen, Seepferdchen und Meersternchen und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strande entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, sodaß du es wol kaufen wirst.

Ja, Alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den kleinen Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidencultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowol droben

in Ana-Capri als drunten. Viele Webstühle sind dort thätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen Homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Thun, in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meers sieht man gern zu; es hat wahrlich etwas Märchenhaftes, und mit diesen kleinen schwarzlockigen Circen plaudert es sich angenehm genug.

Es gibt in Capri ein einsames Häuschen auf einem Hügel, darin sitzen vier Mädchen schwesterlich beisammen und weben rastlos Seide und Stroh zusammen zu Damenhütchen. Diese vier Mädchen sind die Elite der jungfräulichen Welt von Capri, ihr Stübchen ist der Gesellschaftssalon der Insel. Fremde führen sich dort selbst ein. Die Künstler nennen sie die vier Altäre, weil vor ihnen beständig geopfert wird, mein Wirth aber nennt sie die vier Jahreszeiten. Als ich eines Tages bei ihnen saß, fiel mir ein Blatt ins Auge, welches eine der Schwestern sorgsam an ihren Webstuhl geheftet hatte. Es war eine Epheuranke darauf gemalt und der Vers des Sophokles darein geschrieben, mit welchem der „Oedipus Tyrannos" beginnt: „*Ω τεκνα Καδμου του παλαι νεα τροφη*" (O Kinder ihr, des alten Kadmos junge Brut). Die Weberin bat mich, ihr zu sagen, was die fremde Schrift wol heiße, denn ein Engländer wäre da gewesen, der hätte

das aufgeschrieben. Ich sagte ihr, die Worte hießen also: „O Kind, du bist am Tag mein Basilicum, und des Nachts bist du mein Stern.“

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivetät des Volks erfreut, aber mich dünkt, ich hätte nirgends ein naiveres gefunden als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Mildigkeit seiner Sitte bewahrt und den Zauber unmittelbarer Natur erhalten. Man weiß hier nichts von den Verbrechen der Civilisation, es gibt nur Frieden, Armuth und Thätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch, und wahrlich, einen grellern Gegensatz als den zwischen der Welt von Capri und der von Neapel kann es nimmer geben.

Die Mädchen von Capri sind weniger schön als lieblich und graziös. Ihre Gesichtszüge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau; die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orientalisches. Ich sah oft, besonders aber in dem ganz verlassenen Ana-Capri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und blickte ein solches Antlitz, die Haare verwirrt, die Augenbrauen schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen groß aufgeschlagen, vom Webestuhl in der dunkeln Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man

auch Gesichter, welche denen der Gestalten Perugino's und Pinturicchio's ähneln und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, am schönsten in Ana-Capri, tief herabgeknotet, einen silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie den Mucadore wie einen Feß auf und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capris und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen von Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beißen haben.

Man muß nun diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen, oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge, oder Körbe voll Erde, oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen von Capri ist das eigentliche Lastthier der Insel, und man sieht also die lieblichsten Kinder von 14 — 20 Jahren, Gabriele, Costanziella, Mari Antonia, Concetta, Teresa und so viele andere, deren Köpfe draußen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden, vom Meeresstrande aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf eben diesen Köpfchen tragen. Es kam vor 14 Tagen ein neapolitanisches Schiff an die Insel und lud auf der Marina eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden nun sämmtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist

so steil, daß ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unbeschwert zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten die Mädchen, etwa 30 an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächern nur einen. Mich von dem Gewichte zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu erheben, daß ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein. Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit dem Steine aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonne und endeten, wenn sie in ihrer vollen Purpurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechzehn mal also belastet den Berg empor. Nahmen sie die Steine an der Marina auf, so stand ein Schreiber dabei und notirte, und oben an der Certosa stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch: Gabriele hat zehn Steine im Bret des Schicksals, aber Costanziella zwei mal zehn! Ihr Lohn war 10 Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Contract gemacht, sondern wenn man sie fragte, was sie für so große Mühsal erhalten würden, sagten sie: „Wir glauben, einen Carlin täglich, oder Brot von Castellamare für ebenso viel. Sonntag wird die Zahlung sein.“ In jenen Tagen gewährte also das Eiland einen seltsam schönen Anblick, und die Maler versäumten nicht,

diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuff von Herculanum von schöner stillgrauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem rothen Mucadore, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Aegyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Bewunderung und ohne Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter und graziös wie immer; mich dünkte, ich hätte nie ein schöneres Bild menschlicher Armuth gesehen. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen manchmal in einem Kreise auf dem Boden sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaums ihre Mahlzeit haltend; sie bestand aus halbreifen Pflaumen und trockenem Brot, und wenn sie diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten wieder flink wie Gazellen die Felsen hinunter, an ihre Tageslast.

Wenn ich die Armuth in dem friedlichsten und heitersten Bilde malen sollte, würde ich sie darstellen in der Gestalt der schönen Costanziella. Wenn sie den heißen Tag hindurch eine ganze Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, dann lehnt sie des Abends in der kleinen Thüre ihres Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosin auf der Maultrommel oder dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit einer

unnachahmlichen Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasien, Sirenencantaten aus der blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat noch zu benennen weiß. Das Alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen kicherten und die schwarzen krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Costanziella ihr Concert ausgespielt hatte, so lud sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Cactusbaume, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureißen wußte, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Ueber Literatur wurde niemals gesprochen, Schiller und Goethe kannte Costanziella gar nicht, ihr ganzer literarischer Reichthum bestand aus ein paar Liedern vom Hafen von Neapel; auch die englische und französische Literatur war ihr gänzlich fern geblieben. Ihre Mutter war eine Frau zum Malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten von Nahrungsmitteln. Costanziella aß niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends die Maultrommel, dazwischen aber aß sie trockenes Brot und Pataten mit Salz und Oel. Sie lachte einst laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische Diana, und keine war heiterer und mit dem Brummeisen verständiger.

Allgemein ist in Capri das Bitten um einen „Gran" oder Bajocco oder la Butiglia, wie sie sagen. Es sind besonders die Kinder und die Mädchen, welche so bitten, ich will nicht sagen betteln, denn es geschieht in keiner bettelhaften Weise. Weil sie arm sind, ist es natürlich, daß ihnen Andere geben, welche haben, und gibt man ihnen nichts, so machen sie doch ein fröhliches Gesicht und sagen: „Addi Signoria." Auf jedem Schritt und Tritt wird man angesprochen; geht man in ein Haus, so ist man sicher, daß ein Mädchen eine Blume Basilikum oder eine Nelke entgegenbringt. Dafür muß man etwas geben. Es ist ein Betteln durch die Blume, doch nicht immer, denn auch ohne dies bitten sie sich frank und frei den Gran aus. Man kann sie glücklich machen, wenn man ihnen bei Gelegenheit von einem Hausirer Kleinigkeiten kauft, sie freuen sich über bunte Dinge wie die Kinder; und hier wünscht man die Schätze nur eines Freigelassenen des Tiberius, um sie unter dieses freundliche und dankbare Volk zu vertheilen.

Gegenwärtig macht eine Heirath viel von sich reden. Ein reicher Engländer verliebte sich in ein armes Mädchen von Capri so sterblich, daß er um ihretwillen katholisch geworden ist. Das schöne Kind befindet sich in einem Kloster Neapels; im Herbst aber kehrt sie als große Dame zurück in ihr neu aufgebautes Haus am Berge Tuoro. Das Glück der schönen Anarella erregt keinen Neid, noch erscheint es hier als etwas Außerordentliches. Es hat sich auf Capri bereits ein anderer Engländer niedergelassen, welcher

seine Heimat aufgab, um in diesen Bergen zu einsiedeln. Capri ist fürwahr ein rechter Ruheort für lebensmüde Menschen, und ich wüßte keine andere Stelle in der Welt, wo Jemand, der im Leben Schiffbruch gelitten, seine Tage so wohl beschließen könnte. Das lehren auch die invaliden Soldaten, welche hier leben.

Dreihundert verstümmelte oder altersschwache Soldaten wohnen nämlich in dem Soldatenquartier am Ende der Stadt. Sie geben der Insel vollends den Charakter eines Asyls, weil man sie überall sitzen oder herumwandern sieht und ihre Lieder hört. Einige sind noch Veteranen Napoleon'scher Zeit, andere datiren ihr Schicksal von den Revolutionskämpfen des Jahres 1848. Es sind Menschen aus allen Provinzen des Königreichs. Die meisten sind blind. Weil es nun auf der Insel nicht Lastthiere noch Wagen gibt, so laufen die Blinden keine Gefahr. Ohne Führer gehen sie in den Straßen umher, den Weg mit einem Stabe sich erfühlend; ja kaum merkt man, daß sie erblindet sind. Beim Feste der heiligen Anna sah ich ihrer eine Schar die Procession eröffnen; aneinandergereiht wankten sie in die Kirche, und mir fiel bei ihrem Anblick der Bibelvers ein: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben." Am Abend aber genossen sie das Feuerwerk auf dem kleinen Platze, indem sie die Raketen und Schwärmer wenigstens prasseln hörten. Welch ein Loos, auf Capri blind zu sein, wo das entzückendste Gemälde der Welt in wunderbarem Farbenspiele rings verbreitet liegt! Hier ohne Sehkraft spazieren zu gehen, ist eine

bittere Ironie. Und doch spazieren die armen Blinden viel und gern und haben auch einen Lieblingsspaziergang, den einzigen, welcher etwas eben ist, nämlich den schönen Feldweg am Rande des Tragarathals unter den Olivenbäumen. Gern sitzen diese Alten auf den steinernen Bänken innerhalb des Thors, den Schritt der Hereinkommenden behorchend, oder draußen vor dem Thore selbst, wo der Blick auf den Golf, auf das ferne Neapel und den Vesuv und drüben auf den dreifach getheilten Felsenberg Solaro mit der schwindelsteilen Stiege bezaubernd ist. Im Duft der Mittagsbläue funkeln diese Felsen von blendendem Glanze, aber im Mondlicht verschleiern sie sich in bewegliche Lichtschleier von magischer Schönheit.

Auch Musik machen die Blinden gern; alle Abend geben sie ihr Concert. Es sitzen dann zwei Invaliden auf der Terrasse des Soldatenquartiers; der eine spielt die Guitarre, der andere bläst dazu auf dem Kamm. Wahrlich, es ist die sonderbarste Musik, die man hören mag, sie schallt hell und fremdartig in die Nacht hinaus, oft von den melancholischen Klagetönen einer Arie begleitet. Mit derselben Musik ziehen die Invaliden auch des Morgens auf den Platz, Blinde und Sehende, Krumme und Gerade, alle vergnüglich hinter ihrer Regimentsmusik her, nämlich hinter dem Guitarrenspieler und dem Kammbläser. Und so erscheint auf dem harmlosen Eilande selbst das physische Unglück wie die Armuth heiter ergeben und schicksalversöhnt.

Alles trägt hier einen Zug von Kindlichkeit, und selbst in den schönen Greisengesichtern mancher Männer

und Frauen kann man diesen Zug kindlicher Einfalt wiederfinden. Unter den Kindern gibt es viel bildschöne Mädchen und Buben, und obwol sie wild und kaum unterrichtet aufwachsen, setzt ihre Fassungskraft doch in Erstaunen. Sie laufen dem Fremden überall nach und erbetteln sich einen Gran. Als ich eines Tages in eine Schule oben in Ana-Capri trat, rief die ganze Schuljugend von den Bänken: „Signore, la butiglia!“ und es fehlte wenig, so hätte auch der Schulmeister gerufen: „Signore, un bajocco!“ Alle Kinder tragen ein Amulet am Halse, die ganz kleinen geweihte Hörnchen gegen den bösen Blick, die größern eine Madonnenmünze oder ein kleines auf Zeug gesticktes Bild der Madonna del Carmine.

Ich sah einmal die Leiche eines Kindes in der Kirche ausgestellt. Sie lag unter einem weißen Schleier, mit Blumen und gezuckerten Mandeln überstreut; schwerlich hatte das Kind im Leben solches Naschwerk gekostet, man gibt es den armen Fischerkindern zum Spielen erst, wenn sie todt sind. Man trug das Kind ohne Ceremonie in die Kirchengewölbe, wo hier noch alle Todten nach alter Sitte begraben werden. Nur wer kein Cristiano, das heißt kein Katholik gewesen, bekommt ein einsames Grab an irgend einer schönen Stelle über dem Meere.

So also ist das Volk von Capri, und weil die Stadt so klein ist und der enge Raum Alles zusammenhält, dringt der Fremde schon nach wenigen Tagen in die Verhältnisse der Bewohner ein und wird mit ihnen bekannt und vertraut. Es schwindet so sehr alles Ge-

fühl der Fremde, daß man sich gewöhnt, sich als Mitglied dieser kleinen Volksgemeinde zu betrachten. Auf dem kleinen Platze am Thore drängt sich alles Oeffentliche zusammen, der Verkauf von Handelsartikeln, die ganz der Bedürfnißlosigkeit dieser Menschen entsprechen, wie das Festleben an Kirchentagen und das tägliche Vergnügen der Muße und des Geplauders nach der Arbeit. Dann und wann unterbricht die beschauliche Einsamkeit die Ankunft von Fremden, welche im Gasthause des Don Michele einkehren, die Merkwürdigkeiten der Insel zu besehen und gleich wieder zu verschwinden. Aber es bildet sich ein Stamm von Gästen, die zusammen an einer Tafel speisen; meistens sind es Maler von verschiedenen Nationen, und diese Künstler werden bald zu einer charakteristischen Staffage der Insel, denn überall sieht man sie sitzen und malen, bald eines jener reizenden Häuschen mit der Weinlaube, bald einen bizarren Felsen, bald eine Baumgruppe oder eine Uferansicht.

Doch gibt es nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern, oder am duftigen Meere zu spazieren, wo die Wellen wohlig rauschen und das ausathmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wohl kann man stundenlang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Elemente zuschauen.

Ich nun führe euch allerwegen auf der Insel um-

her, denn gar wohl bin ich dort zu Hause. Zuerst gehen wir nach der Stelle, wo einst das alte Capri lag, welches jetzt verschwunden ist, denn die Sarazenen haben die Stadt zerstört. Aber dort, wo die schroffen Felsen von Ana-Capri plötzlich emporsteigen, liegt in den Gärten noch der letzte Ueberrest der alten Stadt, die kleine alterthümliche Hauptkirche San-Costanzo. Sie war die älteste Parochie der Insel und Sitz des Bischofs; denn Capri war seit dem 10. Jahrhundert ein Bisthum unter der Hoheit des Erzbischofs von Amalfi und blieb ein Bisthum bis auf das Jahr 1799; seitdem wurde der bischöfliche Stuhl nicht mehr besetzt, sondern die Kirche von Capri als Collegiat unter das Erzbisthum von Sorrento gestellt.

Die Kirche San-Costanzo ist klein und plump und ganz dörflich. Um sie her sieht man altes Gemäuer im Boden stecken. Man fand dort viele Graburnen, Reliefs und Münzen, und noch heute zeigt man in einem Weingarten einen großen Marmorsarkophag, welcher vor Jahren dort ausgegraben wurde. Seit man die Alterthümer der Insel überhaupt durchsuchte, wurden Statuen, Reliefs, Mosaiken, Urnen und Säulenüberreste theils von den Bauern um ein Spottgeld verschleudert, theils von den Beauftragten an Privatpersonen fortgegeben, theils heimlich bei Seite gebracht. Vieles raubten die Engländer während ihrer dreijährigen Anwesenheit, und nur das Wenigste hat man nach Neapel für das Museum gerettet. Nirgends in der Welt, so scheint es, ging man mit Alterthümern so liederlich um als in Neapel.

Erst die Ausgrabungen von Pompeji lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen auch auf Capri. Der Erste, welcher die Insel in diesem Sinne durchsuchte, war, soviel ich weiß, Luigi Giraldi di Ferrara im Jahre 1777, dann folgten ihm Hadrawa, ein Böhme, und im Anfange dieses Jahrhunderts Romanelli, dann Giuseppe Maria Secondo und der Graf della Torre Rezzonico, welche Alle Schriften über Capri veröffentlicht haben. Noch im Jahre 1830 wurde Feola mit Ausgrabungen auf der Insel beauftragt und lebte daselbst längere Zeit. Man deckte also die Trümmer auf und fand an vielen Orten noch ziemlich erhaltene Gemächer und manches Kunstwerk aus der besten römischen Zeit. Aber weil der Insulaner den Boden brauchte, warf er die Ausgrabungen wieder zu, verwischte ihre Spuren und pflanzte über den Alterthümern seine Gärten. Auch birgt an manchem Orte die Erde, was noch nicht ans Tageslicht gezogen ist. Was nun heute der Zufall findet, sind Kaisermünzen und Marmorstücke. Viel Marmor sieht man im Pflaster der Wege Capris und in Ana-Capri auf der Ebene Damecuta. Auch sieht man hier und da eine Marmorplatte mit zerstörter Inschrift als Schwelle an der Hausthür benutzt. Fundamente alter Gebäude aber gibt es viel, und wo man wandern mag, unterbricht Träumerei und Nachdenken irgend ein antiker Ueberrest.

Nicht weit von San-Costanzo stand eine der alten Villen des Tiber hart am Meere und über ihm aufsteigend, heute Palazzo a Mare genannt. Hadrawa ließ sie im Jahre 1790 ausgraben, fand ihren größten

Theil bereits verwüstet, aber doch noch immer ansehnliche Reste, darunter zwei schöne Säulen von Cipollino, zwei von Porta Santa, ein herrliches korinthisches Capitäl, welches heute im Museum von Neapel steht, zwei prächtige Fußböden, von denen einer an einen Engländer, der andere an die Gräfin Woronzow kam, endlich einen schönen Altar der Cybele, welchen der Ritter Hamilton an das Britische Museum zu bringen wußte. Heute ist der Palast das Bild der wüstesten Zerstörung. Große Massen von Gemäuer sind ins Meer gestürzt, andere bedecken den Küstenabhang, doch erkennt man noch heute eine Reihe von Gemächern und einen gemauerten Halbcirkel, vielleicht einst der Tempel der Gottheit, welcher die Villa geweiht gewesen. Eine zerbrochene Säule von rothem orientalischen Granit ragt aus dem Schutt hervor.

Noch dürftiger sind die Reste der Villa, die einst jenen schönen Hügel Castello krönte, der sich hart über der Stadt am südlichen Ufer erhebt. Von der Seeseite zeigt er sich als schroffe Felsenwand, welche mittendurch eine Grotte zerreißt. Nach der Landseite zu umgeben ihn Weingärten, oben aber trägt er das am besten erhaltene Castell von Capri, ein kleines Fort mit crenelirten Mauern und Thürmen, welches der Insel einen romantisch-mittelalterlichen Charakter gibt. Dort grub Hadrawa im Jahre 1786 nach und entdeckte Bäder und Kammern in großer Zahl, doch schon verwüstet, und fand Pavimente, Bildsäulen, eine schöne Vase von weißem Marmor, ein Relief, das den Tiberius opfernd vorstellt, eine Gemme mit dem Bilde des

Germanicus und andere Figuren von Marmor und von Stuck. Man verschleuderte auch diese Gegenstände an Hamilton, an den Maler Tischbein, an den Fürsten Schwarzenberg, an unbekannte Russen und Engländer. Im Jahre 1791 schüttete man die Ausgrabungen wieder zu. Doch was sind alle Raritäten des Alterthums gegen diesen Blick von dem Hügel Castello und das selige Meer Siciliens, in den immer blauen Golf von Neapel und auf die majestätische Felsenbildung Ana-Capris. Auch die schroffsten Abstürze des südlichen Ufers übersieht man hier und jene drei hochragenden Klippen, die Felsenobelisken Capris, welche Faraglioni heißen.

Dem Hügel zu Füßen liegt eine der märchenhaftesten Stellen des Eilands, die kleine Marina, ein winziger Strand auf der südlichen Seite, in wüstes Gestein eingebogen, dessen schwarze Blöcke das Ufer bedecken und im Meere eine kleine, ganz nackte Halbinsel bilden. Zwei Fischerhäuser sind dort einsiedlerisch wie Klausen ins Gestein gebaut, welches für ein paar Barken nothdürftigen Schutz gewährt. Der Strand ist ein bizarres Spielwerk der Natur und der einzige auf der ganzen Südküste Capris. Wenn man dort sitzt, ist man ganz aus der Welt verloren. Der Golf von Neapel mit seinen Inseln und Küsten und Segeln ist weithin entschwunden, wie als wüßte man nichts von ihm, und vor dem Blick dehnt sich die uferlose See aus, weit in die Ferne, wo Sikelia und Afrika beisammen liegen. Dort sitzt man und blickt in die endlosen Wasser und läßt Phantasieschiffchen nach Palermo und Cagliari und nach Karthago abschwimmen, eins nach dem andern.

Wild und schauerlich ist Alles umher und eine öde Felsenwüste, zu beiden Seiten gewaltige Höhlen hoch im Ufer selbst, zu deiner Rechten das Cap Marcellino, eine kolossale braune Bergmasse, wie ein Leu ins Meer hineingelagert, zur Linken aber steht gezackt und gezinnt wie ein Schloß aus einem Märchen das Cap Tragara und neben ihm die seltsamen Klippenkegel Faraglioni, über 100 Fuß hohe, ganz unübersteigliche Riffe, welche mitten in den Meereswellen stehen wie Pyramiden im See von Möris. Sie sind konisch, die eine wie von Menschenhand abgeglättet, die andere phantastisch reich ausgezackt. Ihr dunkler Schatten wallt auf der Flut und macht sie finster und melancholisch, aber in der Mitte der einen Klippe schlägt sich eine Höhle im prächtigen Bogen auf, sie durchreißend, daß die Barke hindurchfahren kann. Auf ihren Spitzen schwanken im Seewinde Zwergbäume und verwilderte Gräser, und es sitzt dort die heiser schrillende Möve oder umflattert sie, ihre junge Brut im Fluge übend.

Wenn du hier sitzest, so wird dir die Stelle aus dem „Gefesselten Prometheus“ des Aeschylus einfallen, wo er, an die Klippe geschmiedet, plötzlich den heranwitternden Flügelschlag der Okeaniden und ihren Chorgesang vernimmt. Ich habe den Seevögeln an jenen Klippen oft am Morgen zugehört, wenn sie in der heiligen Frühe, da das Meer zu schimmern beginnt, von den Felsen stürzen, in die Wellen hineinjauchzend mit langen Flügelschlägen, oder am Abend, wenn es still wird, wo sie gern einsamlich auf den Faraglioni stehen und verlorene, harfenstimmige Laute ausstoßen, die man

in der Einsamkeit nicht hören kann, ohne in eine märchenhafte, elementarische Stimmung zu gerathen. Denn der Gesang der Meervögel ist liedlos wie das Geräusch der Wellen und erweckt wie die verschwebenden Accorde der Aeolsharfen eine unbestimmte Sehnsucht in die Ferne. Es waren auf den Faraglioni, wie ich wohl weiß, auch Möven zum Besuch aus der Insel Ustica und von der Grotte Alghero aus Sardinien; wenn ich nun noch zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, so hätten sie mir den Gefallen gethan, mich über Meer nach jener seltsamen Grotte zu tragen oder in den schönen Orangenwald von Milis auf Sardinien, wo 500,000 Orangen beisammen stehen und ihre Millionen Blüten und Goldfrüchte tragen und die Nachtigallen alle diese Blüten und Goldfrüchte Tag und Nacht besingen. Dort hätten sie mich eines Morgens abgesetzt unter dem größten Orangenbaum Europas, der so groß ist wie eine Eiche und unter welchem der Marchese Boyl seine Gäste zu Nektar und Ambrosia einladet.

Siehe da, ein Phantasieschiffchen, welches abgeschwommen ist!

Aber in Wahrheit, wer kann an der kleinen Marina von Capri liegen ohne solche Träumereien? Die Wildheit dieser Uferscenen und ihre Verlassenheit ist gar zu zauberhaft, und vollends im Mondlicht oder bei wogender See, wenn die Höhlen schlürfend Welle um Welle hinunterziehen, oder in der Stille der Nacht, wenn um die Riffe und um die dunkeln Caps Lichter aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sternengleich und wie Meteore in den Wellen bald verschwinden, bald

wieder aufglänzen, eins und das andere, das dritte und das vierte, und hier noch eins und dort am Cap wieder eins um das andere.

Nur wenige Fischer haben hier ihre Barken. Man sieht sie auf den weißen Kieseln des Strandes sitzen, ihre Netze ausbessernd, und mitten in dieser klippenstarren Oede hat ihre still einsame Geschäftigkeit etwas Märchenhaftes. Sie scheinen geheimnißvoll, als wüßten sie wunderliche Dinge von der Tiefe und den Sirenen, die dort wohnen. Ein schroffer Fels über dem kleinen Strande heißt auch die Klippe der Sirenen. Die Phantasie des Volks wählt immer die passendsten Bezeichnungen für ein Local, und keins in Capri ist so sirenisch als dieses.

Man kann hier wol stundenlang auf den Klippen liegen und das grüngoldene Wasser ansehen, das wogt und wallt unten, flimmert und athmet, saust von Fittigen in stiller Luft, und unausgesetzt tönt das sommerliche Singen der Cicaden, deren Lieder die Luft zu durchschillern scheinen, wie fliegende Sonnenstäubchen und wie das Flimmern der Hitze um die Felsen. Auch der Duft des Meeres durchdringt alle Sinnen; das Gemüth sättigt sich mit Einsamkeit.

Zwischen den Faraglioni und der kleinen Marina wölbt sich über Kalksteinblöcken eine der geräumigsten Grotten dieser an Höhlenbildungen so überaus reichen Südküste. Sie heißt La grotta dell' arsenale. Das Wasser bedeckt sie nicht, sie ist eine Erdhöhle. An ihren Wänden klebt noch römisches Mauerwerk, und es

zeigen sich auch Spuren von Kammern. Nun lehrt der Name der Höhle wol richtig, daß sie einst ein Vorrathshaus für die Marine war, wenn nicht auch ein Schiffswerft für die Galeeren des Tiberius, denn sie ist hoch genug, und an ihrem Eingange sieht man auch manche Spur des Eisens, welches das Gestein bearbeitet hat. Der Ort heißt im Allgemeinen L'unghia marina. Manche Reste alter Gemäuer zeigen sich hier, am steinigen Ufer wie auf der Höhe. Auch am Cap Tragara, um welches die Faraglioni und die Klippe Monacone (großer Mönch) im Wasser stehen, erblickt man antikes Gemäuer. Wol befand sich hier zur Zeit des Tiberius ein kleiner Port. Vielleicht führte ein bedeckter Gang von der darüber gelegenen Villa des Bergs Tuoro zu dem Hafen, wo für Fälle der Noth fluchtgerüstete Galeeren lagen. Denn auch auf diesem Inselcastell schwebte der Tyrann in steter Furcht und hatte alle Anstalten getroffen, daß er zu jeder Zeit seewärts entfliehen konnte.

Man kann am Cap Tragara aus der Barke steigen und zu dem Hügel Tuoro grande hinaufklimmen. Da oben ist es schön wie auf jedem Gipfel Capris. Es sitzt aber dort über altem Gemäuer ein Telegraph. Fürwahr, es ist seltsam, daß fast auf jeder Bergspitze des Eremiteneilandes ein Einsiedel hängt, sei es ein Klausner oder ein Telegraphenwächter. Der vom Tuoro grande sitzt in einem weißen Häuschen. Sein Zimmer hat zwei kleine Fenster, in dem einen steckt ein Fernrohr und in dem andern auch eins. Nun sitzt der Telegraphos, ein ganz kleiner alterthümlicher Mensch,

dem vom vielen Gucken die Augen zwinkern, zwischen beiden Fenstern an einem Tischchen vor einem großen Register; alle Augenblicke springt er an das Fenster links und guckt durch das Fernrohr, an das Fenster rechts und guckt auch da durch das Fernrohr, dann setzt er sich wieder mit philosophischer Seelenruhe an das Register, sitzt ein Weilchen und läuft wieder an die Fenster und vor die Fernröhre, und so geht es vom Morgen bis zum Abend fort. Sein Hund aber sitzt vor der Thüre aufrecht und sieht ohne Ferngläser auch in das Meer. Dies verhält sich nun so. Oben über Ana-Capri sitzt der Telegraph auf dem Gipfel Solaro in seinem Hause und späht in das Meer von Sicilien, ob und welche segelbeschwingte Schiffe einlaufen. Sieht er nun etwas Merkwürdiges, so sendet er dem Telegraphen auf dem Berge Tuoro eine Botschaft; der schickt sie flugs weiter über die Meerenge von Capri zu dem Telegraphen von Massa, der über dem Vorgebirge der Minerva sitzt, ein Meereswächter schlummerlos; der wirft die luftige Kunde flügelschnell weiter nach Castellamare zum zeichenkundigen, luftpostdeutenden Späher; der aber schleudert die Botschaft machtvoll weiter nach dem Castell San-Elmo oberhalb Neapel; der Späher nun von San-Elmo befördert die Kunde in das königliche Atreusschloß zu Neapolis. Und so fängt der auf dem Solaro an und ist der eigentliche Urheber von all dieser luftdurchwandernden Botenjagd. Als mir dies der Telegraph sehr deutlich auseinandergesetzt hatte, fiel mir sofort der Anfang des „Agamemnon" von Aeschylus ein, wo der Wächter

auf dem Atreusschloß nach dem Feuertelegraphen späht, welcher die Einnahme von Troja melden soll:

Θεοὺς μὲν αἰτῶ τῶνδ' ἀπαλλαγὴν πόνων
(Die Götter fleh' ich an ums Ende meiner Müh') —

und ferner die Verse der Klytämnestra, welche in einer staunenswürdigen Malerei die wandernde Flammenpost beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfelsen, der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus, das sendet den goldighellen Freudenstrahl wie eine Sonne auf die Warte von Makistos, und so weiter eilt der Feuerstrahl über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, eilt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstrahl auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigiplanktos, bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Hätten nun die Griechen von Troja einen unterseeischen elektrischen Telegraphen gelegt, so wären wir um diese schöne Stelle im Aeschylus, welche überhaupt eine der am meisten malerischen Schilderungen ist, die gedichtet worden sind, gekommen.

Es war nun Abend geworden. Der Hochwächter vom Solaro gab plötzlich ein Zeichen, der vom Tuoro schickte es nach Massa. Ich fragte den fernspähenden Mann, was er gemeldet habe. „Heute nichts Neues“, sagte er vergnügt und zwinkerte mit den Augen, dann packte er seine sieben Sachen zusammen, winkte seinem Hunde

und stolperte den Berg hinunter. Er wohnt aber hoch oben in Ana-Capri und jeden Abend muß er die 560 Stufen der Felsenstiege hinaufklettern. Des Morgens kommt er wieder 560 Stufen herabgestiegen, und weil er nun schon seit zehn Jahren alle Tage bis auf einen Feiertag zu Ostern seine einsame Kunst betreibt, so kann man es mathematisch berechnen, daß dieser merkwürdige Mann schon hundertfache Chimborassohöhen erstiegen hat. Dreißig Groschen aber bekommt er täglich.

Außer diesem Aeschyleischen Wächter habe ich gar keine Alterthümer auf dem Berge Tuoro gefunden. Doch hat auch auf ihm eine Villa des Tiberius gestanden. Nun senkt sich zwischen dem Tuoro und dem Castello zum Meer das Thal Tragara, welches von Reben und Oelbäumen grünt. Auf seinem Rande steht der schönste mittelalterliche Bau der Insel, die Certosa, ein nun wüstes Kloster der Mönche vom Orden des heiligen Bruno. Dies Kloster nimmt einen großen Raum ein; seine originelle Architektur, seine Arcaden, geschnörkelten Glockenstühle und Terrassen und die Reihe von gewölbten Dächern heben sich aus dem Grün und auf dem Hintergrunde des blauen Meeres so grotesk hervor, daß dieser Anblick zu dem Reizvollsten gehört, was die Insel besitzt. Das schlanke thurmlose Schiff der Kirche ist zugleich das einzige Gebäude Capris, welches ein gothisches und mit rothen Ziegeln gedecktes Dach hat. Seine geraden Linien stehen in grellem Gegensatze zu den Wölbungen der Zellhäuschen und zu den Bogen des Hofes. Das Innere ist einfach und edel, und es fehlt auch nicht an Frescomalereien auf

den Wänden. Tritt man in den Kreuzgang, so erfreut man sich des großen, von Arcaden umschlossenen Raums. Die Zellen nun gar, die kleinern Höfe und die verwilderten Gärten, welche die üppigste Vegetation bedeckt, machen dieses öde Kloster zu einem romantischen Labyrinth. Die Certosa ist Sanct-Jakob geweiht. Sie wurde im Jahre 1363 von einem edeln Capresen, Giacomo Arcucci, gegründet. Sein Weib war unfruchtbar geblieben wie Sara; er aber hatte ein Kloster zu bauen gelobt, wenn ihm der Himmel zu einem Sohne verhelfen würde. Eilig that dies der Himmel und nahm den Mann beim Worte; da baute er den Convent nach dem Plane jener herrlichen Certosa des Sanct-Martin, welche auf dem Vomero von Neapel steht. Als nun im Jahre 1374 das Gebäude fertig geworden war, zogen dort Väter von San-Martino ein. Mit der Zeit wurde die Certosa reich, und die besten Aecker Capris kamen an die Mönche. Aber die Parthenopeische Republik hob das Kloster und noch zwei andere Klöster der heiligen Teresa in Capri auf, ihre Güter fielen an den Fiscus. Heute sind sie der Kathedrale von Ischia zugewiesen, und so erleidet die arme Bevölkerung Capris das große Unrecht, daß ihre besten Ländereien ihr entzogen sind, um die faule Priesterschaft einer fremden Insel zu nähren. Zur Zeit der englischen Besetzung Capris war das Kloster das Hauptquartier Hudson Lowe's und auch unter der Herrschaft der Franzosen zu militärischen Zwecken eingerichtet; man baut es gegenwärtig zu einem Militärlazareth aus.

Auch im Thal Tragara sieht man antikes Mauer-

werk, und hier wollen die Archäologen die Stelle der alten Ephebenschule und die Fundamente der Villa Julia erkennen, welche Augustus zu Ehren seiner verliebten Tochter soll gebaut haben. Auch die Sellaria des Tiberius verlegt man hierher, jenes schändliche Lusthaus der unnatürlichen Venus, von welchem Sueton erzählt, daß es mit den frivolsten Bildern ausgestattet war. Aber alle Muthmaßungen sind unsicher; ja, nicht einmal jene großen Mauerreste, welche Camerelle genannt werden und über der Tragara weithin bis Tuoro grande in einer gebogenen Linie fortlaufen, lassen ihre Bestimmung erkennen. Man nennt diese Mauer Camerelle, wie einen ähnlichen Ueberrest in der Hadrianischen Villa zu Tivoli. Sie ist theils aus dem Kalkstein Capris, theils aus Ziegeln fest und stark aufgebaut und zeigt an ihrer Außenseite Ansätze nebeneinander gereihter Kammern, deren Wölbungen noch zu erkennen sind. Ich glaube, die Meinung des Rosario Mangone ist haltbar, diese Camerelle hätten eine Straße getragen, die zu der Villa des Tiber hinaufführte. Die Straße theilte sich wol dreifach; die eine wird nach dem Berge Tuoro, die andere nach der Villa San-Michele, die dritte nach der Villa des Zeus geführt haben.

Ueber den Camerelle erhebt sich der schöngeformte Hügel San-Michele, eine der reizvollsten Höhen des Eilandes, von der man die herrlichste Ansicht auch der unten liegenden Stadt genießt. Ueber sie ragt nun das Fort Castello, hoch über diesem stehen die schroffen Felsen des Solaro, zu beiden Seiten grüne Thäler

und das Meer. Daß auf dem Gipfel von San-Michele einer der köstlichsten Paläste des Tiberius stand, sagt schon die bezaubernde Lage dieses Ortes. Man sieht denn auch schon am Fuße des Bergs mächtige Trümmer, Reihen von gewölbten Kammern, ohne Zweifel die Unterbauten der sanft ansteigenden Straße. Oben auf dem Plateau stehen Gärten und Vignenhäuser auf hohlem Boden, der unter den Füßen klingend beweist, daß unten gewölbte Gemächer liegen. Man sieht auch römische Mauerungen in Netzarbeit und mehre alte Gemächer. Das eine zeigt die Spuren einer alten Kapelle, welche dem heiligen Michael geweiht war, von dem der Berg seinen Namen hat. Heute steht ein Kirchlein dieses Heiligen ganz einsam am Berge und zieht durch seine originelle maurische Architektur den Blick auf sich. Von einer Mauer umschlossen und im öden Gestein verlassen, erregt es Vorstellungen von Wüstenbildern aus Mekka.

Man hat auch auf San-Michele Manches ausgegraben, aber die Nachforschungen wurden hier nicht so eifrig betrieben. Der Bauer hat nun den ganzen Berg nach der Landseite zu terrassirt und mit Oelbäumen bepflanzt; es stoßen aber die Häuser der Stadt hart an die Felsen, sodaß man vom Berge auf die Dächer steigen kann. Eines Abends nahm ich auch so meinen Rückweg in die Stadt, denn mir selber einen Pfad suchend, stieg ich zuletzt von dem Berge auf ein Dach, vom Dache durch das Zimmer auf die Straße.

Die nahe Ostküste der Insel schwingt sich zur Höhe von 970 Fuß und stürzt senkrecht ins Meer, sodaß auf

dem höchsten Uferrande die Villa des Zeus liegt. Hier ist das ganze Ufer von furchterregender Wildheit. Geht man vom Tuoro grande zuerst durch das kleine Thal Matromania nach der südöstlichen Seite, so gelangt man an eine Stelle, wo sich die Küste in einem Winkel von den steilsten Linien zusammenzieht. Da schaut man in einen phantastischen Wald von Felszinken, die das Ufer in gräulicher Verwirrung umstarren. Mitten dazwischen öffnet sich ein Fels zu dem prachtvollsten Bogen, dem sogenannten Arco naturale. Nächst der blauen Grotte ist er die überraschendste Einzelmerkwürdigkeit der Insel. Tief unten das Meer, schwarz verschattet, hoch oben der schöne Himmel, rings rothbraune Klippen, über dem Meere der magische Anblick des Caps der Minerva und der Küstenberge von Amalfi und von Salerno.

Hier nun führt eine schroffe Stiege hinab, wo mitten im Ufer eine tiefe, schöne, trümmerreiche Grotte sich wölbt. Sie ist die räthselhafte Grotte Matromania. Ihre Oeffnung ist ein Halbbogen von großer Breite, denn die Höhle ist etwa 55 Fuß breit und 100 Fuß tief. Ein Werk der Natur, wurde sie doch von Menschenhand geregelt, denn schon am Eingange sieht man römisches Gemäuer und im Innern klebt noch Mauerwerk an den Wänden. In der Tiefe aber erheben sich im Halbkreise zwei Aufmauerungen gleich Sitzen übereinander; mitten hindurch führten Stufen, wahrscheinlich zu der Nische des Gottes, dessen Bildsäule hier aufgestellt war. Alles spricht dafür, daß man die Zelle eines Tempels vor sich habe. Der Name Matromania, den die Grotte führt und den das

Volk in unbewußter Ironie in Matrimonio verdreht hat, als ob Tiberius in dieser Höhle seine Hochzeiten vollzogen hätte, wird erklärt aus Magnae Matris Antrum oder aus Magnum Milhrae Antrum. Man sagt, der Tempel sei dem Mithras geweiht gewesen, nicht sowol weil der persische Sonnengott in Höhlen verehrt wurde, als weil man in dieser Grotte eines jener Reliefs gefunden hat, welche das mystische Mithrasopfer darstellen und von denen eine große Zahl im vaticanischen Museum sich befindet. In den Studien zu Neapel sah ich zwei dieser Vorstellungen; das eine Relief wurde in der Grotte des Posilip gefunden, das andere in der Grotte Matromania. Sie stellen Mithras in persischer Tracht vor, knieend auf dem Stier, in dessen Hals er das Opfermesser stößt, während Schlange, Skorpion und Hund den Stier verwunden. Es scheint daher gar nicht widersinnig, in dieser Grotte einen Tempel des Mythras zu finden. Zu dem mystischen Sonnendienste war sie wohl geeignet, denn sie schaut gerade gen Sonnenaufgang, und wer aus ihrer Tiefe den Helios über den fernen Bergen aufsteigen sieht und das Purpurglühen der Berge und der Meereswellen in Nähe und Weite betrachtet, wahrlich, der wird hier zum Sonnenanbeter.

Die wildromantische Lage der Grotte, die Trümmer des alten Tempels, die mystische Vorstellung des Mithrasdienstes, die heilige Stille, das dämmerdunkle Licht und das Herabsickern der Tropfen, endlich der große Blick auf Meer und Land, alles Dies vereinigt sich hier, um das Gemüth mit schauerndem Ernste zu er-

füllen. Und selbst wer vom Mithrasdienste und von Tiberischen Erinnerungen nichts weiß, wird sich hier mitten in einem Mysterium fühlen.

Man machte in dieser mystischen Höhle einen wahrlich geheimnißvollen Fund, nämlich eine Marmortafel mit griechischer Grabinschrift, welche also lautet:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,
Den nicht Moira's Gebot fortraffte, die Herrschergewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer ich's ahnte.
Eben noch häuft auf mich der Geschenke so manches der Cäsar,
Aber er hat nun mir und den Aeltern vernichtet die Hoffnung.
Noch nicht funfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre,
Ach! und ich schaue das Licht nicht mehr des erleuchtenden Tages.
Hypatos bin ich genannt; dich ruf' ich noch an, mein Bruder,
Aeltern, ich flehe zu euch: O weint nicht länger, ihr Armen!

Von welcher schrecklichen That spricht in so mysteriösen Worten diese Grabschrift eines Knaben? Hier ist ein Roman von Capri angedeutet. Des armen Hypatos Loos ist verschollen, doch ich weiß es. In

einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Lieblingsknaben der Sonne, hier in dieser Höhle, hier vor dieser Zelle. So opferte später Hadrian den schönen Antinous dem Nil. Denn damals waren Menschenopfer, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch in der Gewohnheit, und am meisten brachte man sie dem Mithras dar.

Ja, könnte diese Höhle den Mund aufthun, und wollten diese starren Klippen zu reden anfangen, grause Fabeln des Alterthums würden sie zu berichten haben. Die Ueberlieferung hat auf dieses wilde Ufer überhaupt den Wohnsitz des Tiberius und die Gräuel seiner grausamen Gelüste verlegt. Es ist die diabolische Stelle auf der Insel. Geht man am Südostrande höher hinauf, so kommt man an einen Ort, welcher Salto di Tiberio, Sprung des Tiber, genannt wird. Das Ufer fällt hier mehr als 800 Fuß tief ganz senkrecht in die See. Von diesem Punkte, so sagt die Ueberlieferung, stürzte der Kaiser seine Opfer hinab, und daß es eben derselbe Ort sei, den man schon zur Zeit des Sueton als Merkwürdigkeit auf der Insel zeigte, unterliegt keinem Zweifel, weil so Fürchterliches im Menschengedächtniß nimmer verlöschen konnte. Bei Sueton heißt es: „In Capri wird der Ort seiner Mordlust gezeigt, wo er die Verurtheilten nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen ließ. Sie fing unten ein Schwarm von Matrosen auf, um die Körper mit Segelstangen und Rudern zu zerschlagen, auf daß in keinem ein Lebenshauch überbliebe.“ Es ist wahrlich ein diabolisches Vergnügen, von diesem

schroffen Absturz Steine rollen zu lassen, welche in entsetzten Sprüngen von Zacken zu Zacken sich fortschnellen und die Felsen vom Donner ihres Falls widerhallen machen.

Zwei Schritte weit von dem grausigen Salto steht jetzt ein kleines Haus, über dessen Thür das Wort Restaurant zu lesen ist. Im Stübchen steht zu jeder Stunde ein zierlich gedeckter Tisch, beladen mit Früchten, mit Brot und mit Flaschen voll Thränen des Tiberius. Derselbe Wirth, der dies Tischchendeckdich eingerichtet hat, ließ auch den schmalen Rand des Salto mit einer kleinen Mauer einfassen, und so bietet er dem Fremden das Gräßliche gleichsam auf einem Präsentirteller dar.

Man geht durch dieses Haus, um zu dem alten Faro von Capri zu gelangen, welcher kaum 30 Schritte vom Salto entfernt steht. Bis auf die mächtigen quadratischen Unterbauten aus gebranntem Stein ist er zerfallen, auch schlug vor einigen Jahren der Blitz den obern Theil der Trümmer herunter. Rings umher liegen Stücke des Gemäuers, und weit bis in die Weinberge hinein bedecken sie den Boden. Sie und die noch stehenden Reste, welche auch Spuren von gewölbten Gemächern sehen lassen, bezeugen es, daß der Leuchtthurm einst ein großartiger Bau war. Er wetteiferte mit dem Faro von Alexandria, mit den Thürmen von Ravenna und von Puteoli. Der Dichter Statius nennt ihn in einem Verse den Nebenbuhler des nachtdurchschweifenden Mondes. Nach Sueton stürzte derselbe Faro wenige Tage vor der Ermordung des

Tiberius ein, erschüttert durch ein Erdbeben, doch wurde er wieder aufgerichtet, sonst hätte ihn Statius nicht preisen können. Seine heutige Höhe beträgt kaum 60 Fuß. Im Jahre 1804 veranstaltete Hadrawa auch neben dem Faro Ausgrabungen; er fand dort Spuren einer unterirdischen Stiege, vielerlei Marmor und auch jenes Relief, welches die flehenden Gestalten der Crispina und der Lucilla darstellt.

Nun aber gelangen wir mit wenigen Schritten, aufwärts steigend, zu der berühmten Villa des Zeus. Nach Sueton war die dem Jupiter geweihte Villa von Capri der eigentliche Wohnsitz des Tiberius, und ausdrücklich sagt er, daß der Tyrann nach der Hinrichtung Sejan's aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang in der Villa des Jupiter sich eingeschlossen hielt. Es ist ganz zweifellos, daß jene Reste auf dem höchsten Nordostufer der Insel, dem Capo, zu der Villa gehören. Es spricht dafür die Bestimmtheit der Ueberlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palastes, dessen Ruinen die größten Capris sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören, was die Zeit von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrinthe von Gewölben und unterirdischen Galerien, von zahllosen Gemächern, welche jetzt zum Theil zu Weingärten oder zu Viehställen benutzt werden. Capitäler, Basen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern haben noch Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelroth von Pompeji. Einige Böden haben noch

ihr Mosaik von weißen Marmorstückchen mit schwarzer Marmoreinfassung, und hier und da sind die Stiegen, welche zu untern Sälen führten, noch wohl erhalten.

Die Villa scheint mehre Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Theil auf dem Plateau des schroffen Ufers überrascht durch den noch ganz erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umschließt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schließen. Die Anzahl der Gemächer wage ich nicht zu nennen, noch zu muthmaßen, wozu die einzelnen Theile des Ganzen dienen mochten. Alles, was zur überschwänglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehörte, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Zeit Kaisersitz war, muß sie, ehe Nero und Hadrian bauten, alle andern Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unvergleichliche Lage auf diesem Gipfel über der Meerenge zwischen Capri und dem Cap der Minerva, wo zwei Golfe dem Blicke frei liegen. Von hier aus sah Tiberius wie ein Geier hinunter und sah Alles, was auf der Insel vorging, und sah auch die Schiffe, welche von Hellas und von Asien und Afrika in den Golf einliefen, oder die von Rom herabkamen. Köstlich aber muß auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Minervencap und betrachtete man dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die schönen Tempel. Denn Tiberius sah auf dem Vorgebirge der Minerva, dessen Spitze heute ein Thurm krönt, noch die weitberühmten

Tempel der Minerva und der Sirenen, welche von Votivbildern erfüllt waren, und den Tempel des Herakles.

Ich saß manche Stunde lang auf diesen Trümmern und baute sie mir wieder auf. Die Einbildungskraft stellte mir das alte Capri wieder her. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpalästen geschmückt und das schöne Eiland bedeckt mit Tempeln, Arcaden, Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man die Römergestalten selbst die Straße heraufschreiten, den Hof eines Kaisers, Senatoren, Gesandte aus aller Welt, die schönsten Weiber Joniens, die reizendsten Hetären Asiens, ein wilder Schwarm von Bacchantinnen, von Nymphen und von Göttern, eine ganze Mythologie phantastischer Gestalten. Denn hier lebte Bacchus, und sein Hofstaat war bacchantisch und satirisch. Der ganze Aufenthalt des Kaisers Tiberius auf Capri war eine Satire auf das Menschengeschlecht, die schrecklichste, die je dargestellt worden ist.

Die Vorstellung gewinnt die Züge des Wirklichen, wenn man die Porträts kennt. Man sieht in Neapel schöne Büsten in Kolossalfiguren von Tiberius, die trefflichsten aber besitzt das vaticanische Museum. Ich habe bemerkt, daß die Tiberiusfiguren in Neapel ihn eher im Alter, jene in Rom in jüngern Jahren vorstellen, wahrscheinlich weil die meisten Büsten des Kaisers, welche in Herculanum und Pompeji ausgegraben wurden, seiner caprischen Periode angehören. Im Vatican steht seine kolossale Figur, die in Veji gefunden wurde, aufgestellt in der Galerie Chiaramonti; sie stellt ihn in

idealer Jugendlichkeit als Heros dar, mit porträtgetreuen Zügen. Sein Kopf ist geistvoll und edel geformt, der Mund unendlich fein und schön, in jugendlicher Erscheinung sind seine Züge dionysisch, und auch die Fülle des Körpers ist wollüstig, ja weibisch zu nennen. Dies moralische Ungeheuer war, wie Cäsar Borgia zu seiner Zeit, der schönste Mann unter den Lebenden; von allen Kaisern Roms übertrifft ihn nur Augustus an classischer Schönheit. Man vergißt den Kopf des Tiberius nicht mehr, wenn man ihn ein mal sah; man erwartete das verzerrte Antlitz eines Dämons zu erblicken und ist überrascht von der Feinheit seiner weiblichen Züge, die einem Sardanapal so wohl entsprechen würden. Nur im Alter zieht sich um den Mund ein schneidend scharfer Zug von Hohn und Skepsis, und der Ausdruck bekommt etwas widerwärtig Starres, hartherzig Verschlossenes, selbst Gemeines. So zeigt den Tiberius der kolossale Kopf in Neapel und so ihn seine Büste im Capitol. Will man aber die bestialische Bosheit ganz plastisch vor sich sehen, so muß man den teuflischen Kopf des Caracalla betrachten, das Vollendetste von diabolischer Charakterbildung, was die Sculptur erreicht hat.

Ich glaube, der schreckliche Mann war nur ein fürchterliches Urtheil, welches die Weltgeschichte vollzogen hat. Er war der erste eigentliche Monarch nach Augustus, der noch in den Formen der Republik regiert hatte. Er erbte eine niederträchtig gewordene Menschheit. Selbst zum Bösen bestimmt, ging er an der schlechten Welt und mit ihr als Teufel zu Grunde.

Caligula wurde an dem Gedanken wahnsinnig, Herrscher der Erde zu sein, und dauerte nur wenig Jahre. Das ist kein Wunder. Denn diesen Menschen warf eines Tags der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei. Nach den Bürgerkriegen und Augustus trat eine fürchterliche Stille in der Weltgeschichte ein, die wüsteste Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottet. Augustus war groß und glücklich, weil er seine Herrschaft errungen hatte; seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines schon längst eroberten Weltreichs gesetzt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn auch der Genuß wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht. Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer, Claudius ward ein Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte dazu die Zither, er machte Verse und wollte wenigstens als Wagenlenker und Komödiant etwas gelten. In jener Periode allgemeiner Welterschlaffung finden wir hintereinander Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geschichte stille hielt. Beispiellos teuflisch wäre die Natur, schaffte sie solche Ungeheuer nacheinander, grundlos und als ein abgeschmackter Zufall.

Aber man würde dem Charakter des Tiberius Unrecht thun, würfe man ihn mit seinen Nachfolgern zu-

sammen. Diese waren plumpe, nackte Bösewichte, die, jegliche Maske abgeworfen, ihre bestialische Natur offen zur Schau stellten. Tiberius, seiner Zeit an Geist überlegen, war ein feiner Kopf, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des August. So fein, verhüllt, still herauslauernd und vorsichtig spähend ist auch sein Antlitz, zumal der unsaglich feine jesuitische Zug um den Mund, und schwerlich hat die Natur einen vollkommenern Diplomatenmund geschaffen. Scharf geschlossen sagt er das Wort Talleyrand's, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Wir aber wissen aus dem Tacitus, welcher Art die Kunst des Tiberius im Sprechen war. Die Grammatik und Logik des Diplomaten hat Tiberius allein erschaffen. Dieser Mann versprach nicht, noch schwur er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war. Wie plump erscheinen gegen diesen feinen, classischen Despoten Herrscher der neuern Geschichte, Abenteurer, die sich auf einen Thron offenbar hinaufgelogen, und Könige, welche offenbar die Eidschwüre brachen. Tiberius würde sie unter seine Freigelassenen verweisen, mit einem feinen verächtlichen Lächeln. Dieser Mann ließ niemals ahnen, was er thun würde, denn auch das Gegentheil war gewiß. Er schlug nie den Dingen geradezu und mit der brutalen Gewalt der sogenannten Staatsstreiche auf den Kopf, er umschlich sie. Sein Wille und seine Absicht waren wie Helldunkel zweifelhaft. Man lese nur die meisterhafte Geschichte vom Sturze des Sejan.

Jener Mann vom Felsen von Elba, Napoleon, hat einst den Charakter des Tiberius warm vertheidigt und

gegen die Urtheile des Tacitus und der Geschichte in Schutz genommen.

Nachdem nun Tiberius die Diplomatie des Augustus zu dem Systeme des Jesuitismus verfeinert hatte, zog er sich nach vollbrachtem Werke in diese Villa zurück, um lebensekel sich im Genusse zu betäuben. Er versank in träge Wollust. Die Furcht, welche er als Regierungsprincip eingeführt hatte, ließ ihn selbst nicht sterben. Er erschöpfte jegliche Wollust, aber die menschliche Natur ist so klein organisirt, daß sie nur einen winzigen Theil von Lust genießen kann. Dies lehrt die Felsenscholle Capri und diese Villa des Zeus, in welche sich der Herrscher der Welt verbannte, der diese selbst nur als ein Exil zu betrachten gelernt hatte. Es schaudert mir, denke ich, welche Scenen die Wände dieser Gemächer gesehen haben, welchen furienbißtrunkenen Taumel losgelassener Schmerzenslüste. Innerhalb derselben Wände, die einst widerhallten von lydischen Flöten und von dem Wollustgirren der schönsten Weiber, wohnt jetzt das Vieh der armen Bauern; und dies ist heute die Ausstattung der Säle des Tiberius: Epheu, wilde Feigenbäume, Malven, Rosen, Cinerarien, Granatenbäume, das wuchert in diesen zerstörten Zimmern wildschön durcheinander, und im Winde tanzen die Reben, die Enkel des alten capräischen Bacchus, als wären sie die Geister jener Hetären, welche einst hier nackt den Cancan um Tiberius getanzt haben.

Oben steht eine Kapelle, Santa=Maria del Soccorso, auf der höchsten Höhe der Villa und über ihren Ruinen gebaut. Dort wohnt ein Eremit. Kein Ort in

der Welt ist zum Büßen so passend als die Ruine dieser Villa des Tiberius, unter dessen Regierung und während dessen Aufenthalt in Capri Christus ans Kreuz geschlagen wurde. Die Kapelle steht hier wie das Christenthum selbst auf den Trümmern der heidnischen Welt, deren Buße es war. Dies Zusammentreffen ist seltsam, und ich meine, hier ist eine der tiefsinnigsten Stellen, an denen man verweilen mag. Denn hier steigen vor dem Blicke zwei ungewöhnliche Gestalten auf, Zeitgenossen, Repräsentanten zweier Weltperioden: hier im Westen der greise Dämon Tiberius, der Beherrscher der Erde, der Repräsentant der untergehenden heidnischen Welt und das Ebenbild ihres sittlichen Elends; dort im Osten der junge ideale Christus, an das Kreuz geschlagen, aber umringt von begeisterten Propheten eines neuen Erdenfrühlings. Diese beiden Gestalten stehen sich gegenüber wie Ahriman und Ormuzd, der Gott des Lichts und der Gott der Finsterniß.

Wie denkt man hier auch an jene lichtberauschte Gestalt des Johannes von Pathmos, neben dem der Adler des Zeus noch als heidnisches Symbol zu sehen ist!

In solchen Betrachtungen und Nachdenken über die schöne Jugendgestalt des ersten Christenthums stand ich auf jenen Trümmern, und siehe, da trat mir plötzlich die historische Erscheinung jenes idealen Christenthums entgegen, in der Gestalt des schmuzigen Franciscanereremiten, und fast wich ich vor dem Manne zurück. Es war ein alter Mönch mit langem weißen Barte, in schwarzer Kutte, ein Klumpfuß, hinkend und ein unangenehmes Gesicht mit habgierigen Augen. Da war

es mir, als sah ich den Tiberius als Mephistopheles vor mir, und mit satirischem Lachen hörte ich ihn sagen: „Nicht gestorben, nur verwandelt! Dies ist die Geschichte des Christenthums!"

Der Klumpfuß hinkte mir voran in seine Zelle. Ich suchte unter seinen Büchern und las auf einem den Titel: „Legendarium der heiligen Jungfrauen, welche für unsern Herrn Jesus Christus sterben wollten." Auch der Eremit Tiberius las auf derselben Stelle Bücher von Jungfrauen, aber nicht von solchen, die für seinen Zeitgenossen Jesus sterben wollten, sondern es waren die Bücher der griechischen Hetäre Elephantis, welche die Kunst der Wollust behandelten und damals in Rom Mode waren. Sueton erzählt, daß Tiberius diese Schriften der Elephantis in seinen Zimmern auf Capri gehabt habe. Indeß auch Lascivitäten fand ich bei dem jetzigen Einsiedler. Er zeigte mir nämlich die Copie eines Reliefs, welches man im Museum zu Neapel sehen kann. Es stellt einen ältlichen nackten Mann zu Roß dar; vor ihm sitzt auf dem Sattel ein nacktes Mädchen mit einer Fackel, ein nackter Jüngling führt das Roß gegen die Statue eines Gottes. Die Aehnlichkeit des Reiters mit Tiberius ist so auffallend, daß man glauben will, jenes Relief stelle eine nächtliche Scene aus dem Leben Tiber's in Capri dar, etwa ein Opfer vor dem Priap; aber die Halskette, welche die Gestalt trägt, ist genau dieselbe, die der sterbende Fechter und andere Gallier zu tragen pflegen, sie paßt also nicht für den Kaiser Tiber. Der Eremit hatte das Relief in Wasserfarben erstaunlich fleißig und

mit sichtbarem Behagen am Nackten copirt; es gehört nämlich zu seinem Local, weil es unter den Trümmern der Villa ausgegraben wurde. Zwei mal wurden diese durchsucht, doch jedesmal unvollständig, im Jahre 1804 von Hadrawa, von Feola im Jahre 1827. Man fand schöne Pavimente von Marmor, wovon eins sich in der Hauptkirche Capris vor den Altar gerettet hat, viele köstliche Säulen, darunter eine kleine von Lapis Lazuli, welche ein Engländer erstand, Bildsäulen, die man verschleuderte, Mosaiken, welche das Museum von Neapel aufbewahrte.

Kein Kaiser in der Welt kann sich rühmen, im Besitze eines Hauses von gleich schöner Aussicht zu sein, als dem Eremiten seine merkwürdige Klause gewährt. Aus seinen Fenstern überschaut er die Golfe von Neapel und von Salerno und die schönsten Küsten und Inseln Italiens. Nichts gleicht zumal dem Blicke auf das ganz nahe Vorgebirge der Minerva, dessen Formen von der herrlichsten Plastik sind; hinter ihm sieht man die schönen Bergreihen des San-Angelo und des ganzen Ufers von Amalfi und von Salerno in der Verkürzung aufgereiht, wie Riesencoulissen eines ungeheuern Theaters, bis sie sich im grandiosen Bogen nach Pästum ziehen. In klarer Luft sah ich Pästum weit über Meer, dann das Castell Baro und die Punta Licosa in meilenweiter Ferne. Bei Sonnenuntergang ist das Irisspiel der Farben über den Bergen hinreißend wie eine Phantasmagorie, und oft war es mir, als wäre, was ich sah, nicht Wirklichkeit, sondern das strahlende Bild einer schönen Vision.

Eines Abends saß ich auf den Ruinen der Villa und weidete mich an dem großen Anblick jenes Caps der Minerva, da fiel mein Blick plötzlich auf die silberweiße Haut einer Schlange, die, jüngst abgestreift, mir zu Füßen lag. Ich nahm sie auf wie ein göttliches Geschenk, das für mich selbst mit vergangenen Tagen in einer gewissen ominösen Verbindung stand. Mir fiel aber auch ein, daß Tiberius hier eine Lieblingsschlange gehalten, die er fütterte und mit der er zu spielen pflegte. Ich stieg mit meinem Funde den Berg hinunter. Da kam mir Mephistopheles auf einem Esel nachgeritten. Ich zeigte dem Mönch die Schlangenhaut und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß dieser geheimnißvolle Mensch der ausbündigste Schlangenzauberer sei. Denn er erzählte mir, daß er die Schlangen fange und zwar lebendige und zu jeder Zeit und jede, welche er wolle. Ich fragte ihn hierauf, wie er das mache. „Ich greife hin", sagte er, „wenn ich ihnen befohlen habe, still zu liegen; sie wickeln sich sogleich um meinen Arm, dann sperre ich sie in ein Gefäß und schicke sie nach Neapel an die Apotheker." „Wie könnt Ihr ihnen aber befehlen, still zu liegen?" fragte ich. Er antwortete mit einem satanischen Lächeln: „Ich sage ihnen einen Spruch vor und den Namen des Sanct-Paul, dann liegen sie gleich still." „Könnt Ihr mir den Spruch nicht geben", fragte ich, „damit ich auch den Schlangen befehlen könne?" „Nein", sagte er, „ich habe den Spruch von einem andern Einsiedler und habe ihm mit einem heiligen Schwure gelobt, ihn nicht wegzugeben."

Als ich nun fragte, warum im Spruche der Name Sanct-Paulus vorkomme, so entgegnete er, daß der heilige Paulus der Patron der Schlangen sei und daß alle Thiere ihre Patrone hätten. Wie mir nun der Mönch das gesagt hatte, so fragte ich ihn nach den Patronen von Allem, was da kreucht und fleucht. Von den Eidechsen ist die Patronin die heilige Gertrude; dies nimmt mich für sie ein, denn die Eidechsen liebe ich gar sehr, sie haben etwas Graziöses und Mädchenhaftes, auch lispeln sie mit dem Zünglein auf eine allerliebste Weise. Sanct-Antonius ist der Patron der Fische, die heilige Agathe die Patronin der Löwen, die heilige Agnes die der Lämmer.

So hatte ich also richtig geahnt, daß dieser Eremit ein Schwarzkünstler sei, und ich glaube, er treibt noch andere dunkle Sachen im Mondschein auf den Ruinen und an den Klippen mit Kräutern, Wurzeln und schädlichem Gewürm.

Wir haben nun wahrlich vergessen, daß es auf dem Eiland noch ein zweites Städtchen, Ana-Capri, gibt. Dies ist kein Wunder, denn wer auf Unter-Capri lebt, hört und sieht von jenem Orte nichts. So sehr hat ihn die Natur von allem Verkehr abgeschieden. Man sieht eben nur die steile Felsenstiege, welche dort hinaufführt und deren Beschwerlichkeit nicht zum Steigen reizt; und so möchte es nicht leicht irgendwo die gleiche Sonderbarkeit geben, daß zwei Städte auf ein und demselben kleinen Eiland, deren Entfernung auf ebenem Boden wenig mehr als eine Viertelstunde beträgt, so gänzlich voneinander gesondert sind, daß ihre Bewohner nur

selten miteinander verkehren, an ihren beiderseitigen Festen selten theilnehmen und selbst einen verschiedenen Dialekt reden.

Die Liebe, so erzählt die schöne Sage, war die Gründerin von Ana-Capri. Denn ein junges Paar entfloh in alten Tagen aus der Unterstadt, erstieg die schroffen Felsen der obern Insel und baute sich dort im grünen Gebüsche hoch oben am Fuße des Solaro eine Einsiedelei. Seitdem folgten andere Verliebte und so entstand mit der Zeit diese Colonie der Liebesgötter, welche jetzt Ana-Capri heißt.

Und auch heute fliegt der beschwingte Amor wie ein Bergfalke herüber und hinüber von Capri nach Ana-Capri und leiht dem Jüngling seine Flügel, welcher eins jener wilden und schönen Mädchen liebt, die oben in ihrem kleinen Hause unter Rebenranken am Webstuhle sitzen, seidene Bänder weben und Sehnsuchtslieder singen, wie die Circe in der Odyssee.

So ist also Ana-Capri von der untern Insel geschieden, daß nirgends ein Weg nach oben führt, als jene 560 Stufen hohe romantische Jakobsleiter. Denn plötzlich steigen die Felsenwände, gänzlich unvermittelt, steil und senkrecht wie Mauern, in den wildesten und kühnsten Formen über dem untern Capri auf und bilden gleichsam die gigantische Wand, über welcher, dem schrägen Dache einer Basilika gleich, der Berg Solaro sich lagert und auf seiner Schräge das weltabgeschiedene Volk und die Stadt Ana-Capri trägt, gleichsam ein Volk von Eremiten. Im Zickzack führt die in den lebenden Stein gehauene Stiege an dem scharfen Felsen-

rande aufwärts und endet oben auf der Plattform. Man schreibt dies sonderbare Werk den ältesten Zeiten zu, als Phönizier oder Griechen die Oberstadt anlegten, denn nur auf dieser Stelle ist eine Verbindung mit der Unterstadt möglich. Man sieht auch noch Spuren der ältesten Stiege. Auf der Hälfte dieses Weges steht heute die kleine bizarre Kapelle des heiligen Antonius, wo man Odem schöpfen kann, denn man erreicht die Höhe nicht, ohne ganz entathmet zu sein. Aber die unvergleichliche Fernsicht von der Plattform, Capo di Monte genannt, belohnt die Mühe reichlich, da man den ungeheuern Fels mit seiner breiten Brust und den schwebenden Bäumen, welche hängenden Gärten der Semiramis gleichen, frei in die Luft ragen und in die Tiefe hinunterschwindeln sieht, und unter sich den malerischen Anblick von ganz Nieder-Capri und den Prospect in beide Meere hat. Hoch über der Plattform steigt der Berg Solaro, von wüstem grauen Gestein überdeckt, noch einige Hundert Fuß empor und trägt auf einer scharfen Kante die schönen Ruinen des Castells Barbarossa, welches seinen Namen von dem berühmten Korsaren führt, der einst Capri zerstörte.

Sobald man nun wenige Schritte auf der Plattform weiter geht, breitet sich vor den Augen eine neue und fremde Welt aus. Unter-Capri ist verschwunden, man tritt in die reizendste Einsiedelei von überraschender Schönheit. Der Berg Solaro, ganz das Ebenbild des Monte Pellegrino von Palermo, gipfelt sich schroff auf; er ist kahl, öde und braun und mit zahllosen Blöcken übertrümmert. Gegen Westen und Norden

senkt er sich zu der größten Ebene nieder, welche die Insel besitzt, und auf diesem schrägen Abhange liegt hoch über dem Meere, unter grünen Bäumen und blühenden Gebüschen, Ana-Capri. Das Städtchen besteht aus Eremitagen, denn die kleinen, originell gebauten Häuser liegen in den Gärten zerstreut; und hier gibt es mehr Baumwuchs als in Capri, namentlich viel Oelbäume und sehr viel Reben, die sich nach campanischer Art um die Bäume ranken. Die Luft ist rein und balsamisch, aber die Sonnenglut wirkt um so stärker auf der schiefen Ebene. Blickt man in dieses unbeschreiblich malerische Städtchen, in diese seltsame sonnenverbrannte Felsenöde über ihm, in die grenzenlose Stille des blauen Meers in allen Fernen, so möchte man hier den Wanderstab in die Erde stecken und der Welt Lebewohl sagend sein Eremitenhäuschen bauen.

Hier ist es noch stiller als in Capri. Man sieht nur Menschen, welche singend arbeiten, vor der Thüre am Webstuhl sitzen oder die Spindel mit der gelben Seide drehen, oder im Garten graben und die Maulbeerblätter für den Seidenwurm abpflücken, oder solche, die mit dem Wasserkruge auf dem Kopfe daherkommen. Weil die Männer draußen sind und, da es Sommer ist, so viele Jünglinge auf den Korallenfang nach Afrika oder Corsica gezogen sind, sieht man in dem Städtchen fast nur Weiber, und es scheint dir, du wärst zu den Weibern von Lemnos gekommen, welche männerlos auf ihrem Felsen sitzen, endlose Gewebe fortwebend.

An den Tagen und Stunden, wo die Barken von

Neapel heimkommen sollten, fand ich oft über der Stiege eine Schar von Mädchen sitzen, oft mehr als dreißig, viele von seltener Schönheit. Plaudernd saßen sie um die Felsen und spähten auf das Meer und den nahenden Segeln entgegen, um dann an den Strand hinabzusteigen. Ich setzte mich unter sie und spähte nicht minder sehnsüchtig über den Golf auf das weiße Segel, ob es nicht einen Brief in diese Einsamkeit herüberbrächte. Fast alle hatten sie einen Strauß in der Hand oder einen Zweig Basilikum, durch die Blume zu bitten; Antoniella aber hielt den prächtigsten Strauß vor sich von Basilikum, Nelken, purpurrothen Rosen und einem Myrtenzweige, mit einem bunten Bande kunstvoll in Schleifen zugebunden. Dieser Strauß wurde das Sinnbild unserer Freundschaft und der Schlüssel zu dem reizendsten Weberhäuschen von Ana-Capri, wo ich manche Stunde mit den naivsten Naturkindern verbracht habe. Antoniella webte in einer Gartenkammer, ganz im Grün unter Weinlaub und blühenden Oleandern, und sie war flink und geschickt wie die Spinnerin Arachne; ihre ältere Schwester webte neben ihr weißes Baumwollenband, sie aber ein buntgemustertes. Sie verstand nicht auf der Maultrommel zu spielen, aber desto geübter schlug sie die tönende Handpauke. Ihre Brüder waren draußen auf dem Meere. Der Fleiß dieser Mädchen, die alle mit der Weberei beschäftigt sind, ist erstaunlich, denn schon mit Sonnenaufgang setzen sie sich an den Webstuhl, und mit weniger Unterbrechung weben sie bis zum Sonnenuntergang, und so das ganze Jahr hindurch. Freilich

sind sie nicht zu jenem Lasttragen verdammt, wie ihre Inselschwestern in Capri, nur wenn das Regenwasser in den Cisternen ausgeht, müssen sie die Stiege hinuntersteigen und in Krügen von Capri das Wasser tragen, wo vier dürftige Quellen fließen. Goldenes Geschmeide und Korallenschmuck, auch silberne Pfeile in den Haaren tragen sie alle, und das Mädchen würde unglücklich sein, welches solchen Schmuck nicht besäße.

Es gibt im Orte einen schönen Campo Santo, voll von Cypressen und Blumen; der größte Stolz der Ana-Capresen aber ist das sogenannte irdische Paradies, nämlich der Fußboden ihrer Kirche, auf dessen Fliesen in Smalto das Paradies dargestellt ist, ein gutgezeichnetes Werk des Chiaese aus dem 17. Jahrhundert. Auch hier ist die Architektur bizarr und maurisch, höchst charaktervoll, und es gibt dort Masserien, die mit ihrer Pergola reizend genug aussehen. Wenig Tiberische Ruinen sind in Ana-Capri aufzufinden, der Weinbauer hat sie hinweggetilgt, auch standen hier weniger Gebäude als auf Capri. Die meisten Mauerüberreste hat noch die Ebene Damecuta, ein fruchtbares Land, welches zur Küste sanft niedersteigt und in dessen Ufer die blaue Grotte liegt. Es ist eigenthümlich, daß Ober-Capri trotz seiner Höhe doch niedrigere Küsten hat als Unter-Capri; denn es senkt sich der hochgegipfelte Berg lang hingestreckt nach dem Westen wie nach dem Norden in das Meer, aber dennoch ist das Ufer weder der Barke noch dem Menschenfuß zugänglich, strandlos, hafenlos und dem Schiffbrüchigen sicheres Verderben bringend.

Der Thurm von Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte blaue Grotte liegt, das Wunder Capris, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirth Michele ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, August Kopisch, der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind sie nun todt, nur Michele weiß von der Entdeckung zu erzählen. Ein Onkel Pagano's, damals Priester auf Capri, ermahnte die Gesellschaft, von dem Versuche abzustehen, denn die Höhle sei der Aufenthalt böser Geister und viel Seeungeheuer hausten in ihr. Auch war das Eindringen schwierig, weil es vor der Entdeckung der Grotte keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirth beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie nun in der Grotte waren, und zumal, sagte er, war Fries wie von Sinnen, er schwamm bald heraus, bald hinein, und immer mit Jubeln und mit Jauchzen. August Kopisch hatte keine Ruhe, er eilte sofort nach Neapel und holte seine Freunde, und so that er ab und zu. Pagano bewahrt ein altes Fremdenbuch wie eine Reliquie; darin hat Kopisch unter dem 17. August 1826 folgendes Entdeckungsdocument hineingeschrieben:

„Freunde wunderbarer Naturschönheiten mache ich auf eine von mir nach den Angaben unsers Wirths

Giuseppe Pagano mit ihm und Herrn Fries entdeckte Grotte aufmerksam, welche furchtsamer Aberglaube Jahrhunderte lang nicht zu besuchen wagte. Bis jetzt ist sie nur für gute Schwimmer zugänglich; wenn das Meer ganz ruhig ist, gelingt es auch wol, mit einem kleinen Nachen einzudringen, doch ist dies gefährlich, weil die geringste sich erhebende Luft das Wiederherauskommen unmöglich machen würde. Wir benannten diese Grotte die blaue (la grotta azurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meers ihren weiten Raum blau beleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrunde führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber gelegenen Damecuta, wo der Sage nach Tiber Mädchen verschlossen haben soll, und es ist möglich, daß diese Höhle sein heimlicher Landungsplatz war. Bis jetzt ist nur ein Marinaro und ein Eseltreiber so herzhaft, diese Unternehmung mit zu wagen, weil allerhand Fabeln von dieser Höhle in Umlauf sind. Ich rathe aber Jedem, sich vorher mit diesen beiden des Preises wegen zu verständigen. Der Wirth, welchen ich seiner Kenntniß der Insel wegen empfehle, will einen ganz kleinen schmalen Nachen bauen lassen, womit dann bequemer hineingefahren werden könnte. Bis jetzt will ich es nur guten Schwimmern rathen. Sie ist des Morgens am schönsten, weil Nachmittags das Tageslicht stärker und störender hineinfällt und der wunderbare Zauber dadurch gemindert wird. Der malerische Eindruck wird noch erhöht, wenn

man, wie wir, mit flammenden Pechpfannen hineinschwimmt."

Also Kopisch. Der treffliche Mann hat sich in diesem Eilande ein herrliches Denkmal entdeckt, und mir ist es, als wäre diese wunderbare Grotte deutsches Eigenthum und deutsches Symbol. An dieser Stelle verweben sich mit jenem deutschen Dichtermaler viel Erinnerungen auch an Tieck, an Novalis, an Fouqué, an Arnim, an Brentano, die nun Alle heimgegangen sind bis auf den trefflichen Eichendorff und bis auf Heine, den letzten verwunschenen Prinzen dieser Dichterschule. Wir wollen denn als Grabesspender aus dem blauen Feuerwasser von Capri einen versöhnlichen Weihguß auf die Gräber jener todten Dichter gießen. Denn von dieser Grotte haben sie alle geträumt, und wahrlich, es konnte der Preis ihrer Auffindung auch nur einem Maler und Dichter zukommen, aus der Zeit Derer, welche die blaue Wunderblume der Poesie suchten bei den Undinen in der Tiefe, bei der Frau Venus im Berge und in den unterirdischen Grotten der Isis. Sie waren alle liebenswürdige kleine und große Kinder, Knaben mit dem Wunderhorn. Ihr Hoherpriester Novalis sieht aus wie ein schöner, bleicher Knabe, der sich in das lange Predigergewand seines todten Urgroßvaters gesteckt hat und mystische Weisheit redet, von der Niemand weiß, wie das Kind dazu gekommen. Ihre Muse aber ist eine Sirene. Sie wohnt in der blauen Grotte von Capri, der Insel des grausamen Wollüstlings Tiberius. Sie haben alle ihren herzbewegenden Gesang gehört, und keiner hat sie gefunden, sie haben

sie alle gesucht und sind vor Sehnsucht nach der blauen Wunderblume alle gestorben. Goethe hat es ihnen prophezeit in dem „Fischer“: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr geseh'n.“ Und nun, da die blaue Wunderblume, nämlich die blaue Wundergrotte, denn das war das unbekannte Mysterium, gefunden ist, ward der Zauber gelöst, und kein Lied der Romantiker wird mehr gehört werden in deutschen Landen.

Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, mit denen man als Kind zusammenlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlichte. Die Wellen athmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rothe Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da Niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß hinabspringen und man taucht sich wie in ein Lichtermeer nieder. Ja, ich glaube wohl, daß Tiberius hier badete und unter den schönen Mädchen seines Harems hier umherschwamm, wie Sueton erzählt.

In dieser wollüstig strömenden Phosphorflut glühten dann die Mädchenleiber wie strahlende Leiber von Meerfeien, und nicht hat hier Sirenengesang und Flötenspiel gefehlt, um solches Bad zu einem unsaglichen Wollustbade zu machen. Ich sah auf einer griechischen Vase eine Sirene gemalt, ein wunderliebliches Wesen, das hebt beide lilienweiße Arme auf, kichert und schlägt zwei blitzende Erzbecken zusammen. So kommen hier die Sirenen aus der blauen Feuerflut herauf, schlagen die Erzbecken zusammen, kichern und tauchen auf und unter. Aber nur Sonntagsmenschen sehen sie und kleine Kinder.

Man muß über den Reichthum dieses Eilandes an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viele, daß man nicht alle kennen lernen kann. Ich bin in mehr als funfzehn dieser Grotten eingedrungen und habe darunter auf der südlichen Seite eine kleine gefunden, welche genau die blauen Lichteffecte der Grotta azurra zeigt. In andern findet man grüne Lichter, je nach der Beschaffenheit des Grundes, in weißlichem Feuer phosphorescirend, zumal in der Grotta verde unter dem Blaco, der herrlichsten Grotte Capris durch ihre prächtig gewölbte Architektur und die Umfassung grandioser Felsenzinnen. Sie ist nicht ganz unterirdisch bedeckt, sondern hat eine Felsendurchfahrt von einer Seite zur andern. Einige dieser Grotten haben Namen, wie die Marmolata, die Marinella, andere sind namenlos. Ich machte mir das Vergnügen, alle die namenlosen, die ich besuchte, zu benennen, ohne den

Ruhm eines Höhlenentdeckers zu beanspruchen. Und so weiß ich nur allein, wie schön es ist in der Grotte Stella di Mare, in der wundersamen meerblumengeschmückten Grotte des Icarus, in der Grotte der Meerspinne, deren Wände gelb sind und deren Gestein, wo es die Welle benetzt, rosig, sammtgrün und weißlich schimmert. In einer Grotte war es ein Wogenschlürfen und ein anapästisches Wellenschlagen, sodaß ich sie den Eumeniden geweiht habe. Alle diese Grotten liegen vom Ufer des Solaro bis hinaus über die Faraglioni, unscheinbar außen, da ihre Mündung oft dem oberflächlichen Blick entgeht, drinnen hochwölbig, dunkel, wellenstill, von Meerspinnen, Seeigeln, Meersternen bewohnt, eine zauberische Geistereinsiedelei.

Es ist höchst belohnend, die ganze Insel zu befahren. Man braucht dazu drei Stunden und kann in dieser Zeit auch einige Grotten besuchen. Die Westküste hat die Höhlenbildung nicht, denn hier sinkt das Ufer vom Solaro nieder zwischen beiden Caps Punta di Vitareto und Punta di Carena. Es sendet dort drei niedrige, doch schroffe Spitzen aus, Campetiello, Pino und Orica, welche mit Schanzen bewehrt sind. Und hier war auch die Stelle, wo die Muratisten bei Nacht die Felsen erklimmten. Rudert man aber um die Carena, so wird das Südufer plötzlich riesenhoch und fürchterlich steil; die Felsen steigen, gigantisch und wild, senkrecht vom Wasserspiegel auf bis in das Gewölk, welches ihre Gipfel nebelnd umspinnt. So geht die Südküste fort bis zur Punta Tragara, und nicht minder erhaben und bizarr zugleich ist die ganze Ostküste

bis zum Lo Capo, dem Nordostcap der Insel. Hier ist das Ufer voll von stalaktitischen Höhlenbildungen.

Nun noch hinauf zum Gipfel Capris, zum Solaro. Steigt man über Ana-Capri auf pfadlosen Felsen mühsam kletternd, so gelangt man zu dem Kamm des Berges. Form und Anblick ist überraschend, weil der Berg sich auf der Höhe selbst tief einsenkt und eine dürre braune Fläche darbietet, das Dach jener Felsenwände, die nach Capri abstürzen. Auf braunem Haideland geht man fort zwischen starren Kalksteinblöcken, und jeder Schritt stört Schwärme brauner Heuschrecken auf, welche in unglaublicher Zahl den Boden bedecken. Am Rande dieser Fläche aber hängt an schauerlichen Felsen hoch über dem Meere die Klause des Eremiten von Ana-Capri, und nimmer sah ich noch eine Eremitage, die es so ganz gewesen. Man muß durch die alte Kapelle gehen, um in die Klause zu treten. Ich fand alle Thüren offen und den Siedler nicht daheim. Seine Kutte hing über der Mauer seines Felsengärtchens, über seinem Bette hing der heilige Antonius von Padua, ein geweihter Oelzweig und ein Rosenkranz; in seiner Vorrathskammer die Madonna dolorosa, weinend, grade über einem Häuflein Zwiebeln, und da standen umher ein Korb voll Brot und ein paar leere Teller.

Ich sah im Campo Santo zu Pisa jenes phantasiereiche alte Frescogemälde von Ambrogio und Piero Lorenzetti, welches das Leben heiliger Eremiten in der Wüste darstellt, und fand einen Zug daraus hier lebend wieder. Ich glaube, der alte Eremit predigt hier jeden Freitag den Fischen, wie der heilige Antonius, den man

auf einem Bilde in Rom sehen kann, wie er auf einer Felsenklippe steht und in das Meer hinunterpredigt. Es strecken aber die Fische ihre Köpfe heraus und sperren alle die Mäuler weit auf. Wie ich nun in der Klause umherging, kam der Alte, ein Laienbruder. Er trug ein Bündel Reisig auf der Schulter. Sehr froh, einen Gast zu finden, entschuldigte er sich, daß er keinen Wein habe. Schon 32 Jahre klaust der Alte dort oben in der Felsenwüste, und auch er hinkt vom Bergerklettern, doch nicht mephistophelisch klumpfüßig wie der Tiberius-Eremit, sondern nur menschenfreundlich sanft wie die Heiligen und die irdischen Götter.

Ueber seiner schwindelnden Klause steht der Gipfel des Solaro, die Spitze Capris und, wie ich schon sagte, die Warte eines einsamlichen, segelerspähenden Mannes. Hat man sich dort hinaufgearbeitet, so genießt man endlich den Lohn des Hercules. Denn hier liegt zu Füßen hingebreitet das ganze Eiland und ein Kosmos wunderbarer Schönheit. Und dies ist der Horizont, den hier das Auge umfaßt: südwärts endloses Meer, nach Westen und Norden die kleinen Ponzainseln, die hochgegipfelte Ischia, das Eiland Vivara, die sanftgeneigte Procida, hinter ihnen traumhaft und weit die Berge von Gaeta und Terracina mit dem Cap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen, an deren Fuß Tiberius ermordet ward, die elyseischen Ufer und die der Kimmerier, die blauen Küsten von Bajä und von Puteoli, Cumä mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schloßgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilip, die Spitze der Camaldoli, ferne Berge

von Capua, dann das schimmernde Ufer von Neapel, ein riesiger Kranz von Städten bis nach Torre del Greco; der zweigegipfelte rauchende Vesuv über Pompeji, hinter ihm hervor die schönen Berge von Sarno und Nocera, vielgegliedert und reichgefaltet; ostwärts das braune, scharfgemeißelte Ufer von Massa mit dem Cap von Sorrento und dem der Minerva, dahinter der gigantische Berg San-Angelo, weiter hinweg die sirenusischen Klippen und alles Uferbergland der Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus die bleichen fernen Berge von Calabrien, der Ufersaum von Pästum und Cap Licosa in Lucanien.

Auf solcher Höhe und in solcher Weite des Gesichtskreises fühlt man einmal auch Sonnenweiten menschlicher Existenz. Denn fürchterlich eng ist dieses Menschenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, sodaß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um größern Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontvergrößerung; ihr herrlichster Lohn ein Blick von Höhen der Cultur, wo sich die Künste und die Wissenschaften, alles Geschaute, Gedachte und Gelebte in göttlicher Ordnung, schön und weit zu einem kosmischen Ringe schließen. Auf dem Gipfel des Solaro dachte ich an Humboldt. Ich glaube, um dessen Geist liegt die Welt so schön und klar gegliedert; und auch an Plinius dachte ich hier, den Humboldt der Römer, wie ich den Berg Misen und den Vesuv sah; und an Aristoteles, den wahrhaft kosmischen Geist und Ordner des menschlichen Wissens.

Doch wir, schon zufrieden, nur mit dem leiblichen

Auge eine so große Ordnung der Natur einmal angeschaut zu haben, steigen nun herab; denn es sinkt die Sonne hinter Ischia. Schon glüht das weite Meer im Westen von dunklem Purpur, und der Fels von Ponza dort, der sich aus der Flut emporhebt, schön und fern, als läge er in einer andern Sphäre des Raums und des Lichts, ist ganz durchglüht und erschimmert in durchsichtigem Purpurbrande. Also lebe wohl, du schönes Eremiteneiland Capri!

Anmerkungen.

Als Nachtrag zur Geschichte des Ghetto und der Juden in Rom diene die dort versäumte Bemerkung, daß der goldene, siebenarmige Leuchter vom Tempel zu Jerusalem bis zum Jahre 455 in Rom verblieb. Die Vandalen waren es, welche ihn während der Plünderung Roms erbeuteten und nach Afrika entführten. Prokopius erzählt, daß Belisar denselben Leuchter nach Constantinopel bringen ließ, nachdem er im Jahre 534 das vandalische Reich in Afrika vernichtet hatte. Die weiteren Schicksale jenes merkwürdigen Candelabers sind dem Verfasser nicht bekannt.

Im Mittelalter erhielt sich lange unter dem römischen Volke die Sage, daß ein siebenarmiger Leuchter, welcher auf dem Hauptaltar der Kirche Sanct Johann im Lateran aufgestellt war, jener des Tempels zu Jerusalem gewesen sei. Auch die Bundeslade befand sich nach dem Volksglauben unter dem Altar der Kirche, wohin sie mit Moses' und Aaron's Stab von der heiligen Helena, der Mutter Constantin's, aus Jerusalem gebracht worden war.

Der Verfasser hätte noch manches zur Erweiterung der merkwürdigen Geschichte der Juden in Rom nachtragen können, was er seither in den Chroniken des Mittelalters bei Gelegenheit von Studien über die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter aufgefunden hat. Doch war dies leider zu spät, da er die Druckbogen nicht selbst revidiren konnte.

Denjenigen Lesern gegenüber, welche mit seinem Buche „Corsica" oder mit seinen früheren Schriften bekannt sind, bemerkt er, daß in dem vorliegenden Bande aus Versehen meistenteils die Schreibart der Officin angewendet worden ist. Er bemerkt dies, um sich vor dem Vorwurfe der Inconsequenz zu schützen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

